7107

Fürst Pückler.

Deutsches Taschenbuch

auf das Jahr 1837.

Mit Beiträgen

von

Willibald Alexis, Adelbert v. Chamisso, Jos. Frhrn. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, Em. Geibel, O. F. Gruppe, Aug. Kopisch, H. Marggraff, Th. Mundt, L. Rellstab und H. Stieglitz.

Herausgegeben

von

Karl Bürhner.

Mit 3 Kupfern.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

LIBRARY
MAY 6 1976
UNIVERSITY OF TORONTO
AP
30
D487
1837

Vorwort.

Man wird es für ein kühnes Beginnen halten, daß ich, nachdem so manches viele Jahre bestandene Taschenbuch zu Grabe gegangen ist, mit einem neuen Unternehmen der Art auftrete. „Die Zeit der Taschenbücher ist vorbei", so meint man, und ich glaube dies auch von den bisherigen. Es gilt aber wol den Versuch, eine neue, der Gegenwart angemessenere Gattung einzuführen.

Die Mode beherrscht das Aeußere der Menschen und der Bücher: sie hat dasselbe bis jetzt nicht so umgestaltet, daß nicht dadurch noch die Form der Taschenbücher gerechtfertigt wäre.

Aber das Innere — der Geist — der Menschen hat sich seit Jahren bedeutend verändert, und ein jährlich

erscheinendes Taschenbuch — ein Almanach — muß, so scheint mir, der Sedez-Abdruck desselben sein. Darum soll das deutsche Taschenbuch sich nicht, wie die bisherigen, ausschließlich auf die leichte Gattung der Novelle, Erzählung und des Gedichts beschränken, sondern auch den Ernst des deutschen Lebens repräsentiren. Es wird dem zufolge stets eine Mannigfaltigkeit von Darstellungen enthalten, welche Deutschland und die Deutschen im Leben, in der Wissenschaft, der Literatur und Kunst abzuspiegeln geeignet sind. Der Stoff ist zu groß, um ihn in einem Jahrgange geben zu können: das nähere Interesse entschied die Auswahl für den vorliegenden.

Zu einer Schilderung aus dem heutigen Leben der Deutschen war eine Persönlichkeit nöthig, welche ansprechend für alle Leser, die vielseitigsten Beziehungen darböte, und deren Darstellung gestattete. Diese Persönlichkeit glaubte ich in dem Fürsten Pückler-Muskau zu finden, den die Welt so gern für „den Verstorbenen" nimmt. Die authentischsten Materialien standen dem Biographen zu Gebote, und sein Talent hat gewußt, sie zu einem anziehenden Gemälde zu gestalten.

Die zeichnenden und bildenden Künste, die Glücklichen, die Wenigen, welchen die Welt die Anerkennung zollt, die sie verdienen, nehmen auch in dem Deutschen Taschenbuch eine bedeutende Stelle ein. Ich halte es für einen

Vorzug deſſelben, daß die artiſtiſchen Beigaben nur Reproduktionen von Meiſterwerken ſind. Auch für die folgenden Jahrgänge wird dies Grundſatz ſein.

Die Phyſiognomie unſerer jetzigen Literatur, dieſes vielköpfigen Ungeheuers, wurde in einem beſondern Artikel zu zeichnen verſucht. Sollte man einige Züge zur Vollſtändigkeit des Bildes vermiſſen, ſo wolle man bedenken, daß der Konflikt der Umſtände den Willen beſchränkt.

Endlich liebliche Früchte vom Jahre: Novellen, Gedichte — willkommene Gaben für Leſer und Leſerinnen — zur Lektüre im einſamen Zimmer wie in gemiſchter Geſellſchaft.

Eine finſtere, im Verborgenen waltende Macht beherrſcht den Schriftſteller, giebt ſeinen Beſtrebungen Leben oder Tod. Er kennt ſie, dieſe Macht, und doch auch nicht; ſie iſt veränderlich und unzuverläſſig: jetzt zeigt ſie ſich ihm freundlich, gewogen; ſpäter wendet ſie ſich ohne Veranlaſſung gleichgültig von ihm. Er ſucht ſie für ſich zu gewinnen, doch ihr iſt ſchwer anzukommen. Er bringt ihr Opfer über Opfer; aber welches wird nicht verſchmäht? Er buhlt um ihre Liebe; indeß ſie iſt eine verwöhnte Schöne: ſie hat zu viele Anbeter. Tag und Nacht ſinnt er, was er ihr Angenehmes erzeige: hier erfindet er ſelbſt Genüſſe für ſie, dort holt er die ſchönſten Blumen aus der Fremde, oder erſucht wol auch die

Freunde um anmuthige Gaben. Und doch entgeht ihm ihre Gunst? — Diese Macht ist die Lesewelt; der deutschen weihe ich dies Taschenbuch. Sein Schicksal liegt in ihrer Hand. Möge sie die Gabe freundlich aufnehmen!

Karl Büchner.

Inhalt.

Seite.

Fürſt Pückler. Ein Lebensbild von Theodor Mundt 1

Ueber die Entwickelung der neuern deutſchen Kunſt. Von O. F. Gruppe. 63

Phyſiognomie der deutſchen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von Hermann Marggraff. 147

Herr von Sacken. Novelle von W. Alexis. . . 211

Der Träumer. Novelle von Auguſt Kopiſch. . . 315

Gedichte.

Vom Pythagoräiſchen Lehrſatze, von Adelbert v. Chamiſſo. 379

Umkehr, von Joſ. v. Eichendorff. . . . 380

Tafellied, von Demſelben. 381

Entgegnung, von Demſelben 382

Des Seilers Tochter, von E. Ferrand. . . . 383

Die Linden blühen wieder, von Demſelben . . 386

Armand von Béarn, von Franz Freiherrn Gaudy. 387

Der Handwerksburich, von Franz Frhrn. Gaudy. 389
Der Zigeunerbube im Norden, von Em. Geibel 394
Preußen's Dioskuren, von L. Rellstab. . . . 396
Muth! Von Heinrich Stieglitz. . . . 400

Uebersicht der Kupfer.

1. Titelkupfer. Porträt des Herrn Fürsten Pückler-Muskau, nach einem Bilde im Besitze Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Pückler-Muskau zu Berlin.
2. Das Königsmonument zu München. Es wurde dem Andenken des Königs Maximilian Joseph von Bayern durch die Bürger von München in Liebe gewidmet, ist 34 Fuß hoch, wurde architektonisch angeordnet von L. v. Klenze, ausgeführt von K. Rauch und gegossen von J. B. Stiglmaier.
3. Charlottenhof bei Potsdam. Die hier gegebene Ansicht ist eine Perspektive des Gartenhauses in dieser reizenden, Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen gehörigen Besitzung. Der Plan dazu ist vom Ober-Bau-Director Schinkel entworfen und seit 1834 ausgeführt. In einem malerischen Styl sollten sich in dieser Anlage mancherlei Gedanken idyllischer Art, aus der reichen, stets ergiebigen Phantasie des erhabenen Besitzers, aneinanderreihen und eine mannigfaltige Gruppe architektonischer Gegenstände bilden, die sich angenehm mit der umgebenden Natur verschmelzen konnte. Die eigentliche Wohnung des Gärtners, die architektonische Hauptmasse in dieser Gruppe, stellt sich in dem Styl italienischer Landgebäude dar. Ueber der einen Hälfte dieser Masse erhebt sich ein zweites Geschoß, in welchem mehrere angenehme Logirzimmer angelegt sind. Daneben steigt ein mäßig hoher Thurm noch höher aus der Masse hervor, in welchem sich ein zierliches Badecabinet befindet: mittelst einer kleinen steinernen Treppe, die von außen fast schwebend angelegt ist, steigt man zu demselben hinauf. An der vorderen und hinteren Seite führen Weinlauben, von steinernen Pfeilern getragen, in die Gärtnerwohnung. An der hintern Fronte dehnen sich

dieselben weiter aus und verbinden einen zierlichen Salon mit jener Hauptmasse. In diesem Salon, der ein eigenes tempelartiges Gebäude bildet, ist ein Billard zum Vergnügen der Herrschaft aufgestellt. Durch einen Peristyl von attischen Pilastern tritt man aus dem Salon auf einen hart an einem kleinen See gelegenen freien Platz, der mustvisch ausgeziert und mit niedrigen Brüstungsmauern umgeben ist, auf welchen Blumenvasen gestellt sind. Vgl. Schinkel's Sammlung architektonischer Entwürfe 24s Heft.

Berger sc.

Das Königsmonument in München.

Berger sc.

Charlottenhof bei Potsdam.

Fürst Pückler.

Ein Lebensbild

von

Theodor Mundt.

In Deutschland hat es zu verschiedenen Zeiten besondere Charaktertypen gegeben, die man vorzugsweise als Originale ansah, ihnen im Leben nachlief und sie in Romanen abzeichnete. Wandernde Lumpengenies und mißvergnügte Continents-Engländer erscheinen in deutschen Darstellungen des vorigen Jahrhunderts am häufigsten als Originale. Unsere Nation hat viel originelle Köpfe hervorgebracht, aber wenig Originale. Darum ist auch der Begriff der letzteren ein sehr zweideutiger. Ein Originalgeist, der ein neues Sonnen-System entweder an den Höhen des Himmels oder in den Tiefen des menschlichen Geistes entdeckte, ist darum noch nicht so sehr Original, wie Lord Chesterfield es war, der einem andern Lord, welcher eine beim Spiel zu Boden gefallene Guinee ängstlich suchte, dazu leuchtete, indem er eine Banknote von zehn Pfund Sterling anzündete, die er zum Fidibus gedreht hatte. Ein Original im sprachgebräuchlichen Sinne des Wortes ist mit einer komischen Idiosynkrasie gegen die Gewohnheit geboren, und führt einen beständigen Guerillakrieg der Laune gegen die Gesetze

des Alltagslebens. Auf den Kampf gegen die ihm widerstrebende Gewohnheit vergeudet es oft so viel Geist und Talent, als das Genie gebraucht, um das wirklich Neue zu schaffen; aber während es der Triumph des Genies ist, die Schöpfung des Neuen wieder mit der Gewohnheit des Lebens in einen Einklang zu bringen, und ein Ganzes daraus zu gestalten, besiegt das Original die Alltäglichkeit oft nur durch eine auf den Kopf gestellte Alltäglichkeit, und fällt so auf eine sich selbst travestirende Weise dem wieder in die Hände, wogegen es sich auflehnt. Ein Genie darf in allen den Dingen, in welchen sich das Original als Original gebärdet, sich als Gewohnheitsmensch zeigen; denn man kann ein Genie sein und doch regelmäßig essen, trinken und verdauen, auf die gewöhnliche Art eine Frau nehmen, erst mit dem rechten, dann mit dem linken Fuß ins Bett steigen u. s. w. Ein Original ist der noch nicht gethane Schritt von der Originalität zur Karikatur, und auf dieser Klippe, die es beständig zu fürchten hat, gewinnt es einen tragikomischen Anstrich. Es unternimmt halsbrechende Wagestücke mit allen Formen des Lebens, und wird befriedigt oder befriedigt in keiner einzigen, während das Genie in der einfachsten Form den größten Inhalt zu entwickeln im Stande ist. Das Genie hat in sich selbst ein Schicksal, von dem es durchdrungen und getrieben wird; das Original findet seine bizarre Philosophie darin, die Seiltänzereien des Zufalls, an die es sich hingiebt, zu einem bindenden Fatum ironisch umschlagen zu lassen. Beide Ele-

mente vereinigen sich jedoch öfters auch in einer und derselben Natur, und dies pflegt in Zeiten zu geschehen, die, wie die unsrige, eine äußere Abplattung auf allen Lebensstufen erfahren haben, ohne zu einer inneren Vollendung und Beruhigung gediehen zu sein. In Zuständen, wo das gesellschaftliche Leben keine Romantik mehr und alle Länder geebnete Kunststraßen haben, wo jeder Winkel der Erde in einem Guide de voyageur verzeichnet steht, und man sein eignes Signalement zur beständigen Selbsterkenntniß in der Tasche mit sich tragen muß, können sich die eigentlichen unverfälschten und bewußtlosen Originale nicht mehr halten, selbst die Donquixoterieen der Engländer taugen zu keinem Epigramm mehr, und statt der Sonderlinge und Querköpfe sind in unsern Novellen Zerrissene aufgetreten. Dagegen sehen sich die Genies, die in solchen Perioden geboren werden, nicht selten genöthigt, nach der seltsamen Form des Originals zu haschen, hinter allerlei Sonderbarkeiten ihre Offenbarungen zu verstecken, und durch abenteuerliche Sprünge in Lebensform, Meinung und Darstellung den Sinn ihrer Zeit zu wecken, der für großartige Einfachheit momentan erstorben ist. So dürften allmählig immer mehr Bildungen bei uns hervorkommen, welche die äußerliche Bizarrerie des Originals mit der ideellen Ursprünglichkeit des Genies mischen und reiben und als eine Einheit an sich aufweisen. —

Der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen ist häufig ein Original genannt worden, und hat

sich mehrfach, theils berichtigend, theils in einem gewissen Sinne ablehnend, über solche Kategorie, und sein Anrecht an dieselbe, ausgelassen. In der Vorrede zum ersten Band jener Briefe sprach er, sich präsentirend, zuerst ein solches Wort über sich aus, fügte jedoch hinzu, daß dem Verstorbenen, wenn man ihn für ein künstliches Original halten wollte, Unrecht geschehen würde, obwohl ihm dies vielfältig angethan worden sei. Wir sind ganz seiner Meinung, und nennen ihn lieber ein bewußtes Original, mit welcher Bezeichnung er auch selber vielleicht zufrieden sein dürfte, wenn man einer Stelle in den Tutti Frutti (Th. 3. S. 51.) zu trauen hat. Ein bewußtes Original ist jedoch auch ein Original, es ist das Original einer Reflexionsperiode, und hat den Nutzen, daß es der Welt gegenüber seine Sonderbarkeiten ausüben und genießen und doch zugleich behaglich darüberstehen kann. Es besitzt alle Vortheile, und keinen der Nachtheile des naiven Originals, weil es sich selbst zu ironisiren vermag, ohne ironisirt werden zu können. Ein bewußtes Original weiß es, daß und wie es Original ist, es kennt genau alle die Gelegenheiten, an denen es zum Original wird, und versteht dieselben auch ohne Zweifel nicht selten absichtlich herbeizuführen; sowie der Witzbegabte, ohne schon von einem bestimmten Einfall getrieben zu werden, doch im Gespräch oder bei Vorfällen immer genau die Aufforderungen kennt, bei denen er witzig sein müßte, weil seine eigenste Natur vor diesen Fällen herausgerufen wird. Sollte ihn dann seine Gabe in dem Moment

dennoch im Stich lassen, und, wie man selbst bei den glänzendsten Talenten dieser Art oft erlebt, er nur zu witzeln sich gedrungen fühlen, so würde man ihm dadurch doch seine ächt witzige Grundnatur nicht abläugnen wollen. So geht es mit denjenigen Originalen, die das Wissen und den Willen haben, originell zu sein, weil sie es wirklich durch Natur sind, und die, wenn sie auch in manchen Fällen des Lebens nur originälern (falls für eine halbe Karikatur eine solche grammatische Karikatur erlaubt ist), doch immer nothwendigen Bedürfnissen des in ihnen prickelnden Originals dabei folgen.

Der Verstorbene ist theils ein wirkliches und wildgewachsenes Original, theils ist er aus genialer Langerweile über die unoriginellen Verhältnisse der heutigen Gesellschaft zum bewußten und absichtlichen Original geworden. In der Literatur ist er dies in einem viel höhern und eigenthümlichern Sinne, als es bis jetzt in Deutschland vorhanden gewesen, und seine Schriften, welche eine solche Fülle von Gegenständen in reizender Behandlung in sich schließen, sind doch am meisten als frische, unmittelbare Abdrücke seiner Persönlichkeit so lieb und werth und bedeutsam geworden, einer Persönlichkeit, welche die leicht auseinanderfallenden Bücher immer als etwas Ganzes und Vollständiges, als ein reifes und künstlerisch auseinandergelegtes Leben, als ein in allen seinen Launen und Temperamentswechseln tief zusammenhängender Charakter, durchschreitet und fest umgränzt. Alle seine Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten, die er als

Talismane gegen Ennui und Einförmigkeit des Lebens so zauberhaft zu brauchen versteht, lösen sich bei ihm selbst oft in feine Ironie, in Selbst- und Zeitbetrachtung, und in den höhern Standpunkt einer piquanten Weltanschauung auf. Dagegen bleibt in manchem Aeußern der Erscheinung, in mancher rücksichtslosen Unbefangenheit, alle Naivetät des Originals ergötzlich für sich bestehen, besonders in seinen frühern Jahren, wo die originellste Verachtung gegen die Gewohnheit der Welt sich gern und mit unwillkürlicher Schadenfreude an die Fama preisgiebt. Auch das Schicksal der gewöhnlichen Originale, daß sie in Deutschland für Engländer angesehen werden, hat der Verstorbene, jedoch zu seinem größten Mißvergnügen, nicht selten getheilt, und als ihn einmal Jemand in Berlin bei Jagor fragte: ob er nicht ein Engländer sei? gab er die bekannte, diese Bezeichnung witzig ablehnende Antwort. Während seines frühern Aufenthalts in Berlin, wo er als junger Kavalier durch die elegantesten Sitten und die schönste Equipage in der vornehmen Welt Epoche machte, fuhr er zuweilen in seinem brillanten Fuhrwerk die Linden herunter, ließ dann plötzlich an der Ecke der Charlottenstraße stillhalten, und saß hier eine Stunde lang lesend im offnen Wagen, die um ihn sich sammelnde, gaffende Menge völlig ignorirend. Mag man solche und ähnliche Anwandlungen gesucht nennen, so bleibt die wirkliche Ausführung derselben mitten unter unsern zahmen Verhältnissen doch immer eine gewisse Virtuosität, einen Charakter voraussetzend, der Muthwillen und

Geiſt genug hat, die ihn umgebende Tagesordnung, von der alle Uebrigen beſtimmt werden, einmal als nichtexiſtirend für ihn zu betrachten. Schon mehr nach Sonderbarkeitsſucht ſchmeckt es, wenn er z. B. zuerſt im Jahre 1828 in Irland den Werther kennen lernt, und zwar in einer engliſchen Ueberſetzung, während er in Deutſchland das deutſche Buch bekanntlich nie bis über die Geſchichte von dem ſchmutzigen Näschen hinausgebracht hatte, die ihm den Appetit verdorben. Jetzt aber lieſt er es durch, weil es ihm ſeltſam vorkommt, in einer fremden Sprache und mitten in der wüſteſten Gegend von Irland den Werther zum erſten Mal zu leſen; wenn er auch freilich, wie er meint, den „veralteten Leiden“ keinen rechten Geſchmack mehr abgewinnen, und das „viele Butterbrot, die kleinſtädtiſchen nicht mehr üblichen Sitten, und die zu Gemeinplätzen gewordenen Ideen“ ihm bis in Irland hinein widerſtehen.

Als geſellſchaftliche Geſtalt in der Mitte der heutigen ſocialen Verhältniſſe zeigt ſich der Verſtorbene in den genialſten Beziehungen als ächtes Original. Die höhere elegante Geſellſchaft, deren eingeborenes Kind er iſt und deren Muttermale er alle an ſich aufweiſt, iſt doch zugleich der Gegenſtand ſeiner unaufhörlichen Antipathieen. Er haßt die Geſellſchaft und beherrſcht ſie doch zugleich, er flieht ſie um ihrer Unnatur willen und bekleidet ſich doch gern wieder mit allem ihrem Glanze, er verſteht ſie als Meiſter zu genießen und geht doch unbefriedigt und nach etwas Höherem ſuchend von ihren Tiſchen. Mitten

aus dem kostbarsten Gepränge des Salonlebens wünschte er sich in eine Wüste oder auf eine Felsenspitze, die nur mit Todesgefahr erklettert werden kann; und in der Wüste oder Felseneinöde vermißt er wieder die exclusive Gesellschaft, und fährt mit Vierspännern unter Volksauflauf in die höchsten Salonverhältnisse zurück. Er gefällt sich am besten als Einsiedler, nur daß er, statt in abgelegener Klause, sich lieber im Reisewagen verbirgt, wo ihm in objektiven Fensterbildern und in behaglicher Perspektive Berg und Thal und Menschenleben vorübergaukeln. Er ist ein gebornes Reisegenie, seine Philosophie, seine Kunst, seine Wißbegierde, seine Religion, seine Humanität und Gemüthlichkeit, sind alle schöne Wegeblumen, die er auf der Reise bei heiterm Sonnenschein findet und pflückt. Bei den größten Strapazen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Reise fühlt er sich jedoch immer mehr à son aise, als auf dem Estrich der eleganten Zirkel, gegen die er bei solchen sich beständig aufdrängenden Vergleichen dann stets auf das liebenswürdigste seinen Unmuth verschüttet. Im Reisewagen häuslich eingerichtet, hat er die Behaglichkeit des Hin- und Hertreibens in der Welt, die Poesie des Landstraßen- und Wirthshauslebens, zum höchsten System der Weisheit und Schönheit sich ausgebildet, und trägt die Devise des Dr. Johnson: „das größte menschliche Glück sei, in einer guten englischen Postchaise mit einem schönen Weibe rasch auf einer guten englischen Chaussée zu fahren.“ (S. Briefe eines Verstorbenen, B. I.) Dabei ist es ein anziehender Zug

seines Wesens, daß er, der Mann der Aventüre, der in allen Verhältnissen und Formen gewiegte Lebensvirtuose, doch eigentlich nicht selten eine sehr hervorstechende Menschenscheu verräth, und besonders früher eine unüberwindliche Blödigkeit, nicht ganz ohne misanthropischen Beisatz, besessen haben soll, die ihn namentlich von Begegnungen mit großen und berühmten Leuten zurückhielt. So erzählt er selbst einmal, daß er sich Monate lang in der Nähe der Frau von Staël befunden, ohne sie gesehen oder gesprochen zu haben.

Diese Polarität seines Gemüths, die ihn zwischen Geselligkeit und Absonderung beständig hin- und herbewegt, verarbeitet jedoch zugleich mit um so größerer Reizbarkeit alle Eindrücke der Zeit, alle Interessen des Allgemeinen, die er auf dem Antlitz des Tages mit astronomischer Feinheit zu belauschen und zu verfolgen versteht. Alle gesellschaftlichen, ethischen, religiösen und politischen Fragen der Zeit finden in ihm ihre Saite, auf der sie eigenthümlich wiederklingen, und wenn er sich von ihnen ganz hat durchschüttern lassen, besitzt er auch die Grazie seines Standes, sie wieder nur wie eine leichte Aventüre zu behandeln und in eine gewisse anständige Entfernung zu seiner Person zu stellen. Dennoch wirkt die seltene Erscheinung in Deutschland, einen Schriftsteller von exclusiver Geburt bei unsern Wirren und Wehen betheiligt zu sehn, wie ein bezauberndes Phänomen, und wir freuen uns immerhin, daß ihm sein Rang sogar eine gewisse Bevorrechtung zu geben scheint, die Dinge selbst

an ihren schmerzhaftesten Stellen ohne Gefahr berühren zu dürfen. So zeigte sich denn, um das Merkwürdige seiner Erscheinung für unsre Zeit zu vollenden, die günstige Position seines Standes auch in seinen Büchern als etwas Bedeutsames. Er hat sich noch niemals die Finger verbrannt an den Feuern, die uns brennen, und Vieles, was er sagt, wird gerade darum so bedeutend, weil er es sagt und geltend macht. Einen Autor solche Vortheile vereinigen zu sehn, ist etwas Neues für uns. Es sind Zugeständnisse, die der Aristokratie und Demokratie zu gleicher Zeit und mit Einer Wendung gemacht werden, und in dieser Lage ist uns der Fürst Pückler eine der versöhnlichsten und beziehungsreichsten Gestalten, verheißend hineingestellt mitten in unsere Schwankungen und Bedürfnisse. Zur Befestigung aller Sympathieen, die wir mit ihm haben, und die fortwährend reizen, uns mit ihm zu beschäftigen, dient auch noch etwas Zartes, jene moderne Wehmuth, die den Verstorbenen zuweilen mitten in der frivolsten Laune beschleicht, ein geistiger Accord aus heutiger unbefriedigter Stimmung, aus dem allgemeinen Bewußtsein des Unvollkommenen. —

* * *

Hermann Fürst von Pückler-Muskau wurde am 30. Oktober 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren. Seine überwiegende Gutmüthigkeit, die ihm eigen, hat er selbst scherzhaft dadurch erklärt, daß er das Glück habe, ein geborner Sachse zu sein, wie er denn

auch den größten Theil seiner Ausbildung und Erziehung zuerst in Dresden, dann auf dem Pädagogium in Halle, und der Universität zu Leipzig empfing. Bemerkenswerther ist, daß er, der nachher als der schärfste Bekämpfer des Pietismus mit allen Waffen der Satire aufgetreten und nichts eifriger haßte als religiöses Sektenwesen, eine nicht kleine Zeit seiner Kindheit in einer herrnhutischen Lehranstalt zu Ilhyst verlebte, wohin er von seinem siebenten bis zum eilften Jahre gegeben war. Seine Kinderjahre gingen ihm meistentheils unfreundlich hin; wie es scheint, ohne glücklichen und warmen Sonnenschein der Elternliebe. Wenigstens standen zwischen ihm und seinem Vater, dem Grafen von Pückler-Muskau, der kursächsischer wirklicher Geheimerrath war, viele widerstrebende Elemente, die in der Folge noch störender hervortraten und bis zum Tode des Letztern andauerten. Doch ein frühes Hingeben an die Natur entschädigte ihn mit poetischen und gemüthlichen Eindrücken, die er daraus lebhaft in sein Wesen aufnahm. „Dein Freund — schreibt er von sich in den Briefen eines Verstorbenen — wurde leider auch im Sande geboren, aber der Duft des Erzes, glaub' ich, aus den Schachten, der flammende Hauch der Gnomen von da unten her, die dunkle Waldeseinsamkeit der Tannen oben, und das Geflüster der Dryaden aus ihren in dichten Festons herabhängenden Zweigen haben seine Wiege umgeben, und dem armen Kleinen einige fremdartige wohlthätige Elemente verliehen." Die Abstammung seiner sehr alten Familie von dem uns aus den

Nibelungen bekannten Rüdiger von Bechlarn hat er selbst, an einer Stelle seines Werkes über die Landschaftsgärtnerei, wahrscheinlich zu machen gesucht, sowohl durch die Identität des Namens, indem Pückler ohne Zweifel aus Pechlarn entstanden, wie sich seine Vorfahren auch noch im fünfzehnten Jahrhundert geschrieben haben sollen; als auch durch das Wappenbild seiner Familie, das in vier Feldern die zertheilten Glieder eines Adlers darstellt, welches Symbol sich ebenfalls auf dem Grabmahl Pellegrins, Bischofs von Passau, aus dem neunten Jahrhundert, befindet, der ein Nachkomme jenes Rüdiger von Bechlarn gewesen *). Genealogen haben diese Annahme, die den Verstorbenen direkt mit dem Nibelungenliede in eine verwandtschaftliche Beziehung setzen würde, bezweifelt und bestritten, doch hat der Fürst bereits mitten in seinen genialen Parkschöpfungen von Muskau den Platz bestimmt, wo er jenem seinem Ahnherrn eine Statue errichten wird. So viel ist gewiß, daß diese glorreiche literarische Abstammung seines Adels, gewissermaßen eine vergeistigte Idealisirung der Aristokratie, sich in ihm selbst ergiebig reproduzirt hat, indem er den alten Ruhm eines aristokratischen Familiennamens durch eigne Bestrebungen abermals an das Literarische anknüpfte und ihm damit ein neues und um so sichreres Anrecht an Fortüberlieferung erwarb.

Unruhiger Drang in vielfältigen und unbefriedigten

*) S. Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, S. 186. Anm.

Richtungen bezeichnete die Jugendjahre. Der frühe Reiz zu etwas Außerordentlichem und Ungewöhnlichem verband sich mit der Kraft dazu, aber die Anwendung derselben zersplitterte sich an allerhand einzelnen und abenteuerlichen Formen, und doch fühlte er sich immer so bestimmt zur Erreichung eines ausgezeichnet hohen und großartigen Zieles berufen, daß er glaubt, wenigstens nach seinem Tode werde er, im Fall ihm hier Alles mißlänge, eine außerordentlich bedeutsame Stellung irgend wie einnehmen. Die Universitätsstudien, wozu die Rechtswissenschaften gewählt und mit manchen andern Beschäftigungen zu gründlicher Ausbildung verbunden waren, wurden nach drittehalb Jahren mit der militairischen Laufbahn vertauscht, die er als Gardes-du-Corps-Lieutenant in Dresden begann, und wovon ihm sein Hang zu chevaleresken und ritterlichen Lebensbewegungen mehr Genugthuung versprach. Im Reiten, Fahren und allen kavaliermäßigen Künsten mit seltener Meisterschaft sich hervorthuend, das Glück herausfordernd in allen Wechselfällen der Liebe, des Spiels, der kühnsten und seltsamsten Wagestücke, in Ehrensachen mit dem Degen in der Hand ebenso geschickt und muthig, als in der Eleganz der Toilette und der Einrichtung ausgesucht und mit allem Talent feinster Repräsentation begabt, verstand er sein Leben in blitzende Farben der Romantik zu kleiden, und gewann schon auf diesem ersten Weltgang einen fast sprüchwörtlichen Ruhm in seinem Kreise. Das Renommée eines genialen Dandy behagte ihm jedoch selbst auf die Länge am allerwenigsten, tollkühne Abenteuer sättigten

seine Phantasie, aber nicht seinen nahrungsbedürftigen Geist, und es verlangte ihn, in die weite Welt zu gehen, um, was in seinem Innern lebte und drängte, in größern Dimensionen sich versuchen zu lassen. Nachdem er seinen Abschied aus dem sächsischen Militairdienst als Rittmeister erhalten, begab er sich, auf einer Reise über Wien, das südliche Frankreich und Paris, nach Italien. Sein eigenthümliches Genie für die Aventüre begleitete ihn überall und verließ ihn nirgend, und fand auf diesen Jugendreisen um so reichere Gelegenheiten, da er sie nicht, wie später, unter der behaglich gesicherten Hülle eines vornehmen Incognito's und mit allen Ausrüstungen eines solchen machte, sondern oft im eigentlichsten Sinne als ein fahrender Ritter und dem guten Glück anheimgegebener Pilger, der nicht selten mit den beschränktesten Mitteln sich einzurichten genöthigt war. Ein fortwährendes Mißverständniß mit seinem Vater mochte die Veranlassung dazu gegeben haben, daß er sich plötzlich ganz auf sich selbst angewiesen sah, was ihn jedoch, nach Entsagung aller väterlichen Unterstützung, nicht hindern konnte, seine Reisepläne unverzagt weiter zu verfolgen. Er machte diese Ausflüge, die ihn besonders in Rom und Neapel längere Zeit fesselten, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Wulffen, demselben, dem er die nachher unter dem Titel: „Jugendwanderungen" herausgegebenen Tagebücher derselben, eine seiner neuesten Publikationen, (Stuttgart, 1836.) zugeeignet hat. Es ist zu bedauern, daß aus diesen Tagebüchern, die sich schon durch eine

lichtvolle, obwohl sehr einfache Darstellung auszeichnen, so viel Persönliches und zur romantischen Geschichte seiner Lebensereignisse Gehöriges ausgemärzt zu sein scheint. Denn diese erste Reise war ohne Zweifel die große Vorschule unseres Weltgängers, in der er alle möglichen Situationen in allen Sphären des Lebens erprüfte, und sich zum Meister in der Gefahr, im Genuß und in der Menschenkenntniß, zum Künstler im selbsteignen Schaffen interessanter Lebensgruppen, ausbildete. Mit gleicher Leichtigkeit herauf- und herabsteigend von den höchsten zu den niedrigsten Kreisen, in beiden das Charakteristische und Frappante mit seltenem Beobachtungsblick sich erspähend, nahm er einen beispiellosen Schatz von Anschauungen, Erfahrungen und seltsamen Lebenskombinationen in sich auf. Daher die unerschöpflich scheinende Novellistik von Geschichten und Anekdoten, die theils ihm selbst, theils Solchen, mit denen er sich einmal kreuzte oder begegnete, zugestoßen sind, und die, wenn er sie mit seinem liebenswürdigen Abandon durch seine Schriften verstreut, alle Augenblicke durch eine neue Wendung überraschend, ihm fast das Ansehn eines modernen Scheherasade geben. Eine gewisse graciöse Frivolität ist selten mit höherm Anstand der Schalkerei pointirt worden, als in diesen, mitten auf der Landstraße des Lebens gefundenen Geschichtchen, die oft das lachende Verderben der obern wie der untern Stände mit bouche riante et front d'airain zur Schau stellen. Man kann sagen, daß ihn auf seinen Reisen die Verhältnisse aufsuchten und ihm unter den

Händen immer solche Gestalt annahmen, daß sie brauchbar wurden, entweder etwas Höheres daran zu beobachten, oder auch nur ein beißendes Epigramm, einen lokkern Einfall zu belegen. Dies ist sein glückliches Lebensgenie, das er selbst an sich folgendermaßen wahrgenommen hat: „es besteht mein Genie in einer so zu sagen praktisch angewandten Phantasie, die ich stellen kann wie eine Uhr, mit der ich nicht nur mich in jeder wirklichen Lage sogleich zurechtfinden, sondern mit der ich mich auch, sie als Reizmittel gebrauchend, in alle möglichen Abgründe zu werfen vermag, und wenn ich daran erkranke, sie zugleich wieder als Heilmittel durch ein erfundenes Glück, benutzen kann.“ (Briefe eines Verstorbenen, Bd. IV. S. 284.) —

Von seiner ersten Wallfahrt in Berlin ausruhend, empfing er dort die Nachricht von dem Tode seines Vaters, und begab sich sofort nach dem heimathlichen Muskau zurück, um dieses bedeutende Besitzthum, das ihm nunmehr mit sehr ansehnlichen Einkünften zugefallen war, anzutreten. Das frühere maaßlose Ausgreifen in alle Weiten der Welt setzte sich auf Einmal in Sympathieen häuslicher Niederlassung und kunstmäßiger Anbauung eines festen Wohnsitzes um, und so begann er jetzt die Produktivität seines Geistes auf eine völlige Umschaffung, und man muß sagen, Naturveränderung der ererbten Herrschaft zu verwenden. Es giebt eine gewisse Aristokratie ächt vornehmen Landlebens, einen reinlich sinnigen und bis zum produktiven Kunsttalent sich erhe-

benden Beschäftigungsgeist mit Anlagen, Gartenbauten, Eremitagen und Einrichtungsplänen aller Art, ein heitres landschaftliches Schaffen und Walten, einen eigenthümlichen Verschönerungstrieb auf die gegebenen Formen der äußern Umgebung, wofür unter den deutschen Schriftstellern bisher fast nur Goethe einen hervorstechenden Sinn gezeigt, unter seinen Romanen namentlich in dem mit vornehmster Behäbigkeit ausgemalten Landhausleben der Wahlverwandtschaften, und auch sonst bei andern Gelegenheiten seines Wirkungskreises. Diese gleichzeitige Bethätigung eines tüchtigen Natur- und Kunstsinnes an Dem, was für den Menschen so viel Bedeutsames hat, der möglichst bequemen und schönen Einrichtung seines Wohnsitzes, ist auch in der That eine sehr liebenswürdige Seite des Gemüths wie der Fähigkeit. Wie Leib und Glieder eine wesentliche Form für die Verrichtungen der Seele, so sind auch Haus und Garten für die Gewohnheiten und Nothwendigkeiten des täglichen Hinlebens eine nichts weniger als gleichgültige Tabulatur. Das Schneckengehäuse, in dem Tag und Stunde, Lebenspflicht und süße Heimlichkeit uns festgesiedelt haben, der begränzte Raum, in dem die Zeit sich für uns krystallisirt und zusammenschließt, wie die im Prisma eingefangenen Farbenstrahlen, der Ort, welcher die Gegenwart unserer Vergangenheit und unserer Zukunft ist, die Einfriedigung unsers stündlichen Wirkens und Schaffens, die Scene unsers Schicksals, unsrer Selbstgespräche, unsers individuellen Ringens mit dem Allgemeinen, verdient, wo es

angeht, eine mehr als zufällige Behandlung und Abfertigung, und sollte immer in einem mehr oder weniger organischen Verhältniß zu unserer Persönlichkeit stehn. Unser geistiges Leben und Hervorbringen zeigt, wie wir das unmittelbare Naturelement in uns überwinden; unser Aufenthaltsort und Wohnsitz zeigt, wie wir das Gemeine der täglichen Gewohnheit zu überwinden verstehn. Der grauen Gewohnheit die lachende Form der Schönheit zu geben, ist der höchste Triumph menschlicher Kunst und Klugheit. Sie beweist mitten in unsrer Abhängigkeit von den Bedingungen eine darüberstehende, bewußte Kraft, welche das täglich Bedingende doch durch ihre geistige Eigenthümlichkeit wieder bedingt und veredelt hat, sodaß den Gebildeten nichts seiner Art und Natur Widerstrebendes umgiebt. Wir bezeichneten diese Anpflanzungs- und Einrichtungs-Betriebsamkeit vorzugsweise als eine aristokratische Wirthschaft, und mit Recht, weil meistentheils nur die Ueberlieferung festen Grundeigenthums und bestimmter Familienwohnsitze dieses Thun begünstigt, und in den Mitteln wie den Absichten immer eine gewisse Ostentation des aristokratischen Elements damit verbunden gewesen ist, gegenwärtig wenig begünstigt durch die Zeit, welche von dem Grundeigenthume mehr und mehr die Farben der Aristokratie abgestreift hat.

Ein ächt aristokratisches Schaffenstalent war es auch in unserm Weltgänger, das ihn, bei allen Anlagen seines Charakters zu einem ruhe- und wohnsitzlosen Umherschweifen, doch zugleich die Kunst heimischer Ansiedelung

mit höchster und seltenster Virtuosität ausüben ließ. Die berühmten Parkanlagen, zu denen er jetzt den umfassenden Plan machte und theilweise auch schon ausführte, sollten sogar dem leitenden Gedanken nach eine lokale Versinnbildlichung der vaterländischen Aristokratie werden, was wir, da uns diese Idee zur völlig klaren Wiedergebung nicht nahe genug liegt, ihn selbst mit folgender, überhaupt zu wenig gekannter Stelle seines Gartenwerkes (S. 176. flgd.) ausdrücken lassen: — „Nachdem ich mich mit dem Lokal und den Möglichkeiten der Ausführung meiner Gedanken hinlänglich bekannt gemacht hatte, beschloß ich, außer den schon bestehenden Gärten, das ganze Flußgebiet mit seinen angränzenden Plateaus und Hügelreihen, Fasanerie, Feldflur, Vorwerk, Mühle, Alaunbergwerk u. s. w. von den letzten Schluchten des sich im Süden abdachenden Bergrückens an, bis zu den Dörfern Köbeln und Braunsdorf auf der Nordseite (alles zusammen nahe an 4000 Morgen Landes) zum Park auszudehnen, und durch Hinzunahme des, sich hinter der Stadt, fortziehenden Abhangs, nebst einem Theil des darauf liegenden Dorfes Berg, die Stadt selbst durch den Park so zu umschließen, daß sie künftig mit ihrer Flur nur einen Theil desselben ausmachen solle. Da sie eine mir bisher unterthänige, und noch immer abhängige Mediatstadt ist, so gewann ihre Hinzuziehung zu dem projektirten Ganzen eine historische Bedeutung; denn die Hauptidee, welche ich der Fassung des ganzen Planes zum Grunde legte, war eben keine andere als die: ein sin-

niges Bild des Lebens unserer Familie, oder vaterländischer Aristokratie, wie sie sich eben hier vorzugsweise ausgebildet, auf eine solche Weise darzustellen, daß sich diese Idee im Gemüth des Beschauers, so zu sagen, von selbst entwickeln müsse. Hierzu war nur nöthig, daß das schon Gegebene benutzt, hervorgehoben und in demselben Sinne bereichert, der Lokalität und ihrer Geschichte aber nirgends Gewalt angethan würde. Manche Ultra-Liberale werden vielleicht über einen solchen Gedanken lächeln, aber jede Form menschlicher Ausbildung ist ehrenwerth, und eben weil die hier in Rede stehende sich vielleicht ihrem Ende naht, fängt sie wieder an ein allgemeines, romantisches und poetisches Interesse zu gewinnen, das man bis jetzt Fabriken, Maschinen, und selbst Konstitutionen noch schwer abgewinnen kann. Suum cuique. Euer ist jetzt das Geld und die Macht — laßt dem armen ausgedienten Adel seine Poesie, das Einzige, was ihm übrig bleibt. Ehrt das schwache Alter, Spartaner!" —

Beim Anfang dieser großartigen Unternehmungen, welche in geistreicher Gesellschaft und Berathung des nach Muskau gefolgten Baumeisters Schinkel und des Dichters Clemens Brentano begonnen wurden, war ein Theil der Nachbarschaft und Bevölkerung stark geneigt, den kühnen Schöpfer einer neuen Natur in der bisher so vernachläßigten und naturverlassenen Gegend für verrückt zu erklären, ein altes Schicksal, von dem Originale verfolgt zu werden pflegen. Da es sich nicht nur um ei-

nen neuen Schloßbau, eine gänzliche Umgestaltung der alten Lage und Umgebung gegen die neue, und eine veränderte Flußleitung der Neiße handelte, sondern nach seinem Plane sogar eine unmittelbar am Schlosse vorüberführende Straße des Städtchens hausweise abgekauft und dann demolirt, ja an der Stelle derselben ein See ausgegraben werden mußte, fingen die Muskauer an in Verzweiflung zu gerathen und den Verstand ihres Gebieters in Abrede zu stellen. Mehrere Kapitalisten, welche Summen auf die Pücklersche Standesherrschaft auszustehen hatten, kündigten sie sofort, um sie lieber anderweitig anzulegen. Diese und manche andre Schwierigkeiten, besonders im Ankauf eines über zweitausend Morgen betragenden und zu den Anlagen hinzuzuziehenden Terrains, das sich im Privatbesitz der Bürger und Dorfgemeinden befand, steigerten noch die Hindernisse, welche schon die seit so langer Zeit sich selbst überlassen gebliebene Lokalität entgegengestellt hatte. Und doch waren diese großsinnigen Bauten eine wahre Wohlthat für die Bevölkerung selbst, von der ein Theil durch die Bedrängnisse des Krieges und der Zeitumstände so heruntergekommen war, daß die gebotene Gelegenheit zu einem außerordentlichen Erwerb für Viele eine Rettung aus der Hungersnoth wurde, und von dem Unternehmer zugleich die schönsten Pflichten der Menschlichkeit mit seinen Plänen geübt wurden. Indeß rühmt er auch, in der eigenen Schilderung seiner Anlagen, die freundliche Unterstützung, die ihm bald, beim Vorrücken und sichtbaren

Gelingen der Arbeiten, von vielen Seiten zu Theil geworden: ja sogar seiner wendischen Bauern habe sich allmählig einiger Schönheitssinn bemächtigt, so daß sie ihre Dörfer mit Bäumen zu verzieren anfingen, und wenn sie in seinem Park, dessen Thore er beständig und für Jedermann offen stehen ließ, auch noch zuweilen Holz stahlen, doch größtentheils nur die Stützpfähle nahmen, ohne das daran gebundene Bäumchen zu beschädigen. So traten diese Schöpfungen, obwohl noch bei weitem nicht in dem ganzen Umfange ihres Entwurfs, allmählig ins Leben, in denen sich zugleich Geist und Gemüth ihres Begründers, sowohl im Ganzen der Anlage, als in manchen einzelnen merkwürdig gedachten Kontrasten und Kombinationen abprägten; wo er alle Frömmigkeit des ihm einwohnenden Naturſinnes, der gewissermaßen ein religiöses Element in ihm bildet, befriedigte und selbst einem dann und wann regewerdenden Hang zur Melancholie hier und dort in wahrhaft poetischen Erfindungen eine Genugthuung ausdrückte; wo er seine genialen Launen und Bizarrerieen, seine schönen, tiefen und ironischen Gedanken, seine traditionelle Eitelkeit und gemüthliche Pietät und Demuth, in Naturgruppen um sich her ausstreute, die in paradiesischer Fülle jedes Frühjahr neue Zeugnisse von ihm ablegen. Was hier geleistet worden, stellt sich um so glorreicher als ein Sieg und Wunder der Kunst und der muthvollsten Beharrlichkeit dar, wenn man mitten in der endlosen Sandwüste der umliegenden Lausitz diese üppig blühende Oase denkt, zu der Muskau

urplötzlich wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht entstanden. Dazu gesellte sich in den folgenden Jahren noch die Anlegung des Hermannsbades, dessen heilkräftige Mineralquellen seitdem die Besucher des reizenden Ortes alljährlich vermehrt haben.

Dies Muskau, klein unter den Städten, war ausersehen, eine ganz originelle Provinz auch der deutschen Literatur zu werden. Zum literarischen Muskau gehören, außer dem Verstorbenen selbst, zuvörderst der geniale Leopold Schefer, ein Muskauer und Sohn des dortigen Arztes, von welchem der Fürst, dem er während seines dortigen Aufenthaltes zu täglichem und vertrautem Umgange zugesellt, schon im Jahre 1811 eine Sammlung lyrischer Gedichte herausgegeben hatte *), die damals ihm selber allgemein als sein Eigenthum zugeschrieben wurden. Denn man glaubte den Poeten schon immer hinter dem Weltgänger versteckt. Die andern hier lebenden Notabilitäten sind der Philosoph Grävell, der besonders durch sein Buch über den Menschen bekannt geworden, und Heinrich Seidel, der Dichter eines Trauerspiels: „Abdollah", das wir uns vor mehreren Jahren in Berlin auf der Bühne gesehen zu haben erinnern. Man müßte sich

*) Erst im Jahre 1828 erschienen sie wieder unter dem Namen ihres Verfassers als „Kleine lyrische Werke, von Leopold Schefer." (Frankfurt a. M. bei Brönner); doch fehlen in dieser neuen Ausgabe mehrere sehr merkwürdige und charakteristische Gedichte der ersten Sammlung, die unter dem Titel: „Gedichte. Herausgegeben vom Grafen von Pückler-Muskau." (Berlin, 1811 bei Hayn) herauskam.

erſtaunlich irren, wenn nicht im vierten Bande der Tutti Frutti (S. 46. flgd. in den acht Frühlings- und Sommertagen aus dem Leben Miſchlings) dem literariſchen Muskau bei dem Frühſtück in Moosheim (Muskau) ein Ehrendenkmal geſetzt worden wäre. Schefer iſt dort der Herr Leopold, der „als kleiner unterſetzter Mann im eleganten Pelze, mit ſeinem Jungen an der Hand, den er gewiß lernen laſſen will, wie die Sonne aufgeht“ heraustritt, durch eine italieniſche Barcarole auf den Wall ſeines ſeltſamen in der Vorſtadt erbauten Hauſes gelockt, „welches einer Kapelle gleich und mit verſchiedenen Erdwällen gleich Baſtionen umgeben, dabei ganz neu ausſieht und dennoch bereits verfallen iſt“; ſowie der Tragöde Seidel jener „Herr Heinrich, der auch zugleich noch Aſſeſſor im Landesgerichte iſt, und der Ihnen mir nichts dir nichts heute ein Protokoll über eine geſtohlene Gans aufnimmt, und morgen eine Tragödie von Karl dem Großen macht“, „der auch Theaterdichter für das Moosheimer Liebhabertheater iſt.“ — Und dann, erzählt der moosheimer Tabagiewirth weiter, „der Herr Hermann, der zwar mit den Verſen nicht weit her iſt, aber Ihnen eine gottloſe proſaiſche Satire ſchreibt, daß man ſich das Zeug nur ſo aus den Händen reißt.“ Zur Beſänftigung aller der Frommen und Gläubigen, die jemals von dieſer „gottloſen Satire“ ſollten zu leiden gehabt haben, müſſen wir jedoch noch Folgendes für die Schilderung der Muskauiſchen Muſterwirthſchaft herſetzen: — „Auch einen tüchtigen Schlag Prediger haben wir hier.

Sie werden nur immer mit der Zeit zu dick, aber unser Superintendent, Kreuz Bataillon! ich sage Ihnen, das ist ein Mann wie ein General! Der alte Luther kann nicht besser auf der Kanzel ausgesehen haben und auch nicht besser gepredigt." —

Bei diesen vielen und unbestreitbaren Anrechten Muskau's an die Nachwelt wird es interessant, auch die Geschichte seiner Vorwelt kennen zu lernen, und wir mögen uns nicht enthalten, einen Auszug aus der Muskauischen Stadtchronik, den der Fürst selbst (in seinem Gartenwerke, S. 180 flgd.), mit hinzugefügten Anmerkungen, veranstaltet hat, hier zu wiederholen, da er nur wenig bekannt zu sein scheint: „Muskau oder Mosca, sonst Muzakow genannt, das heißt „Männerstadt" war zu der heidnischen Zeit der Sorben schon ein berühmter Wallfahrtsort, wo vier ihrer Göttertempel in Eichenhainen standen. Hier wurde das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter Swantewit „das heilige Licht, das heilige Feuer" verehrt. Die Orakel des ihm geweiheten Pferdes wurden dem Volke durch die Priester verkündigt, und noch sind die Opferplätze — der eine ganz in der Nähe des Bades — deutlich erkennbar. Ein auf der andern Seite der Stadt gelegener großer Todtenacker voll Urnen, deren man täglich noch ausgräbt, deutet auf einen von vielen Menschen oder doch sehr früh und lange bewohnten Ort. Bei der Bekehrung der Sorben durch Ludwig den Frommen bis zu Hildewardt des III. Bischofs von Meißen Zeit — 1060 — rettete sich der Dienst der

alten Götter in diese früher fast undurchdringlichen Wälder, und erhielt sich in denselben verborgen und heimlich mehrere Jahrhunderte lang. Die Bildsäule des Gottes Zeutiber soll, zwar beschädigt, hier noch in späterer Zeit vorhanden gewesen sein. — Der erste Graf zu Muskau war Theoricus, dessen Tochter Juliane Wittekind seinem Sohne gleiches Namens zur Gemahlin gab. Von dem Grafen wird gesagt, daß er in großem Beruf war, wie denn auch sein Name bis in diese Zeit herabgehallt ist. Die Hungarn wurden nach ihrer großen Schlacht auf ihrem Rückzuge in diesem damals waldigen Thale von dem ritterlichen Helden Graf Siegfried von Ringelhain unter Beistand des Grafen Bruno von Askanien erst völlig aufgerieben. Die große Burgundische Chronik, Doktor Hegemüller's Wappenbuch, gedruckt zu München, und Doktor Seldens Ehrenschild enthält darüber Fol. 133. einen Städtebrief für Muskau vom Kaiser Heinrich I. — Markgraf Johann, Siegfried's Sohn, erbaute von seinem Antheil an der Beute das starke und wohlverwahrte Schloß bei Muskau als eine Land- oder Gränz-Veste, die selbst Kaiser Heinrich III. und V. — 1109 — umsonst belagerten, denn die Markgrafen hatten es späterhin dem Herzog Wladislaus von Polen abgetreten, von welchem es der Herzog Boleslaus von Böhmen bekam. Hier war es auch, wo Wladislaus — der des Herzogs von Böhmen Tochter Michildam, mit welcher der Vater andere Absichten hegte, und sie ihm zur Gemahlin zu geben ausgeschlagen — nachdem er die schöne Jungfrau

aus dem Hradschin entführt, drei Jahre mit ihr die Tage der Wonne und Liebe lebte. Da rüstete sich Boleslaus, belagerte und bestürmte das Schloß von Muskau, und nahm es ein. An des Vaters Wehmuth und Rührung mußte aber der harte Zorn schmelzen, als er zu seinen Füßen die gefangene Tochter und ihr holdes Knäblein erblickte. Er verzieh ihr auch alsbald, und Primislaus, dieser junge Prinz, ward ein nachmaliger Herzog in Böhmen, und erzeigte, wie Abraham Horsmann's Chronik besagt, immerwährend seinem Geburtsort Muskau viele Freundschaft. Die Stadt, welche sich seit jener Zeit gebildet hatte, wurde vor der, in ihren Folgen so wichtigen, furchtbaren Schlacht der Tataren 1241 von denselben ganz verwüstet, sowie das alte feste Schloß, von dessen mächtigen Thürmen nichts mehr, und von seinem Grunde kaum nur Spuren zu sehen sind. Die Stadt wurde an ihrem alten Orte wieder aufgebaut, aber das neue Schloß jetzt unmittelbar an dieselbe. Es hatten Ritterspiele und sogenannte Torniamina von fürstlichen Personen und andere Konventus hier öfters Statt. Vor der Reformation hatte Muskau eine Probstei. Diese Gegend erfuhr von jener Schlacht der Tataren an, bis auf den letzten Befreiungskrieg, was die Gräuel der Verwüstung nur mit sich bringen können. — Erst zerstörten die Hussiten hier gewaltsam. Im dreißigjährigen Kriege verbrannte Tiefenbach die sämmtlichen Dörfer um Muskau. Von den Kroaten wurde Stadt und Schloß geplündert. Wallenstein lag 1633 mehrere Tage in der

Herrschaft mit der kaiserlichen Armee. Kurz nachher ward der Wald angezündet; er brannte 6 Wochen lang, und durch Verwahrlosung der Schweden brannte auch das neue Schloß aus, welches darauf schöner ausgebaut und ansehnlich vergrößert worden ist. Auch die Stadt brannte mehreremale ab, und wurde namentlich im Jahre 1766 gänzlich in Asche gelegt, verdankt aber diesem Unglück ein schöneres und gleichartigeres Aeußere als andere Landstädte von gleichem Umfange." — —

* * *

Die kriegerischen Ereignisse und Verwickelungen der Zeit entrissen den Fürsten wieder diesem schöpferischen Stillleben. Das Frühjahr 1813 sah ihn schon unter den Reihen der Kämpfenden, und zwar in russischen Diensten als Major, und dem Herzog von Weimar als Adjutant zugesellt; doch hinderte ihn eine Krankheit, in die er verfiel, daß er nicht vor dem Herbst thätigen Antheil an den Ereignissen nehmen konnte. Tableaux seines Kriegslebens und seiner tapfer und muthvoll bestandenen Abenteuer erwarten wir von ihm selbst in seinen „Memoiren," von denen schon hin und wieder manche Parthieen geschrieben sein sollen, und die er uns gewiß, bei seiner noch weitaussehenden schriftstellerischen Laufbahn, nicht vorenthalten wird *). Seine persönlichen Waffenthaten

*) Die richtigsten summarischen Angaben finden sich in dem Artikel des Brockhausischen Konversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur, der von authentischer und seinem Gegenstande nahevertrauter Hand geschrieben ist.

in den Niederlanden, bei Antwerpen, bei dem Sturm auf Merxen, bei dem Zuge gegen Kassel unter dem russischen General Geismar, vor allen sein Zweikampf mit einem französischen Husarenobersten, der, nach homerischer Weise, im Angesicht beider zuschauenden Heere ausgefochten wurde und worin Pückler Sieger blieb, indem er seinem Gegner niedermachte, dürften, mit mancher daran hängenden Aventüre, eine Hülle und Fülle von piquanten Lebensbildern abgeben. Die nächste Zeit fand ihn zu Brügge als Militair- und Civil-Gouverneur, sodann, nach dem Frieden von 1814, in Paris, wohin ihn der Herzog von Weimar als Kourier an den Kaiser Alexander abgesandt hatte. Hierauf folgte eine Reise nach England, die er zu seiner eignen Erholung, und um das Land in allen seinen Verhältnissen kennen zu lernen, unternahm, und von der er erst nach einem Jahre nach Muskau zurückkehrte, wo die dort begonnenen Pläne mit erneuter Kraftanstrengung aufgenommen, zu noch erweiterten Entwürfen ausgedehnt und ihrer Verwirklichung immer näher gebracht wurden. Abwechselnder Aufenthalt in Dresden und Berlin gaben daneben auch manchen andern Richtungen und Bedürfnissen seines Charakters freien Lauf, und seine alte Berühmtheit im Seltsamlichen erhielt durch die Luftreise, die er im Jahre 1817 in Berlin mit der Luftschifferin Reichard machte, einen neuen Glanz und Schwung. Diese nach seinem Tode in den Tutti Frutti von ihm selbst beschriebene Luftreise ist durch die neuesten Verhandlungen darüber

und eine possirliche Opposition des Professor Reichard in der Abendzeitung bereits wie in ein mythisches Dunkel gehüllt worden, und die Vorrede zum dritten Bande des Mischlingsbuches legte abermals eine Lanze in dieser Sache ein, die, außer vielen in die Luft zerrinnenden Einzelheiten dieser Luftgeschichte, sich doch hauptsächlich, wenn wir uns recht erinnern, darum handelte: ob der Professor Reichard damals männlichen oder weiblichen Geschlechts gewesen?

In diese Zeit fällt auch die Vermählung des Fürsten mit der bisherigen Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, dem Pückler schon immer innigst angeschlossen gewesen und der seine in jeder Beziehung praktischen Talente für die höchsten Wirkungskreise des Staats zu benutzen gedachte. Die Erhebung Pückler's in den Fürstenstand erfolgte im Jahre 1822 durch den König von Preußen, motivirt sowohl durch persönliche Kombinationen und Verdienste, wie als Entschädigung für mehrere Vortheile, die den Pücklerschen Erbgütern bei der Vereinigung der Lausitz mit Preußen verloren gegangen waren. Eine Reihe glücklicher Jahre, meistentheils in und mit den Parkschöpfungen Muskau's verlebt, bezeichnete jetzt eine eheliche Verbindung, die auf der seltensten, geistig und gemüthlich wahlverwandten Gegenseitigkeit beruhte und nur aus Rücksichten wieder aufgelöst wurde, die einerseits aus einer unglaublich zarten und von der innigsten Liebe bewogenen freiwilligen Entsagung des einen Theils

dem andern aufgedrungen waren, andererseits unter den obwaltenden hocharistokratischen Verhältnissen, bei denen die fehlende Nachkommenschaft so bedeutenden Ranges, Namens und Besitzthumes in Betracht kam, das gewöhnliche Maaß für eine solche Situation ändern. Dies um so mehr, da sich nur um so eigenthümlicher und inniger nachher dieser Seelenbund gestaltete, indem die durch die Trennung freigegebenen Vortheile nicht einmal auf der andern Seite in Ausführung gebracht wurden. Dieses schöne Verhältniß hat sich in seiner ganzen Zartheit namentlich in den Briefen des Verstorbenen abgeprägt, die von der kurz darauf (1828) unternommenen Reise nach England, Wales, Irland und Frankreich an die Fürstin gerichtet wurden, und aus dem augenblicklichen, und wie man sieht, der süßesten Befriedigung gewohnten Drange des Mittheilens und Vertrauens ursprünglich so entstanden sind, ohne alle Absicht auf ihre Veröffentlichung. An einer Stelle dieser Briefe heißt es: „Warum schreibe ich Dir so gern? Gewiß, weil ich denke, daß es Dir Freude macht, aus der Ferne von mir zu hören, — aber auch, weil Du nur immer mich verstandest, und niemand sonst! Dies allein wäre hinreichend, mich auf immer an Dich zu fesseln, denn ich lebe, mitten in der Welt, doch nur mit Dir, — so einsam als auf einer wüsten Insel. Tausende von andern Geschöpfen wimmeln zwar um mich her, — sprechen aber kann ich nur mit Dir. Versuche ich es mit Andern, so kommt mir schon die Gewohnheit und Neigung, immer wahr zu sein, oft theuer zu stehen!

oder ich stoße durch etwas anders an — denn Lebensklugheit wurde meiner Natur ebenso bestimmt und unerreichbar versagt, als es dem Schwane im Winter auf dem See vor deinem Fenster unmöglich ist, mit den vorbeigleitenden Schlittschuhfahrern Wette zu laufen, aber — seine Zeit kommt auch, wenn er mit stolzgekrümmtem Halse die Fluthen zertheilt, oder im blauen Aether allein und majestätisch durch die Lüfte schwebt. Dann erst ist er er selbst." —

Die reizende Zufälligkeit, das unberechnete Sichgehenlassen und Hingeben, womit die Stimmungen des Tages, der Individualität, der momentanen Erscheinung der Dinge in den Briefen des Verstorbenen sich selbst abschildern, sprechen am deutlichsten für die Unbefangenheit und Ursprünglichkeit ihrer Abfassung. Diese Briefe, die nachher eine neue Sphäre der deutschen Literatur anbauten, langten aus England an, als sich Rahel und Varnhagen von Ense zum Besuch bei der Fürstin in Muskau befanden, und in Gemeinschaft mit diesen beiden auserlesenen Geistern, auf deren feinsinniges persönliches Einwirken und immer unter den größten Gesichtspunkten sich bethätigendes Anregungstalent so viel Bedeutsames, ja Epochemachendes in unserer Literatur zurückgeführt werden muß, wurden die Mittheilungen des Reisenden zuerst genossen und mit dem Wunsch dringend bezeichnet, daß die seltenen Schätze ihres Inhalts allgemeiner nutzbar und zugänglich werden könnten. Von solchen Urtheilern bestimmt und überstimmt, zeigte sich auch der Fürst

nach seiner Rückkehr geneigt, diesen Wünschen sogleich durch die Ausführung zu entsprechen, und nur mit geringen Aenderungen, die der Gedanke an das Publikum gebot, wie mit einigen Zusätzen, durch welche besonders ein gewisses satirisches Element in den sonst fast kindlich gemüthlichen Erguß der Mittheilung sich einätzte, erschienen die „Briefe eines Verstorbenen" (erster und zweiter Theil: München 1830, dritter und vierter: Stuttgart 1831) und erregten bald aller Orten das größte Aufsehen*). Das geheimnißvolle Inkognito, dessen Schleier doch wieder halb gelüftet war, oder wenigstens durch Form und Inhalt des Dargebotenen auf eine bestimmte Lebenssphäre hinwies, die bei den Deutschen bisher selten in Berührungen mit der Literatur gekommen; der vertraute und leichte Fuß, auf dem in den Briefen mit den höchsten Personen und Verhältnissen umgegangen wird; aller Glanz des aristokratischen Abandons mit geistigem Darüberstehen und gründlicher Bildung; Virtuosität im ausgesuchtesten Genuß mit demokratischer Kunst und Laune zu entbehren; alle diese Mischungen, Widersprüche und Vereinigungen trugen das Ihrige zu den außerordentlichen Umständen der ganzen Erscheinung bei. Angesehene Männer, selbst Goethe, ließen kritische Stimmen darüber laut werden, und man kam überein, in diesem Buche eine fashionable Literatur anheben zu sehn, zu der auch keineswegs die Elemente in unserm Leben

*) Die dritte Auflage erschien: Stuttgart 1836.

gefehlt, obwohl ſie bis dahin in vornehmer Zurückhaltung und Abſonderung verharrt hatten. Indeß waltete im Anfang in der That ein ſo ſtrenges Geheimniß über die Autorſchaft des Verſtorbenen, daß bei der erſten Publikation ſelbſt mehrere dem Fürſten ſehr naheſtehende Perſonen nichts davon ahneten.

Wenige Reiſende haben die Gelegenheit und die Stellung gehabt, das eigentliche high life der Engländer in dem Maaße zu beobachten, wie der Verſtorbene, und dies gab ſeinen Darſtellungen den vermehrten Reiz, eine deutſche, entſchieden vornehme Perſönlichkeit in Berührung geſetzt zu ſehen mit der engliſchen Faſhion und Excluſivgeſellſchaft, die wohl nirgend eine ſo treffende, genau belegte und beißend witzige Schilderung erfahren hat, ſelbſt die auf ihrem eignen Boden erwachſenen, nur halb ironiſchen Zeichnungen Bulwer's nicht ausgenommen. Bei aller Antipathie gegen vieles Individuelle der Engländer, zeigt ſich jedoch auf der andern Seite der Verſtorbene immer als ein Bewunderer der politiſchen Größe der Nation, beſonders ihrer parlamentariſchen Repräſentation, von der er im vierten Theil der Briefe ein ſo erhebendes, und man könnte ſagen, wehmüthiges Bild gegeben. Poetiſcher und grotesker werden die Farben ſeines Gemäldes, wann er ſich aus dem Dandythum der londoner Modewelt in die Wildniſſe und Klippen Irland's, zu einem ebenſo ſchönbegabten als unglücklichen und mißhandelten Volke, gerettet hat. Für O'Connel zeigt er ſich eingenommen; er iſt ihm kein gemeiner Mann, obwohl

ein Mann des Volkes, und die abenteuerliche und gefahrvolle Reise, die zu dem O'Connelschen Felsenschloß, Derrinane Abtey, unternommen wird, wäre keine Wanderung für einen englischen Fashionable. —

Der Fürst schien selbst am meisten geneigt, sich über die außerordentlichen Erfolge zu wundern, die diese für ihn ganz neue Aventure, ein Schriftsteller zu sein, davongetragen. Nunmehr aber sah er das Publikum wie eine Gesellschaft an, die sich einmal in guter Laune und günstig zeigt, und fortan allem Großen und Kleinen, was mit seiner Person zusammenhängt, ein Interesse abzugewinnen verstehe. Das Behagen des Schreibens wurde ein neuer Lebensreiz für ihn, und wenn auch dieser zuweilen wieder nachließ, und er seiner Autorschaft überdrüßig wurde, so hatte er sich doch einmal, wie er selbst irgendwo sagt, das Publikum wie das Tabackschnupfen angewöhnt, ja er reiste auf dasselbe, und sein literarischer Charakter fing an, ihm zum Komfort seiner Wanderungen beizutragen. Nichts ist auch schwerer als den Reiz des Literarischen, das einmal zur süßen Lebensgewohnheit geworden, wieder fahren zu lassen, wie große Veranlassungen auch ein deutscher Schriftsteller zur Ermüdung, zum Zurückziehen in sich selbst und Ekel an seiner Situation haben könnte. Die einmal in Tinte getauchte Feder, die das nulla dies sine linea wie eine Ordensregel befolgt hat, erhält die Macht eines Dämons, der uns nicht wieder losläßt, und immer neue Lockungen, die verhängnißvolle Tinte zu vergießen, vorzuspiegeln, mit Aussichten

auf eine großartige Wirkſamkeit zu ſchmeicheln verſteht. Pückler, der ſonſt nur aus perſönlichem Gefallen, und wann es ihm gerade einkam, ſeine Reiſetagebücher geſchrieben, machte jetzt von jeder Station eine abſichtlichere Ausbeute, und es wird verſchiedener Reiſezweck, ob eine Expedition bloß zum eignen Vergnügen, oder mit der Abſicht unternommen werden ſoll, aus Land und Leuten eine neue literariſche Provinz für den Verſtorbenen zu machen. Seine ungemeine Leichtigkeit und Schnelligkeit der Darſtellung begünſtigte die Aufgabe, unter allen Lagen und Situationen, ſelbſt unmittelbar nach den größten Strapazen und Widerwärtigkeiten, etwas aufzuzeichnen, und Stil und Schreibart nehmen, in ihrem raſchen memoirenhaften Anflug, dieſelbe Färbung und Ungezwungenheit des Augenblicks an. Obwohl im Einzelnen nicht ohne Abſicht und Sorgfalt gefeilt, iſt es doch eine Sprache, die ſich nirgend die Mühe giebt, mit ausgeſuchten Antitheſen ihren leichthinfließenden Strom aufzuhalten, oder ſich durch Nachdenken über pointirte Wendungen das ſchnelle Fortkommen zu erſchweren. Das Konverſationsmäßige der ganzen Darſtellung zeigt ſich im unbekümmertſten und ſorgloſeſten Ausdruck, der nur durch die Gegenſtände ſelbſt entweder ſchön oder piquant und witzig wird, und der Charakter vornehmer Geſellſchaftsmittheilung iſt um ſo weniger um irgend eine Bezeichnung verlegen, da ihm auch jedes fremde Wort, ja ganze franzöſiſche Phraſen, wo ſie ihm gerade einfallen, dienen müſſen. Die Sprachmengerei in den Werken des Fürſten Pückler iſt eine der

hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten ſeines unbeſorgten, geſelligen, aber in aller Nachläßigkeit liebenswürdigen, Reiſeſtils.

Den Briefen eines Verſtorbenen folgten, in fünf Bänden, die Tutti Frutti (Stuttgart, 1834) und in demſelben Jahre die „Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, verbunden mit der Beſchreibung ihrer praktiſchen Anwendung in Muskau," mit vier und vierzig Anſichten und Grundplänen, ein in ſeiner Art einziges, klaſſiſch geſchriebenes Werk, das aus zweierlei Urſachen vom größern Publikum ſo wenig geleſen ſcheint, einmal wegen ſeines ſehr hohen Preiſes, und dann weil es nur auf feſte Beſtellung von dem Verleger verſandt wurde; Umſtände, die alle beide hinreichen, in Deutſchland die beſte literariſche Erſcheinung unter dem Scheffel zu halten. Und doch enthält das Buch vieles Bemerkenswerthe, was nicht bloß den Parkomanen, wie der Fürſt ſich ſelbſt nennt, nützlich und ergötzlich, ſondern auch von allgemeinerem Intereſſe für Kunſt, Leben und Bildung iſt *).

*) Eine merkwürdige Epiſode in dieſem Gartenwerk iſt der (S. 235. flgd.) eingeſchaltete, anonyme Aufſatz über die Schinkel'ſchen Entwürfe zu den Fresken des Berliner Muſeums, der — wenn wir anders ein Geheimniß hier verrathen dürfen — aus der Feder Bettinens gefloßen iſt. Bettina war immer lebhaft von dem Wunſch durchdrungen geweſen, mit dem Fürſten Pückler in irgend eine literariſche Gemeinſchaft und Sympathie zu treten. Irren wir nicht, ſo war auch früher die Rede davon, daß Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde von Pückler herausgegeben erſcheinen ſolle, durch deſſen Widmung ihm nachher Bettina ihre Verehrung ausſprach.

Es sind Ansichten darin ausgesprochen, welche den höchsten Kunstsinn verrathen und auf jedes Genre der Produktion bedeutsame Blicke fallen lassen. England, das zum Vorbild dient und empfohlen wird, hat diese Lieblingsstudien des Fürsten vornehmlich genährt und gefördert, aber in dieser Verbindung von Lebenskomfort und gemüthlichem Kunstsinn waltet zugleich ein schönes deutsches Element, das sich wohnlich und heimathlich abprägt, und besonders im Erzählen von den eignen Schöpfungen und praktischen Anwendungen der Ideen einen höchst anspruchlosen und freundseligen Charakter beweist. Originell ist der ganze Standpunkt, von dem bei diesem Schaffen ausgegangen wird, indem der Fürst das Prinzip der Landschaftsgärtnerei „aus der höhern Ausbildung des genießenden Lebens" herleitet, und zugleich alle innerlichen Anforderungen der ideellen Künste damit verbindet. „Der höchste Grad der landschaftlichen Gartenkunst (heißt es S. 159.) ist nur da erreicht, wo sie wieder freie Natur, jedoch in ihrer edelsten Form, zu sein scheint. Es ist dies eine eigenthümliche Affinität, welche die Naturmalerei mit der dramatischen ausübenden Kunst hat, die beide allein unter allen Künsten die Natur selbst zum Material und zugleich zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen, der Schauspieler, indem er mit seiner eignen Person ideale Menschen von neuem zu verwirklichen sucht, der Gartenkünstler, indem er die rohen ungeregelten Naturstoffe und Bilder zu einer poetischen Landschaft vereinigt und erhebt. Leider geht die Aehnlichkeit noch wei-

ter, denn Beider Schöpfungen sind sehr prekair, wiewohl der Vortheil hier wenigstens noch auf des Naturmalers Seite bleibt. Ebenso könnte man vielleicht die höhere Gartenkunst mit der Musik vergleichen, und wenigstens ebenso passend, als man die Architektur eine gefrorne Musik genannt hat, sie eine vegetirende Musik nennen. Sie hat auch ihre Symphonieen, Adagios und Allegros, die das Gemüth durch unbestimmte und doch gewaltige Gefühle gleich tief ergreifen. So wie ferner die Natur ihre einzelnen Züge dem Landschaftsgärtner zu Gebrauch und Auswahl darbietet, so liefert sie auch der Musik schon ihre Grundtöne; schöne, wie die menschliche Stimme, den Gesang der Vögel, des Gewitters Donner, das Brausen des Sturms, des Luftzugs ahnungsvolle Klagetöne — widrige als z. B. Heulen, Brüllen, Knarren und Quietschen. Die Instrumente bringen sie dennoch alle wieder hervor, und wirken nach Umständen, ohrzerreißend in der Hand des Ungeschickten, entzückend, wenn vom Künstler in ein geregeltes Ganze geordnet. Der geniale Naturmaler thut dasselbe. Er studirt das vielfach von der Natur ihm Gegebene und verarbeitet dies Vereinzelte durch seine Kunst zu einem schönen Ganzen, dessen Melodie den Sinnen schmeichelt, das aber nur dann den höchsten Werth entfaltet und den vollständigsten Genuß gewährt, wenn Harmonie dem Werk die wahre Seele eingehaucht hat."

Auch Launen, die billig freigegeben werden müssen, dürfen in dieser genialen Musterwirthschaft der Garten-

kunst walten, und wie der Fürst auf seinen Reisen an den ihm begegnenden Engländern einen laufenden Artikel der Antipathie hat, so scheint es ihm in der Landschaftsgärtnerei ähnlicher Weise mit den — Pappeln zu ergehen, die er, was er mit den Engländern nicht vermag, überall kappen möchte.

Im Frühjahr 1834 rüstete sich der Verstorbene zu einem neuen Weltgang, den er selbst für seinen vorletzten erklärte, und dessen Stationen nicht Länder und Städte, sondern alle bis jetzt entdeckten und auch unentdeckten Welttheile werden sollten. Ob dieser vorletzte Weltgang durch den Namen Semilasso, unter dem er unternommen wurde, schon den einigermaßen ermüdeten Weltgänger und Lebenspilger anzeige, was sich wenigsten aus dem Lasso herausnehmen ließe, ist nicht auszumachen, da der Wanderer selbst der Anspielung auf das Wort Lasso, „welches in Südamerika eine Schlinge bedeutet, mit der man Pferde und Rindvieh, auch Menschen und wilde Thiere zu fangen pflegt," den Vorzug zu geben scheint. So viel ist gewiß, daß der Verstorbene, in Wagnissen und Abenteuern unter fremden und ungewohnten Naturverhältnissen, als Pyrenäensteiger und Atlaskletterer, die rüstigste Lebendigkeit und Körperstärke an den Tag legt, die, nach einem starken Gebrauch aller Lebenskräfte, in ihrer Ausdauer um so bewundernswürdiger sich erweist. Nur etwas Rheumatismus und Migraine stellen sich zuweilen ein, werden aber schnell durch frischen Muth und sorglosen Sinn überwunden, und die

kecke Gewohnheit des Lebensgenusses zeigt sich zugleich als der wirksamste Talisman einer sich immer erneuernden und warm pulsirenden Gesundheit. Beinahe hätte jedoch das größte Reiseziel, der Tod, dem irdischen Laufe des Weltgängers diesmal eine Gränze gesteckt; wenigstens bot sich die nahe Gefahr desselben durch ein Duell dar, zu dem er sich plötzlich durch einen schlesischen Edelmann, der eine scherzhaft ersonnene Geschichte in den Tutti Frutti sich als ein Pasquill auf seine Familie annahm, genöthigt sah. Es war das achte Duell Semilasso's, der sich gerade in Paris befand und im Begriff war, seine Wanderung nach Amerika anzutreten. Die Begegnung sollte, nach dem getroffenen Uebereinkommen, an der belgischen Gränze stattfinden, und unser Weltgänger ließ sich, ehe er dahin abreiste, den letzten Weisheitszahn ausziehen, der ihm noch übrig geblieben war. (Semilasso II. 144.) Dies Duell erregte damals aller Orten das größte Aufsehen, und wurde mit seinen seltsamen Nebenumständen in belgischen Blättern folgendermaßen erzählt: *) Eines Tages trat zu einem der angesehensten Chirurgen Lüttich's ein unbekannter Mann in das Zimmer, und fragte ihn, ob er Operationen jeder Art zu machen im Stande sei? Nachdem dies bejaht worden, wurde von neuem gefragt, ob er wohl über einen ganzen Tag frei disponiren

*) Vergl. in der französischen Zeitschrift **Le Temps** vom 17. September 1834 die Mittheilung aus: **L'Industriel, journal de Liège.**

könne? Der Doktor erklärte sich auch dazu bereit, konnte sich jedoch nicht enthalten, einige Fragen über Das, was man von ihm erwarte, zu wagen, worauf er nur ausweichende Antworten empfing. Nur so viel erfuhr er von dem Unbekannten, daß man ihn am andern Morgen bei höchster Frühe in einem Wagen abholen und einige Meilen weit von Lüttich mit sich führen werde, wo man auf seine Dienste zähle. Am bestimmten Tage und zur festgesetzten Stunde erschien auch eine Kutsche. Der Unbekannte von gestern und ein andrer Herr von sehr ansehnlichem Aeußern, der den Hauptsitz einnahm und dem die größte Aufmerksamkeit bewiesen wurde, befanden sich darin. Man nöthigte den Doktor einzusteigen und fuhr unverzüglich davon. Unsere Reisenden beobachteten das größte Stillschweigen, das nur zuweilen durch einzelne Worte über gleichgültige Gegenstände unterbrochen wurde. Endlich begann der Herr, welcher die Hauptrolle bei diesem Imbroglio zu spielen schien, sich bei dem Doktor wegen der mysteriösen und etwas unzarten Art seiner Entführung zu entschuldigen. „Es soll Ihnen nicht verschwiegen bleiben, sagte er, wohin Sie fahren, und um welche Sache es sich handelt. Vielleicht bin ich Ihnen auch nicht so ganz unbekannt, und es ist möglich, daß einige literarische Produktionen, die eine günstige Aufnahme fanden, den Namen des Fürsten Pückler-Muskau zu Ihnen gelangen ließen. In einem meiner Romane bediente ich mich aller üblichen Mittel der Darstellungskunst, um einer dramatischen Handlung Leben und Interesse zu lei-

hen; ich brachte meinen Helden in alle möglichen Versuchungen heftiger Leidenschaften, und in alle die Zerwürfnisse, die eine unvermeidliche Folge derselben sind; dazu ersann ich, auf gut Glück, einen Namen, den der Hauptheld eines Drama's, wie sehr es auch immer erdichtet sein mag, doch einmal haben muß. Durch eine jener Bizarrerieen, die man niemals voraussehen kann, ereignete es sich nun, daß in einem etwas nördlichen Theile von Deutschland ein sehr angesehener Mann existirte, der gerade den nämlichen Namen führte, und, als mein Werk in seine Hände fiel, in der Erdichtung meiner Phantasie eine ihn beschimpfende Persönlichkeit erblickte. Ich befand mich damals in Paris. Durch diplomatische Verbindungen gelangten seine Beschwerden und Reklamationen alsbald zu mir hin, und ich bemühte mich, ihm alle Erläuterungen, alle wünschenswerthen Erklärungen zu geben. Seine gereizte Empfindlichkeit wollte sich jedoch damit nicht begnügen, und es wurde eine Reparation vermittelst der Waffen verabredet. Zu diesem Zweck begeben wir uns jetzt nach A....., wo ich meinen Gegner treffen und vielleicht das erste und letzte Mal in meinem Leben sehen werde." — Unterdeß war man zu einer neuen Station gelangt; der Fürst schlug ein Frühstück vor, und man schickte sich sehr heiter und mit gutem Appetit dazu an. Bevor man sich wieder auf den Weg machte, wollte der Fürst sein Pulver versuchen; er lud seine Pistolen, schoß in einen funfzehn Schritte entfernten Baumstamm ein Loch, und traf dann mit der Kugel

eines zweiten Pistols genau in dieselbe Oeffnung hinein, welche der erste Schuß ausgehöhlt hatte. —

Die ferneren Umstände des Hergangs selbst hat Semilasso in dem Sendschreiben an seinen Milchbruder, den Fürsten P....M...., etwas anders erzählt, als sie in den Zeitungsberichten damals angegeben wurden, weshalb wir in unserer Skizze ihm darin folgen. Das Duell fand beim größten Regen statt, und wurde sogleich begonnen, nachdem beide Gegner sich auf eine sehr chevalereske Weise begrüßt und einige Worte der Höflichkeit gewechselt hatten. Der Fürst beschreibt seinen Gegner als einen starken Mann, nahe den Funfzigen, von militairischem Ansehn, und einem Ausdruck von Redlichkeit und Heiterkeit in seinen offenen Zügen, der einen sehr günstigen Eindruck auf ihn machte und ihn zu der freundlichen Begegnung stimmte, die er ihm sonst nicht hätte angedeihen lassen. Der Gegner wurde von der Kugel des Fürsten leicht und gefahrlos am Halse getroffen, und die Scene endigte mit dem Uebereinkommen, in die öffentlichen Blätter einen gegenseitigen Widerruf einrücken zu lassen, worauf man mit herzlicher Hochachtung von einander schied. Am merkwürdigsten dünkt uns bei dieser Begebenheit die Gemüthsstimmung des Fürsten, der er vor dem Duell in folgenden Betrachtungen bei sich nachhing: „Bisher hatte ich absichtlich an die ganze Sache nicht mehr gedacht, als gerade nöthig, wenn ich gezwungen war, mich mit ihr zu beschäftigen. Jetzt betrachtete ich sie scharf, denn ich bin kein Jüngling mehr, dem der

Leichtsinn am besten ansteht, und wenn ich ihn auch noch schätze und gebrauche, so geschieht es doch nunmehro mit Absicht und Reflexion. Du weißt, aus meinem Leben mache ich mir nicht viel. Dieß kommt theils aus einem tiefen, natürlich religiösen Gefühl, das mir den festen Glauben giebt: wir seien ewig in Gott, und es folglich ganz gleich, wo und wie wir eben in seiner Welt in die Erscheinung treten, der Tod also nur etwas für die Erde wichtiges, aber in unserm ganzen Sein höchst Unbedeutendes — theils aus meiner individuellen Stimmung. Ich befinde mich in der Lage eines Mannes, der auf einem Balle gerade soviel getanzt hat, um, ohne ermüdet zu sein, recht gern den Kotillon auch noch mitzutanzen, aber auch ebenso gern, wenn ein Freund ihn abruft, nach Hause zu gehen. Es kommt aber noch ein Aberglaube hinzu. Ich werde nämlich unwillkürlich von dem Gedanken beherrscht, daß ich in der nächsten Existenz zu einer hohen Stellung, zu etwas Großem bestimmt bin, und daß mein jetziges Leben nur dazu dienen soll, mir die Eigenschaften zu erwerben, die mir zu dem künftigen noch fehlen. Dies Gefühl ist manchmal so stark in mir, daß ich kaum die neue höhere Bestimmung erwarten kann, und daher die Gelegenheiten, die sie herbeiführen könnten, nichts Furchtbares für mich haben. Auf der andern Seite aber fühle ich mich auch noch nicht reif, und weiß daher im Voraus, daß mein Ziel jetzt noch nicht gesteckt ist." —

Das Duell hinderte den Fürsten für diesmal an der beschlossenen Fahrt nach Amerika, indem durch den Auf-

enthalt die dafür günstige Jahreszeit vorübergegangen war, und so wurde die Nordküste Afrika's, vornehmlich Algier, das Reiseziel, das der originellsten Ausbeute genug verhieß. Originell war die ganze Situation, einen mit deutschliterarischen Absichten reisenden Fürsten in diesen Gegenden wandern zu sehn, besonders wenn man denkt, daß er vielleicht irgend eine feindliche Rezension, etwa aus dem berliner Gesellschafter, der ihm nachgeschickt worden, mitten im Raubstaat Tunis mit sich herumtrug, oder daß er, auf den Trümmern von Karthago sitzend, auf eine witzige Vorrede dachte, um die Ungalantheiten seiner berliner Rezensenten zu beantworten. Mancher literarische Aerger mußte ihn allerdings bis in den fernen Weltheil verfolgen, wenn ihm von den vielen Druckfehlern, die sich immer in seine Werke einschleichen, Bericht erstattet wird, oder die Uebersetzungssünden, welche das Ausland, namentlich die Franzosen, an ihm begehen, ihm zu Ohren kommen *). Der Fürst wurde in Afrika außerordentlich fetirt. Als er Tunis verließ und sich in Goletta einschiffen wollte, kam der Gouverneur zu ihm,

*) Unter Andern beklagt sich Semilasso (II. 180.) daß von den in Frankreich erscheinenden sogenannten Memoiren des Fürsten Pückler-Muskau als fünfter Theil die „Briefe eines Lebenden" übersetzt erschienen sind. Bewundernswürdiger ist jedoch noch, daß die in Paris herausgekommene Uebersetzung des Semilasso, unter dem Titel: „Chroniques, Lettres et Journal de voyage, extraits des papiers d'un défunt," bereits auch die afrikanische Reise enthält, auf welcher der Fürst selbst damals noch mitten in begriffen war.

um ihn noch einmal von Seiten des Bey zu bekomplimentiren, und ihm anzukündigen, daß der letztere ihn nicht reisen lassen könne, ohne ihm ein rinfresco mit auf den Weg zu geben. Dies bestand in 4 Ochsen, 20 Schafen, 100 Hühnern, 6 Bockshäuten voll feinem Mehl, 4 Fässern Butter, 500 Eiern, 300 Broten, 2 Zentnern Zucker, 1 Zentner Mokka-Kaffee, 2 Zentnern Reis, 2 Wagenlasten Gemüse aller Art, 2 großen Körben voll Weintrauben, 100 Melonen, 100 Wassermelonen, 6 Kisten mit Konfitüren; welche Galanterie denn allerdings zu ihrer Fortschaffung ein eigenes Transportschiff in Anspruch nahm. Auf der Rückreise verweilte er in Malta, wo ihm die Engländer große Aufmerksamkeit bewiesen, drei Wochen, und begann sich in der Quarantaine mit den Entwürfen zu einem phantastischen Roman zu beschäftigen, von dessen Ausführung viel Eigenthümliches zu erwarten steht. Sein Aufenthalt in Griechenland hat ihn, nach eingegangenen Briefen, wenig befriedigt, doch dürften seine Mittheilungen darüber von besonderem Interesse und in einem ganz unerwarteten Sinne ausfallen. Größere Befriedigung fand er bei den Türken und in Konstantinopel, und seiner Darstellung des Muhamedanismus läßt sich vornehmlich mit gespanntester Erwartung entgegensehn. —

Die bisher erschienenen und nächstfolgenden Bände von „Semilasso's vorletztem Weltgang" sind dieser neuen Runde des Verstorbenen bestimmt. Dies Werk zeichnet sich am meisten durch seine glänzenden Naturschildernug

gen aus, die besonders auf den Wanderungen durch die Pyrenäen eine dem Fürsten sonst nicht eigene Ueberschwänglichkeit ausathmen, und mit ebenso glühenden als sorgfältigen Farben gemalt sind. Durch diese Beschreibungen ist eine seit lange ziemlich verlassene Manier, die Natur zu behandeln, wieder zu einem neuen Recht gekommen, nämlich eine gewisse descriptive Naturanschauung, die vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert gäng und gäbe und poetisch war. Dieser kontemplative Umgang mit der Natur ist nicht der romantische, weil dazu nicht genug lyrische Subjektivität oder verschwimmende Innerlichkeit in ihm vorherrschend ist, noch der spekulative, weil er die metaphysischen Geister der Natur und ihre Nachtseite gänzlich dahingestellt sein läßt, und selbst ihre Schrecken und Widersprüche lieber zu einer malerischen und abenteuerlichen Situation sich verarbeitet, als zu einer Pein und geistigen Unruhe des Gedankens. Es ist vielmehr ein landschaftliches Talent der Empfindung, an Berg, Thal, Fels und See sich kindlich hinzugeben, ihre Gruppirungen zu belauschen wie das Mienenspiel einer Geliebten, und, sei es unter Sturm und Regen, sei es in wilden bizarr geformten Höhlen oder auf sonnenbeglänzten Berggipfeln und Schneepiks, überall eine Schönheitslinie aufzufinden, ein malerisches Bild, eine kunstvolle Einheit aus zerstreuten Theilen und Situationen zu gestalten.

Nach einer Stelle in den Wanderungen des Semilasso zu schließen, hat unser Weltgänger große Neigung

sich in den Pyrenäen anzukaufen, und dort, in der Gebirgsstille romantischer Ansiedelung, von seinen Welttouren ausruhend, den Rest seiner Jahre zu verleben. Andern Nachrichten zufolge, soll er, nach Beendigung seines jetzigen „vorletzten" Weltganges, entschlossen sein, noch in die neue Welt einen Gang zu machen, und zwar in Gesellschaft seines freundschaftlich attachirten Leopold Schefer, der sich bereits auf dem Papier durch seine novellistische „Probefahrt nach Amerika" dazu vorbereitet zu haben scheint. Die Expedition in die neue Welt wird jedenfalls des Verstorbenen letzter Weltgang sein. —

* * *

Die bunte und vielgestaltige Mischung von Eigenschaften macht den Charakter des Fürsten Pückler ebenso farbenschillernd, als ein schöner, tiefer, menschlicher Kern ihm auf der andern Seite einen einfachen und gediegenen Grundzug giebt. Die Kindlichkeit seines Wesens, von der Rahel gesprochen, muß man als ächt in ihm erkennen, sowohl im Genuß aller Seiten des Daseins, wo ein gewisser kindlicher Epikureismus die ironischen Kontraste des Lebens sorglos im Hintergrund bestehen läßt: als auch in gutmüthiger Hingebung an Persönlichkeiten und Verhältnisse, die er gern nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf sich einwirken läßt, ohne Sprödigkeit und Verstellung. Es sind zwei Seelen in ihm, die er selbst einmal (Briefe eines Verstorb. IV. 296.) als eine männliche und eine weibliche unterscheidet, und die erstere mag

sich nicht selten im Widerstreit mit der letzteren befinden, woher in seinem Temperament die verschiedenen und schnellwechselnden Anflüge von weicher Milde und unbezwinglicher Verhärtung. Weltmann und Naturmensch, Reflexion und Naivetät, kalte Berechnung und unbewußtes Hinschwimmen auf der Welle des Augenblicks, schlagen auf seinem innern Resonanzboden oft gleichzeitig die mannigfachsten Töne an, und dichten, handeln, scherzen, raisonniren, spotten und persifliren unaufhörlich in ihm. Aber was gerade die beißendsten Wendungen seiner Satire anbelangt, so kann man sich in den meisten Fällen darauf verlassen, daß sie nur der künstlich hervorgerufene Gegenpol zu einer ursprünglichen Gutmüthigkeit sind, die er auf der andern Seite nicht überhand nehmen lassen wollte. Denn jederzeit als bon enfant an Allem Theil nehmend, wie eine flatternde Biene Duft und Würze jeder Blume entküssend, läßt er sich gewiß erst hinterher den Stachel zu irgend einer boshaften Bemerkung schießen, wo ihm der Weltmann seine natürliche Antipathie, für gutmüthig zu gelten, ins Ohr raunt. Diese bissig werdende deutsche Gutmüthigkeit, mit ihren hellen spottblitzenden Augen, hinter denen so viel sanfter Schein der Redlichkeit sich birgt, ist mir selten so deutlich abgezeichnet erschienen, als in dem Bilde des Fürsten Pückler.

Die Lebenssphäre der modernen vornehmen Welt, die zugleich seinen literarischen Charakter ausprägte, ist nicht nur mit Bewußtsein in ihm vorhanden, sondern auch zu einem neuen und eigenthümlichen Bewußtsein in

ihm gekommen. Varnhagen von Ense hat in seiner Beurtheilung der Briefe eines Verstorbenen *), diese literarische und persönliche Stellung vornehmlich herausgehoben, und sehr treffend bemerkt, daß, was früher von unsern Vornehmen, selbst von regierenden Fürsten, in Wissenschaft und Kunst Ausgezeichnetes geleistet worden, doch nur ganz nach der Weise anderer Gelehrten und Künstler geschehen sei, ohne daß die Individualität ihrer eigenthümlichen Lebensstellung mit ausgedrückt worden wäre. In den Werken des Fürsten Pückler aber hat sich eine Vermittelung der Aristokratie mit der Volksliteratur dargeboten, welche überhaupt seinen aristokratischen Idealen, von denen er sich besonders in den Tutti frutti erfüllt zeigt, entspricht. In dem Bewußtsein des völligen Niedergangs der erblichen und feudalen Aristokratie bemerkt er einmal (Semilasso I. 27.): „Der tiers état bekommt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es ist sein Zeitalter. Das unsere ist vorüber!“ Und zugleich zeigt er sich geneigt, die Mittelstände, bis zum Handwerker herunter, zu beneiden, wegen ihrer vor den Vornehmen begünstigten Zeitverhältnisse. (Briefe eines Verst. II. 381.) Aber er ist zugleich auf eine radikale Reform seines Standes, den er einmal als ein zu behauptendes Lebensgebiet festhält, bedacht. In den „politischen Ansichten eines Dilettanten“ (Tutti frutti, 5r Band.) hat

* In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik; wieder abgedruckt in seinem Werke „Zur Geschichtschreibung und Literatur“ S. 311 flgd. und 400 flgd., vergl. besonders S. 331 u. 332.

er seine zusammenhängenden Bekenntnisse darüber gethan, und es ist merkwürdig zu sehen, wie er hier Meinungen, die ihn vorherrschend als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts erweisen, mit den Ideen zeitgemäßer Fortentwickelung zu vermitteln und zu vermischen gewußt hat. In der Stiftung einer neuen volksthümlichen Aristokratie auf dem Fundament des Grundbesitzes, die ihn sodann auch, wie zu erwarten stand, auf die Wiedereinführung der Majorate zurückbringt, konzentrirt sich ihm zugleich die Erledigung aller übrigen wichtigen Fragen der Gegenwart, auf eine Weise, die durch Humanität, freisinnigen und aufgeklärten Blick, und durch alte aristokratische Formenverhärtung sich gleichmäßig bemerkenswerth macht. Dies würde, um es mit seinen eigenen Worten zu bezeichnen, „ein neuer Adel sein, gewissermaßen aus dem Volkswillen hervorgegangen, auf Grundbesitz basirt, wo nur der wirkliche Besitzer den Titel führt, seine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerstand zurücktreten müßten, um auf diese Weise beide Stände sich von Neuem wieder verbrüdern zu lassen und alle Rivalität unter ihnen aufzuheben, sodaß der Adel künftig die Stütze der Nation selbst und aller ihrer Klassen repräsentire.“ Die weitere Anwendung dieses Projekts auf die wirklichen Verhältnisse lautet folgendermaßen: „Nur die Pairs oder Standesherren würden in Zukunft diesen Adel, die neue Aristokratie, bilden, alle übrigen jetzt bestehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern zwar bis an ihren Tod beibehalten werden können, je-

doch nach wie vor nur Titel bleiben und keine Rechte verleihen, sich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig sein. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzusetzen) werde es fortan Jedem gestattet sein, sich wie in Oesterreich, wo man Jedermann Ew. Gnaden titulire, das Wörtchen „von" beliebig bei- oder abzulegen, wenn er sich ohne dasselbige nicht beruhigen könne." Obwohl wir von dieser populairen Aristokratie des Grundbesitzes, die der Fürst als ein wohlthätiges und dauerndes Zwischenelement bezeichnet, nicht einsehen mögen, wie sie die Ausartung in eine bloße Geldaristokratie werde vermeiden können, so halten wir es doch nicht am Ort, hier unsere abweichende Meinung dagegen geltend zu machen. Diese Ideen sollten uns bloß zur Bezeichnung seiner eigenthümlichen politischen Mittelstellung dienen, die er ähnlicherweise auch in die Literatur übertragen hat, und wovon seine eigene Bildung jene reizende Mischung von vornehmer Abgeschlossenheit, sicherer weltfreier Grazie, und gemüthlicher volksthümlicher Hingebung aufweist. Sollte sich jedoch auch einige aristokratische Ostentation selbst in die literarische Mittheilung einschleichen, so ist es gewiß keine unbewußte Befangenheit in ceremonievollen Formen, sondern es paßt vielmehr jenes Wort, das er selbst vom Herzog Mischling gesagt hat, wenn wir uns anders erlauben dürfen, es hier in diesem Sinne herbeizuziehen (Tutti Frutti III. 206.): „es ergötzte ihn oft mit seiner Vornehmheit zu koquettiren, obgleich im tiefsten Grunde der Seele sie eigentlich Nie-

mand geringer achtete, ja meistens lästiger fand als er. Da er sie aber einmal besaß, spielte er auch damit, fast wie ein Taschenspieler, bei dem der Werth seiner Künste ebenfalls nur aus der Blindheit seines Auditoriums hervorgeht.“ Aber diese fashionable Physiognomie eines literarischen Charakters kann für die Literatur selbst natürlich nicht dieselbe Bedeutung haben, wie für das Leben und unsere Zustände, für welche sie ein Symptom ist; auf der höchsten Stufe wissenschaftlicher und künstlerischer Hervorbringung giebt es keine Fashion mehr und das gesellschaftliche Element löst sich mit seinen Unterschieden in das höhere Element der ächten Produktion auf.

Eine andere Seite des Verstorbenen, die wir auch als eine fashionable und altaristokratische bezeichnen möchten, ist seine sogenannte Freigeisterei, welche man ihm vielfältig, und immer aus sehr engen Gesichtspunkten, zur Last gelegt hat. Freigeisterei war besonders im achtzehnten Jahrhundert ein Modeprädikat der vornehmen Stände, während sich heutzutage bei denselben das Gegentheil immer schärfer und bis zum Extrem des Pietismus hervorzuthun scheint. Damals war es ebenso sehr aristokratische Absonderung von dem Glauben der Populace, als es jetzt Verfestigung der Aristokratie durch ein gutes Einverständniß mit dem Himmel sein soll. Bei dem Verstorbenen hängt ein ziemlich ausgebildetes System sogenannter freigeistiger Ansichten mit seinem angebornen Hang zum Philosophiren, mit seinem Talent eines im-

mer regen Verstandesraisonnements, zusammen, das sich jedoch in aller Opposition immer nobel erhält, und eine aristokratische Leichtigkeit der Konversation über die Dinge des Glaubens und des Unglaubens behauptet. Die eigentliche philosophische Spekulation ist ihm fremd und zuwider, aber er sucht ihre Resultate auf anderm Wege zu erzielen, wobei ihm allseitige Welterfahrung, tiefe Menschen- und Selbstkenntniß, und jene Sensibilität einer Natur, die alle Schwingungen des Zeitgeistes und der Zeitmeinungen von selbst nachzittert, zu Hülfe kommen. So ist in ihm ein freier Zusammenhang von Gedanken und Anschauungen vorhanden, in dem alle die Spekulation herausfordernden Gegenstände des Menschen theils zersetzt, theils geordnet ihm daliegen, und worin sich ein Individuum, losgelöst von den Vorurtheilen der ungeprüften Ueberlieferung, bald als Widerspruch, bald als Produkt seiner Zeit entfaltet. In dieser Stellung zeigt er einen sehr eigenthümlichen Charakter, indem es ihn treibt, gegen aristokratischen wie demokratischen Pietismus und Obscurantismus gleicherweise die Waffen zu kehren, auf der andern Seite aber ihn in schönen begeisterten Stunden alle Frömmigkeit einer guten, goldenen, harmlosen Zeit anweht und sein Herz zu Ergüssen drängt. Goethe nennt ihn in seinem Aufsatz über die Briefe eines Verstorbenen *) „ein frommes Weltkind;“ er sagt von ihm: „es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohl-

*) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand. Bd. 45. S. 358.

gesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigste darstellt." Aber ebenso sehr wie seine Satire mit seiner Skepsis zusammenhängt, laufen seine frommen Empfindungen parallel mit einer der Spekulation sich entschlagenden Gemüthlichkeit und Sorglosigkeit, und machen sich wie eine unmittelbare Naturregung geltend. Auf seinen Reisen beschleichen sie ihn am lebhaftesten und reichsten, und vor dem Anblick eines hellausgebreiteten Sternenhimmels thut sich oft seine Religiosität in milder Hingebung auf. Sie verbindet sich mit einer merkwürdigen Offenheit über sich selbst, welche gern alle schadhaften Stellen an sich preisgiebt und immer den rechten Trost dafür zu finden weiß, obwohl nur wieder um so kräftiger auf ächten Weltgenuß hinlenkend. So stellt sich eine glückliche Harmonie in ihm dar, die auf heitrer und gesunder Lebensgegenwart beruht, und die Zwecke des Daseins nicht in eine ungewisse Ferne setzt, sondern in jedem nächsten Augenblick erfüllt und befriedigt sieht. Sein Verhältniß zum positiven Christenthum (vergl. besonders in den Tutti frutti Bd. III. S. 18 flgd. u. S. 68 flgd.) ist ebenso freimüthig, redlich und ächt historisch, als seine Ansichten von unbedingter Glaubensfreiheit, worüber er besonders auf seinen Wanderungen durch Irland treffliche Aeußerungen gethan, eine noch immer ideal gebliebene Höhe humaner Zeitbildung bezeichnen. Mit dieser unbefangenen Gesundheit seines Wesens hat er ohne Zweifel auf seine Zeitgenos-

sen gewirkt, und selbst das Ephemere seiner Mittheilungen, die frisch und unmittelbar vom Schaum des Tages abgeschöpft sind, dient dazu, ihren Werth und Einfluß in diesem Sinne zu erhöhen. Er selbst aber hängt, nach allen seinen Weltwanderungen, nach allen durchgelebten Formen des Daseins, noch immer mit solcher Festigkeit den Banden der Erde und dem Reiz des Menschlichen an, daß er (Briefe eines Verstorb. IV. 307.), nach seiner Theorie der Metempsychose, meint: „Der Planet sei schön und interessant genug, um sich einige tausend Jahre in immer erneuter Menschengestalt darauf umherzutummeln" — eine Perspektive, der wir für unser Theil von Herzen gern entsagen.

Die Persönlichkeit des Fürsten, seine kecken, kräftigen, treuherzigen Züge, welche Gedrungenheit, überfehlichen Weltblick, Unternehmungsgeist, Muth und Selbstständigkeit in anziehender Mischung darstellen, sind in dem vorangestellten Portrait, dem sich diese unsere Skizze nur als Kommentar angeschlossen hat, mit Lebendigkeit veranschaulicht. Seine äußere Erscheinung, wie sie sich mitten im Leben giebt, wurde bei Gelegenheit eines politischen Diners, dem er in Irland beiwohnte, in den englischen Journalen folgendermaßen geschildert (Briefe ein. Verst. II. 90.): „Sobald man die Ankunft des ..... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf des ..... Zimmer, um denselben einzuladen, unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren. ꝛc. Bald darauf trat der ..... ins Zimmer. Sein Anse-

ben ist befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressive). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent folgende Worte." u. s. w.

Auch die innere Persönlichkeit wurde dem Verstorbenen in England abgeschildert, und zwar sehr gründlich und ausführlich, nach Gall's Schädelwissenschaft, nach deren Lehrsätzen er von dem Kranologen Deville in London seinen Kopf untersuchen ließ, der ihm, wie jetzt auch uns, im Wesentlichen folgende, probehaltig befundene Aufschlüsse ertheilte (Briefe ein. Verst. IV. 80 flgd.): „Ihre Freundschaft — so gab er dem Verstorbenen sein Orakel ab — ist sehr schwer zu gewinnen, und nur durch solche, die sich Ihnen ganz und mit der größten Treue widmen. In diesem Falle werden Sie aber Gleiches mit Gleichem mit unwandelbarer Beständigkeit vergelten. — Sie sind leicht zu reizen in jeder Hinsicht und dann großer Extreme fähig, geben aber weder der leidenschaftlichen Liebe, noch dem Haß, noch andern Leidenschaften eine lange Folge. — Sie lieben die Kunst, und werden, wenn Sie ausübend darin sind oder werden wollen, sich ohne Schwierigkeit darin ausbilden können, und ich finde die Kraft der Komposition auf Ihrem Schädel stark ausgedrückt. Sie sind kein

Nachahmer, sondern wollen selbst schaffen, ja es muß Sie das Gefühl oft drängen, Neues hervorzubringen. — Sie haben auch einen starken Sinn für Harmonie, Ordnung und Symmetrie. Wenn sie Diener haben oder Handwerker beschäftigen, werden diese viel Mühe finden, Sie zu befriedigen, weil Ihnen nichts genau und akkurat genug sein kann. Sie haben sonderbarerweise die Liebe zum Häuslichen und die des Umherschwärmens in der Welt, welche sich gegenseitig opponiren, gleich stark. — Ein ähnlicher Widerspruch findet sich bei Ihnen in einem scharfen Verstande und in einer bedeutenden Anlage zur Schwärmerei. Sie müssen innig religiös sein und werden doch wahrscheinlich keiner positiven Form der Religion sonderlich anhängen. — Sie sind sehr eitel, doch nicht von der Art, die viel zu sein glaubt, sondern viel sein möchte. — Sie werden sich ganz ungezwungen und heiter (cheerful) nur da bewegen können, wo ihre Eitelkeit durch nichts niedergedrückt (hurt) wird, die Menschen, mit denen Sie umgeben sind, Ihnen aber zugleich wohlwollen, wofür Ihre Gutmüthigkeit, eines Ihrer starken Organe, Sie sehr empfänglich macht. — Diese letztere, mit einem scharfen Urtheil gepaart, macht Sie auch zu einem großen Verehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Gegentheil empört Sie, und Sie werden ohne alles persönliche Interesse immer die Partei eines Unterdrückten lebhaft zu nehmen im Stande sein. Auch ihr eignes Unrecht gestehn Sie gern ein und verbessern es bereitwillig. Unangenehme Wahrheit, die Sie betrifft, kann Sie wohl ver-

drießen, Sie werden aber dem, der sie aus keiner feindlichen Absicht Ihnen sagt, doch eher geneigt sein und jedenfalls deshalb wahre Achtung für ihn empfinden. Aus demselben Grunde werden Sie Geburtsdistinktionen eigentlich nicht zu hoch anschlagen, wenn Ihre Eitelkeit auch nicht ganz unempfindlich dagegen ist. — Sie lassen sich leicht hinreißen, es fehlt Ihnen aber dennoch an leichtem Sinn. Im Gegentheile haben Sie cautiousness (das Vermögen, sich augenblicklich Alles zu denken, was in Folge einer Handlung geschehen könnte) in zu hohem Grade, welche Ihrem Leben als Wermuth beigemischt ist, denn Sie werden über Alles viel zu viel reflektiren. — Sie streben beständig, sind begierig nach Auszeichnungen, und sehr empfindlich für Vernachlässigungen, haben überhaupt sehr viel Ambition und von allen Arten, die Sie zugleich schnell wechseln, auch gleich damit am Ziele sein wollen, da Ihre Imagination stärker ist als Ihre Geduld, weshalb Sie besonders günstige Umstände finden müssen, um zu reussiren. — Sie haben jedoch Eigenschaften, die Sie fähig machen, nichts Gemeines zu leisten, und selbst das Organ der Ausdauer und Festigkeit ist stark bei Ihnen ausgedrückt, aber von vielen widerstrebenden Organen gehindert. — Sie schätzen Geld und Vermögen sehr hoch, wie Alle, die viel thun wollen, aber nur als Mittel, nicht als Zweck. Geld an sich ist Ihnen gleichgültig, und es ist wohl möglich, daß Sie nicht immer sehr haushälterisch damit umgehen." — —

Ueber

die Entwickelung

der neueren deutschen Kunst.

Von

O. F. Gruppe.

Die Künste entwickeln gegenwärtig eine lebendigere Regsamkeit als in den beiden letzten Jahrhunderten; dies wird namentlich in Deutschland gefühlt. Ein Gang durch die Straßen Berlins zeigt, daß Architektur und Skulptur eine neue Blüthe beginnen; ein Besuch der königlichen Residenz in München, eine Promenade durch die Hallen des Hofgartens, lehrt deutlich, daß die Malerei einen neuen Aufschwung genommen, und wer könnte vollends daran zweifeln, wenn er eine Kunstausstellung in Berlin, in München, in Düsseldorf gesehen hat. Die Zahl dieser Ausstellungen mehrt sich mit jedem Jahr, ein ganzes Netz davon zieht sich über Deutschland hin, deutsche Städte wetteifern mit einander in dem Glanz derselben: im Süden Wien, München, Frankfurt; im Norden Berlin, Düsseldorf, Halberstadt, Magdeburg, Halle, Potsdam, Breslau, Stettin, Danzig, Königsberg; außerdem Dresden, Hannover, Braunschweig, Hamburg. Hieraus ergiebt sich unwiderleglich, daß Produktion und Empfänglichkeit, daß die Zahl der Künstler und der Liebhaber in gleichem Verhältniß gewachsen sei. Die Liebe zur Kunst ist nicht mehr bloß Sache einzelner Sammler

und Kenner, alle Gebildeten sind wieder ihre Freunde geworden, sie hat ihre Verehrer in allen Kreisen und Ständen, ja man kann sagen, sie erwärmt und ergreift wieder die Nation, in der sie immer tiefere Wurzeln schlagen möge.

Aber die Künstler stehen nicht zerstreut, sie gruppiren sich zu ganzen Schulen; hervorragende Talente sind Mittelpunkte geworden, von denen Lehre und Befruchtung auf eine zahlreiche Schaar von Jüngern ausgeht. Um hier nur die hauptsächlichsten Erscheinungen zu nennen, so ist Schinkel in Berlin der Anführer einer weit verbreiteten Architektenschule; Cornelius in München, Schadow in Düsseldorf und Wach in Berlin haben ausgedehnte Kreise begabter Maler um sich versammelt, und von Thorwaldsen, Rauch und Tieck sind treffliche Bildhauer ausgegangen.

Selbst diejenigen Künstler, welche nicht der Schule nach zusammengehören, suchen doch in den Ateliers gesellig bei einander zu leben, und wer will leugnen, daß dieser dichtere Stand, gleich wie den Tannen, ihrem stolzeren Aufwuchs förderlich sei. Es ist hier ein allgemeiner Wetteifer, aber kein eifersüchtiger, es ist kein neidischer Abschluß, sondern ein freundlicher Austausch. Die Talente sind nicht mehr einzeln, das Gedeihen der Kunst ist nicht mehr durchaus abhängig von dem Schicksal weniger Individuen, es ist ein Aufschwung in Masse, ja man glaubt eine allgemeine Belebung, eine fast durchgängige Steigerung der Fähigkeiten wahrzunehmen.

Gewiß ist dies letztere eine besonders hoffnungsvolle Eigenschaft der neuern Kunstblüthe. Auch in den Zeiten des allgemeinen Kunstverfalls und der erloschenen Theilnahme gab es noch immer hie und da kunstbegabte Geister, deren Kraft durch den Ungeschmack nicht ganz erdrückt wurde, oder die sich wohl gar demselben entgegen zu stemmen versuchten; allein diese massenhafte Erhebung und die allgemeinere Befähigung zur Kunst begegnet uns nur in jenen beiden großen Epochen, der griechischen und wiederum der mittelalterlichen Kunstblüthe. Es fragt sich nun, ob wir auf diese Aehnlichkeit die Hoffnung einer weiteren Analogie, d. h. den Beginn einer ächten, ursprünglichen, organischen Kunstblüthe gründen dürfen. Es fragt sich, ob die erfreulichen Leistungen der Gegenwart etwa nur bloße Abspiegelungen und Nachklänge alter Kunst sind, ob sie nur zehren von der Begeisterung vergangener Zeiten, ob sie nur ihren Vorbildern folgen, oder ob sie selbst Wurzel geschlagen und Nahrung aus einem eigenthümlichen Boden ziehen, und also eines fernern Wachsthums fähig sind, kurz ob sie nur ein erborgtes Licht und Leben, oder ein selbsteigenes besitzen. Viele haben daran gezweifelt, und zweifeln vielleicht auch noch; allein während die Theoretiker im Streit begriffen sind, scheint sich praktisch die Frage immer mehr und immer vortheilhafter zu entscheiden, wo nicht schon entschieden zu haben.

Wir wollen uns darum auch hier nicht allzusehr um ihre Beantwortung kümmern, sondern eine Erzählung

der allmähligen Entwickelung versuchen, welche denn für sich selbst reden mag, und was etwa noch Allgemeineres zu sagen wäre, wird sich besser hinterdrein als vorher ausnehmen.

In einer so späten und so gelehrten Zeit wie der unsrigen konnten die Künste sich nicht so unbefangen entwickeln, als etwa in Griechenland, wo nichts Aehnliches vor ihnen da war. Schon die mittelalterliche Kunst hatte die antike vor sich, und wenn die eigentliche Produktion auch ganz ausgegangen war, so daß in dieser Rücksicht von neuem begonnen werden mußte, so fehlte es doch nicht an mancher Ueberlieferung. Merkwürdig ist dennoch, daß diese Kunst in dem Verlauf ihrer selbstständigen Entwickelung ganz ähnliche Epochen durchgangen hat, als die antike, sowohl in dem Erreichen des Kulminationspunktes, als auch von da herab in ihrem Verfall.

Ganz anders nun finden wir die neueste Kunst gestellt. Allerdings liegt unmittelbar vor ihrem Erwachen gleichfalls eine Zeit, der es fast an allem künstlerischen Schaffen gebrach, desto mehr aber herrscht eine fortgehende Ueberlieferung der früheren Kunstepochen, sowohl der mittelalterlichen als antiken. Im Angesicht dieser mußte sie sich entwickeln. Auch befand sie sich nicht ungestört auf einem freien Felde, sie war nicht, wie z. B. die mittelalterliche von der antiken, durch eine ganz neue Sphäre von Vorstellungen getrennt, welche ihr ein neues noch unbebautes Gebiet eröffnet hätten. Ja selbst die verschiedenen Techniken waren vollständig überliefert; es gab Künstler aus allen Zweigen genug, aber sie verdienten nur

den Namen nicht im vollen Sinne des Worts. Kurz, wir haben hier nicht einen völligen Neubau der Kunst, wir haben keinen Anfang von vorn herein, wie im Alterthum, und selbst großentheils noch im Mittelalter, sondern wir haben eine Entwickelung aus dem Verfall, wir haben keinen neuen Beginn der Kunst unter ganz neuen Verhältnissen, sondern wir haben eine Reformation der Kunst.

Will man die Entwickelung jener beiden mehr organischen Kunstepochen verstehn, so haben Theorie und Kunstgeschichte sich gegenseitig zu unterstützen, um genau die Reihenfolge zu beobachten, und zu erklären, wie nach einander die verschiedenen Vorzüge sich zusammenfinden, wie sie sich einander ablösen und vertauschen, bis zum Verfall. Auch in diesem Verfall selbst waltet der Zufall nicht; auch hier beweist die Kunst ein gewisses selbstständiges Leben: wie viel mehr denn, wo sie sich wieder erhebt. Das Letztere ist nun unser Fall, und wenn wir uns das eigentliche Interesse des Gegenstandes nicht vergeben wollen, so müssen wir mit der Zerrüttung und dem aufgelösten Zustande des Kunstlebens beginnen, welches der neuern Aufblüthe vorhergeht, denn theils durch das Aufnehmen einzelner noch übriger Fäden, theils durch die Reaktion, in beiden Fällen durch das Vorhandene bedingt, ist unsere Kunst erwachsen.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den beiden Hauptzweigen der bildenden Kunst, in der Malerei und Bildnerei, so weit gekommen, daß man mit einigem technischen Geschick alles erschöpft glaubte; man

hatte schlechterdings keinen Begriff von etwas Höherem in der Kunst; mit dem Pinseln und Meißeln war alles abgethan, wer dies am fertigsten konnte, war der größte Meister, ja man hielt recht eigentlich, da man doch der Komposition um historische Bilder zu malen nicht ganz entbehren konnte, diese für ein nothwendiges Uebel. Welch ein Abstand nun von hier bis zu Rafael, zu Michelangelo oder Dürer, die vortrefflich zeichneten, vortrefflich malten, denen aber alles dies nur ein Mittel war, um den innern, lebendigen und empfundenen Anschauungen ihres Geistes Gestalt zu geben. Viel mußte dazwischen liegen, ehe die Kunst so tief sinken, so durchaus an ihrer Bestimmung irre werden konnte, als es zu jener Zeit fast in ganz Europa gleichmäßig der Fall war.

Die Kulmination schließt oft in sich selbst die Bedingungen des Verfalls ein, der dann auch rasch hinter einander erfolgt. Der Standpunkt der Kunst, welchen Rafael, Michelangelo, Correggio und Tizian von ihren Vorgängern empfingen, war himmelweit verschieden von dem, welchen sie ihren Nachfolgern überlieferten. Scheu, zart und züchtig war die Kunst die Rafael bei seinem Vater und bei Perugino lernte, sie wußte bereits ihren Gestalten eine anatomisch richtige, im Allgemeinen edle, gemessene und schöne Stellung und im Ausdruck einen gewissen heiligen Ernst zu geben, aber die Frische, die Lebendigkeit und Naivetät der Natur zu allen jenen nur noch erhöhten Vorzügen, ferner eine freiere Bewegung, eine reichere und kraftvollere Charak-

teriſtik, eine geiſtvollere Kompoſition, vor allem aber jene ſüßeſte Blüthe der Kunſt, die Vereinigung der zarteſten Schönheit mit dem innigſten Ausdrucke der Liebe, das wärmſte Leben, gehoben durch eine große und wahrhaft himmliſche Majeſtät, dies war es was Raphael aus den eigenen Mitteln ſeines tiefen und herrlichen Genius hinzu brachte. Mitunter in ſeiner letzten Periode zog ihn ſein feuriges Streben nach unverwiſchter Naturkraft zu einem ſtarken Naturalismus hin, den ſein großer Schüler Giulio Romano, begabt mit einer energiſchen Sinnlichkeit, aber ohne jene mildern und idealern Eigenſchaften ſeines hohen Meiſters, nur allzueinſeitig fortbildete, und der bald wuchernd überhand nahm.

Nicht anders Buonarotti. Die Sicherheit der Zeichnung ſeines Vorgängers Luca da Signorelli und das genaue Verſtändniß der Anatomie erweiterte dieſer mächtige Genius zu einer wahrhaft tiefſinnigen Wiſſenſchaft. Sie ſetzte ihn in Stand, jene übermenſchliche Kühnheit und Großheit der Geſtalten, Stellungen und Bewegungen zu entwickeln; allein ſie verführte ihn auch zu manchem Uebermuth, zu mancher Gewaltſamkeit, ja zu mancher geſuchten Verdrehung des menſchlichen Körpers. Dies Uebel wurde beſonders groß in den Schülern. Michelangelo's Perſönlichkeit war zu bedeutend, zu impoſant, als daß er Schüler im beſſern Sinne des Worts hätte haben können, er hatte nur Nachahmer, und da dieſen zu ſo gewaltigen Körpern und Bewegungen die gewaltige Seele fehlte, ſo geriethen ſie ins Widerwärtige

und Geschmacklose; vollends aber machte der Dünkel ihrer anatomischen Gelehrsamkeit sie unerquicklich.

Auch Correggio hatte mit den herrlichen Offenbarungen seines unvergleichlichen Künstlergemüths doch keinen bessern Einfluß auf die nachwachsende Generation. Seine ersten Werke tragen ganz jene edelsten Eigenschaften Rafaels, eine jugendliche Züchtigkeit und Keuschheit, jene treufleißige gewissenhafte Schärfe des Umrisses und eine Innigkeit des Ausdrucks, in der sich das Heilige mit dem Schwärmerischen zu einem wunderbaren Reize mischt. Später zog ihn seine eigenthümliche Neigung immer mehr zum Gefälligen und Sinnlichen. Die reizende Schönheit, von der Grazie bis zum üppigsten hinreißendsten Ausdruck der Lust, war die eigenthümliche Sphäre, die vor ihm noch kein neuerer Maler betreten hatte. Da man so lange fast ausschließlich dem Ausdruck der Frömmigkeit und entsagenden Hingebung nachgestrebt hatte, so suchte sich gleichsam die Natur durch diesen Künstler zu ihrem Recht zu verhelfen, auf den sie dazu ihre Gaben in Fülle ausschüttete. Nie wurden die Bewegungen des menschlichen Herzens, die Wallungen des menschlichen Blutes, von dem Jauchzen der Freude, der schmachtenden Sehnsucht bis zum hinsterbenden Ermatten des vollen Genusses lebendiger und schwungvoller vorgestellt. Allein hiemit entfernte sich die Kunst mehr und mehr von der religiösen Begeisterung, welche sie emporgehoben hatte, zur Zeit da sie sich noch nicht selbst auf eigenen Flügeln tragen konnte. Rafael malte auch schon mythologische Figuren,

er ſuchte in ihnen mehr das heitere, unbefangene Naturleben; auch dem Michelangelo waren antike Geſtalten willkommen, weil er darin ſeinen Trieb nach großartiger Ruhe oder großartiger Bewegung ausſprechen konnte; allein beide blieben im Nackten noch gleichfern vom Sinnlichen, geſchweige denn Ueppigen. Dies letztere nun berührte Correggio häufig, und wenn es bei ihm auch, wo nicht durch andere Eigenſchaften, ſo doch ſicher ſchon durch die bloße künſtleriſche Energie gehalten und geadelt wurde, ſo gingen ſeine Nachfolger immermehr dieſem verführeriſchen Reiz nach, der für einen größeren Kreis von Beſchauern immer ſehr dankbar iſt. Die Grenze jenes hohen Kunſternſtes einmal überſchritten, ging nun die Kunſt in der bezeichneten Richtung ſchnell abwärts. An Stelle des Strebens nach Grazie, trat bei den Spätern die unverhüllte Ueppigkeit, das Gezierte und Affektirte.

Aber auch noch eine andere große Tugend des Meiſters wurde der Kunſt im Allgemeinen bald gefährlich. Mit der Anmuth ſeiner Geſtalten und dem Reiz ihres Ausdrucks verband Correggio noch jenen Zauber der Farbe und des Lichts, wie man ſie vor ihm nicht geſehen hatte. Man wußte vor ihm richtig zu modelliren und zu beleuchten, man kannte bereits vor ihm die Wirkung durch berechnete Maſſenvertheilung von Licht und Schatten, man ſtrebte auch ſchon nach Wärme und Harmonie des Kolorits, und doch verhält ſich dieſe ganze Auffaſſung der Farben- und Lichterſcheinungen zu dem was Correggio offenbarte, wie die Proſa zur Poeſie. Man nennt ihn

einen Meister des Helldunkels, womit nicht gesagt sein soll, seine Meisterschaft beschränkte sich hier nicht bloß auf die Klarheit der Schatten: sie umfaßt in der That alle Stufen der Lichterscheinung. Wie sein Pinsel in die geheimsten Regungen des Herzens schauen läßt, so lockt er auch das Auge in die geheimnißvolle Tiefe der Schatten, und sättigt es wieder am schimmernden Licht. Es ist nicht jene trockene Schärfe des Umrisses, nicht jene abschließende Deutlichkeit, welche die Grenze der Ausführung erkennen läßt, sondern gleich wie die Natur lassen diese Kunstwerke noch mehr ahnen als sehen, sichern sich eine nachhaltige Wirkung, und haben eine unmittelbare Sprache an die Phantasie. So wunderbare Eigenschaften mußten wohl zur Nacheiferung auffordern; allein es gehörte dazu auch diese eigenthümliche Empfindung, denn ohne sie blieb nur eine wohlfeile Wirkung des Lichtkontrastes und des Helldunkels, die sich gar bald ablernen ließ. Aber was das Schlimmste ist, so lenkte diese nur allzudankbare Richtung die Aufmerksamkeit von dem Umriß, von der Zeichnung, wohl gar auch von der Komposition ab. Schon der Meister selbst hatte dies in spätern Jahren bei nachlassender Kraft leider gezeigt und bei den Spätern ließen sich die üblen Folgen nicht mehr verkennen.

Auch die Venetianer, und Tizian an ihrer Spitze, konnten auf ihrem Wege die Kunst nicht auf den Kulminationspunkt heben, ohne zugleich dem Verfall eine neue Bahn zu eröffnen. Schon daß dieser hohe Mei-

ſter, und nächſt ihm Paul Veroneſe, in ſeiner Laufbahn beſonders die Energie und Fülle der Lichterſcheinung mit markigem Pinſel zu ergreifen ſuchte, entfremdete von dem eigentlichen geiſtigen Gehalt der Darſtellungen. Noch mehr aber wurde ſeine verwegene Meiſterſchaft in der Handhabung des breiten Pinſels, jene bewundernswürdige Kunſt des Vortrags, kurz jener nicht geringe Antheil von Geiſt, der bei der langjährigen Praxis ſeines hochgebrachten Lebens unmittelbar in ſeine Hand übergegangen war, und ſich hier unwillkürlich bei jedem noch ſo nachläßigen Zuge ausſprach, — dies und namentlich noch die ungeheuren Flächen, welche man nunmehr zu bemalen anfing, wurden der Kunſt in hohem Grade gefährlich. Gleichwie in Griechenland auf einer entſprechenden Kunſtſtufe die Schnellmalerei eintrat, ſo blieb ſie auch hier nicht aus; vor jener äußerlichen Bravour des Pinſels mußten aber alle tiefer liegenden, aus der Begeiſterung des Herzens entſpringenden Vorzüge der Kunſt immer mehr verſchwinden, und zuletzt zeigte ſich dieſer ſchlechte Ruhm immer nackter und ſchamloſer, und zugleich immer anmaßender und dünkelhafter.

Aber während auf dem bezeichneten Wege die Solidität und Richtigkeit der Zeichnung ſchon zu weichen anfing, machte ſich auf der andern Seite die anatomiſche und perſpektiviſche Gelehrſamkeit immer mehr geltend. Michelangelo und Correggio hatten gewölbte Kuppeln mit ſchwebenden Figuren gemalt; dieſe Art der Malerei wurde häufiger und führte die ſchwierigſten, ja recht eigentlich

halsbrechendsten Aufgaben für die Zeichnung herbei; jene Wissenschaften mußten theoretisch und praktisch bis auf die Spitze getrieben werden. So bildete sich denn jenes frostige Schulwesen aus; die freie, aus Lust und Liebe entspringende Kunst wurde in einen lästigen, weitläuftigen Lehrzwang gefesselt: es begann die Zeit der Akademien, welche weiterhin überall zu einem wohlorganisirten Hofstaat gehörten. Ueber ihr Verhältniß zum Verfall der Kunst ließe sich manches sagen, es würde hier aber zu weit führen. Nicht als ob nicht vieles in der Kunst sich lernen lasse, allein in der Regel weiß man es nur nicht zu lehren, und mit der Freiheit ist der Kunst ihr natürliches Element genommen.

Fassen wir nun alles zusammen, so war statt jener tiefen, frommen, erhabenen und zarten Kunst ein Jahrhundert später eine mehr handwerksmäßige aufgekommen, die ihr Hauptverdienst in dem Machwerk der Hand suchte; sie war äußerlich, gelehrt, prahlerisch; sie bewegte sich bald im rohsten Naturalismus, bald wiederholte sie, aber bloß wie eine gedankenlose Angewohnheit, jene alten erhabenen Idealformen. Noch gab es zwar tüchtigere Geister, von denen wir hier nur Guido Reni und Domenichino nennen, welche den schnellen Verfall aufzuhalten suchten, nach dem Vorbild Rafaels und der Antike eine gemessenere, edlere oder charaktervollere Zeichnung zurückführten, und wieder auf Erfindung und Komposition mehr Werth legten; allein auch ihre Kraft erreichte jenen Adel nicht mehr, und ihre Schönheit blieb unbelebt und unerwärmt, ihr fehlte jene Zart-

heit, Naivetät und Unbefangenheit. Man sieht es ihnen nur zu sehr an, daß sie die Kunst auf dem Umwege eines gelehrten Studiums und aus der zweiten Hand haben.

Italien schien sich an Produktionskraft erschöpft zu haben, denn Ausländer waren es, auf die sich die italienische Kunst übertrug. Offenbar energischer, als die genannten, sogar mit dem höchsten Kunsttalent begabt, das nur leider den Verfall nicht ganz verleugnen konnte, erschien Rubens, von niederländischen Eltern in Köln geboren, ferner der Franzose Poussin und endlich der Spanier Murillo. Poussin hatte am meisten Zeichnung und Styl, er hatte viel von den Vorzügen der Antike in sich aufgenommen, Rubens dagegen übertraf ihn weit an Reichthum, Phantasie und Schwung, Murillo aber steht merkwürdig zwischen Rubens, Rafael und Correggio in der Mitte, und hat dabei dennoch ein ursprüngliches Feuer, das ihn hoch über die italienischen Eklektiker stellt. Alle drei aber konnten in ihrer Heimath keine eigenthümliche bleibend fortlebende Kunst begründen, weil sie hier nicht gewachsen war. Der Verfall ging unaufgehalten fort, und Rubens that durch seine spätere Leichtfertigkeit in Zeichnung und Colorit, durch das Grobmaterielle und Unedle sehr viel zu seiner Beschleunigung. Auch brachte er die Allegorie in Schwang, die bald immer schwülstiger und gelehrter ausgeübt, neben dem Lüsternen und Ueppigen, den Mangel an künstlerischer Erfindung ersetzen mußte. Der höhere Styl der Malerei war zu Ende gegangen, die mehr im Angesicht der Natur verbleibenden Zweige hielten sich

länger, aber da sie für sich allein nicht bestehen konnten, so mußten sie auch nachfolgen, und selbst die werkeltägliche Kunst holländischer Kleinmeister starb aus.

Nun pflegt aber selten Eine Kunst allein zu sinken. Wie bei dem lebenden Organismus ein kranker Theil durch eine gewisse Mitleidenschaft auch die anderen ergreift, so war es auch hier; auch Skulptur und Architektur hielten sich nicht länger in ihrer reinen Blüthe, ja man kann sagen, daß sie dem Verfall noch viel schneller anheimfielen. Die Skulptur hat überhaupt in jener mittelalterlichen Epoche keine so tiefe Wurzel geschlagen, keine so breite Ausdehnung und keine so selbstständige Bildung erhalten, als im Alterthum; so herrliche Werke sie auch im Einzelnen hervorbrachte, so blieb sie doch im Ganzen der Malerei untergeordnet und von ihr abhängig. Dies hatte sie denn auch zu entgelten, denn indem man ihr malerische Wirkungen zumuthete und die Grenzen und Mittel der Künste nicht unterschied, kam man auf Geschmacklosigkeiten und Ausartungen, die ihr Gedeihen untergraben mußten. Daß große Maler zugleich Bildhauer waren, mochte vielleicht auch nicht zu ihrem Vortheil gereichen. Derjenige Zweig der Skulptur, welcher noch der Malerei am nächsten steht, das Relief nämlich, wurde auch am meisten, und in der That aufs äußerste gemißbraucht. Man bestrebte sich im Relief geradezu zu malen, man wollte plastische Bilder nach allen Forderungen des Malers geben, mit vielfach hinter einander gestellten sich verdeckenden Figuren, und mit komplizirten

Vorder-, Mittel- und Hintergründen, eine endlos mühsame, krause Meißelei, mit der erkünstelsten Perspektive, die aber von jedem Lichtstrahl durch die Schlagschatten Lügen gestraft wird. Also weit entfernt, daß hier, wie sonst wohl, das Relief dem einfachen Kompositionsstyl als Stütze gedient hätte, hatte es sich vielmehr selbst auf das abenteuerlichste in eine ganz fremdartige Kunstsphäre verirrt.

Nicht besser stand es mit der Architektur. Die edele Einfalt, welche diese Kunst in Italien entwickelt hatte, ging schnell verloren, seit Michelangelo's Kühnheit diese Schranke einmal übertreten hatte. Bernini später war, man kann sagen zum Unglück, Maler, Bildhauer und Architekt in einer Person, und die regellose Vermischung dieser Künste unter einander hatte die Baukunst am schwersten zu leiden. Sein Wahlspruch war, ein Genie müsse alle Regeln durchbrechen, wobei denn eine so strenge Kunst als die Architektur nicht bestehen konnte. Er, der in der Skulptur die gewaltsamsten und verrenktesten Stellungen aufbrachte, wußte in der Baukunst das edele Maaß noch weniger zu achten. Bekannt sind seine gewundenen Säulen, aber dieser Geschmack am Geschwungenen und Gedrehten, griff, einmal Fuß fassend, reißend und verderblich in allen Theilen der Architektur und Verzierungskunst um sich, er konnte sich freilich auch nicht mit den abgemessenen wohlgewogenen Maßen, Flächen und Linien, ja überhaupt nicht mit dem Geraden und Rechteckigen vertragen. Die natürliche Basis aller archi-

tektonischen Schönheit war hiemit ganz aus den Augen verloren, denn diese beruht auf der Anschaulichkeit der Stützung und des Gleichgewichts, und auf dem Durchscheinen der bestimmenden Konstruktion. Von letzterer war nun bei jenen geschweiften und schwülstigen Formen einer zügellos ausschweifenden Phantasie gar nicht mehr die Rede.

So entstand jener krause Geschmack, den man den barocken nennt; die gerade Linie war darin verpönt. In der That begreift man kaum, wie ein so durchaus irrthümliches Prinzip sich so viel Aufnahme habe erwerben können, denn alles daran war ungehörig, ja alles Einzelne daran unschön und ungefällig. Allein auf Kunst war es auch nicht mehr abgesehn, sie wurde abgelöst von der Pracht, für welche das leichtere Geschlecht empfänglicher war. Die Kunst will erheben und erbauen, sie will die Geister sammeln und aufschwingen, die Pracht dagegen prahlt und verschwendet. So ist denn auch in jener Architektur, welche ihren höchsten Gipfel in Frankreich erreichte, alles Verschwendung; was Nutzen, Sinn und Bedeutung hat, was nur eben das vom Bedürfniß Geforderte in Schönheit kleidet, wäre nicht schlechthin reich, sondern das Ueberflüßige, das Ueberladene, das Uebermüthige und geradezu Unsinnige ist in diesem Sinn allerdings das Prächtigste.

Das Massenhafte bleibt aber immer noch imposant, ja selbst schon das was nur den Begriff der ungeheuren aufgewendeten Arbeit erweckt. Als reich und phantastisch

behält außerdem diese Architektur noch immer ihren Eindruck, wenn er nur nicht oft zu nahe ans Geschmacklose gränzte; im Allgemeinen aber bleibt wahr, daß die Architektur zu keiner Zeit tiefer gefallen ist, und daß sie wohl kaum tiefer fallen konnte. Besonders schlimm war, daß nun im Vergleich mit dieser vergeudenden Berauschung der Kunst alles Gemessene, wahrhaft Schöne, als nüchtern, armselig und kahl erscheinen mußte und recht eigentlich verleidet wurde; aber für das Allerschlimmste hat man doch die Rückwirkung zu halten, die von diesem Ungeschmack der Architektur auf alle andere bildende Künste wieder ausging. Die Architektur ist immer der Stützpunkt des edeln Kunstsinns gewesen, so war es in Griechenland und so war es auch für die mittelalterliche Kunst in Italien. Indem sich die Skulptur sowohl als die Malerei der Baukunst anschloß, indem sie sich nach ihren ernsten Verhältnissen und wohlgemessenen Räumen zu richten hatte, mußte dieser Ernst und diese Wohlgewogenheit, diese architektonische Ruhe, dieses Gleichgewicht und diese Symmetrie, auf die Werke des Malers und Bildners selbst übergehen und sich als Forderung in allen Theilen, im Ganzen und Einzelnen, geltend machen. Man kann geradezu sagen, daß die griechische Bildner- und Maler-Kunst jenen erhabenen und großen Styl nicht erreicht und nicht so bestimmt würde festgehalten haben, wenn nicht der überwiegende Einfluß jener einfach herrlichen, harmonischen Architektur darauf hingeführt und dazu genöthigt hätte, und ebenso dankt die italienische

Malerei ihren hohen Styl hauptsächlich den Fresken, nämlich als Ausfüllung gegebener architektonischer Räume; in bloßen Staffeleibildern, mehr auf Nachahmung der Natur hingewiesen, hätte sie so hoch nicht steigen können, und hierauf beruht unter andern Ursachen der große Vorsprung, den sie vor der gleichzeitigen deutschen Kunst behalten hat. Blicken wir nun aber zurück auf jene entartete Architektur, was ließ sich in diese schiefbogigen, verschnörkelten Räume wohl Edeles, sicher Ruhendes hineinmalen oder bilden? der krause Schnörkelstyl mußte jede Darstellung selbst ergreifen wie eine Ansteckung: nur Affektirtes, Verzerrtes konnte hier am Ort sein, und harmonisch wirken. So malte man denn auf die geschweiften Decken ganze Himmel voll Amoretten und überkegelnder Gestalten, denen man, wenn sie am ruhigsten schweben, hauptsächlich unter Kinn und Fußsohlen schaut. Noch übler, wenn diese schwebenden Gestalten gar von Stuck vollrund gebildet wurden, wo denn der Beschauer unter allen den wunderlichen, schwerlastenden Gestalten, welche aus allen Ecken der Plafonds hervorquellen, sich einer Anwandlung von Angst, sie möchten herunterstürzen, selten erwehren kann.

Hiebei konnte der Sinn für schöne und edle Formen nicht gedeihn; alle einfache Großheit verschwand. In der Gewandung zeigte sich dieser Verderb ganz besonders und am frühesten; schon die Nachfolger Correggio's geriethen ins kleinlich Gebrochene, Gewundene, Krause, Bauschige und geradezu Schnörkelhafte. Dies ging denn weiterhin im-

mermehr hindurch durch alle Geräthe und Ornamente, durch die ganze Anordnung der Kunstwerke und durch die ganze Umgebung und Ausstattung des Lebens. Am bekanntesten und schlagendsten ist, wie dieser Ungeschmack sich in der Kleidung aussprach. Man braucht nur die Reifröcke, die Schnürbrüste, die hohen Absätze und die hohen Frisuren, nur den Puder, die Perücken und Haarbeutel zu nennen, um jenen Inbegriff des Pariser Modegeschmacks anschaulich zu machen, der sich über das ganze gesellige Leben erstreckte, ja zu einer gewissen Weltherrschaft gelangte, heutigestags aber auf unsern Bühnen und Maskenbällen einen komischen Effekt selten verfehlt. Schon spielte man klassische Tragödien, so viel nur irgend thunlich war, in solchem Kostum: wie hätte denn die bildende Kunst davon verschont bleiben sollen? Wo man in der Sphäre des Portraits blieb, verstand sich's ohnedies von selbst; die Kunst war aber schon so tief heruntergegangen, daß sie wenig mehr hervorbrachte, als Portrait, höchstens noch schmeichelnde Allegorieen, um fürstliche Personen zu verherrlichen. So war denn die Kunst, die zwei Jahrhunderte früher nur dem Heiligen die Ehre gegeben hatte, zum kriechendsten Dienste eitler Machthaber herabgewürdigt, und hiemit kam sie ihrer eignen Endschaft immer näher. Malte man hie und da noch kirchliche Bilder, so hätte man es lieber unterlassen sollen, denn das Zeitalter war, trotz aller theilweisen Bigotterie, nicht mehr fähig einer solchen Stimmung und eines solchen Kunsternstes.

Da hier doch im Wesentlichen von deutscher Kunst die Rede sein soll, so kann auffallen, daß hauptsächlich der Verfall nur in Italien betrachtet und namentlich durch Frankreich verfolgt wurde. Dies ist aber auch allein der Wahrheit gemäß. Deutschland kann es sich zum Ruhm anrechnen, daß es nur weiterhin die Reformation der Kunst, aber nicht ihren Verfall herbeigeführt, sondern den letztern nur erlitten, und von außen her fertig überkommen hat. Die deutsche Kunst im Mittelalter hat sich im Allgemeinen parallel mit der italienischen entwickelt, einzelne Stufen, namentlich alles was zur Nachahmung gehört, sogar noch früher erreicht; allein ihr fehlten die Bedingungen um sich zu jener Höhe des Idealen erheben zu können, und sie blieb stehen oder wurde in ihrem Wachsthum unterbrochen, bevor sie das Ziel gewonnen hatte; sie beschrieb vielleicht überhaupt in ihrem Aufsteigen einen kleinern Bogen. Sobald aber einmal die Kunst in Italien kulminirt hatte, konnten deutsche Künstler nicht noch hinterdrein auf selbstständigem Wege eben so hoch steigen. Sie waren in ihrer Unbefangenheit gestört, sie wurden Schüler der Italiener, da sie sich hier aber in einer ganz fremden Welt und Natur befanden, wurden sie oft nur an sich selbst irre, wie auch wohl noch neuerdings manchem der deutschen Kunsteilger widerfahren. Die Reformation der Kirche richtete alle Interessen auf einen ganz andern Punkt und war gar nicht geeignet der religiösen Begeisterung ungestörte Ruhe zu gewähren, vollends aber trat der dreißigjährige Krieg hemmend

und unterdrückend ein. Als man sich von seinen tiefen Wunden langsam und allmählig erholte, strömte aus Italien und Frankreich die Kunst in dem geschilderten Zustande herein. Deutsche Fürsten hatten den Willen, sich mit dem Glanz der Künste zu umgeben; allein die Fäden waren einmal abgeschnitten, und wenn sie nach dem Beispiel anderer Staaten in der Gründung von Akademien das Heil suchten, so traten diese vielmehr als neue Hemmung gegen die einzelnen Talente auf, deren es in Deutschland immer gab, weil ernster Sinn und Pietät zu tief im deutschen Charakter liegen.

Zu diesen einzelnen Talenten gehört ganz besonders unser Schlüter, zugleich der größte Baumeister und Bildner seiner Zeit. Seine Hauptwerke, mehr im ältern italienischen Styl, zieren Berlin; bekanntlich ist der Haupttheil des Königlichen Schlosses von ihm gebaut, dagegen an dem reichen bildnerischen Schmuck des Zeughauses zeigt er sich als einen bedeutenden Bildhauer, dessen volle Größe aber erst in der bronzenen Reiterstatue des großen Kurfürsten hervortritt. Weder als Architekt noch als Bildner konnte er seine Zeit ganz verleugnen, allein Charakter, Ernst und Größe offenbart sich in seinen Werken, und so wenig man darin auch einen rein durchgeführten Styl antrifft, so herrscht darin ein so großer Sinn für Uebereinstimmung, daß man ihn in Vergleich mit gleichzeitigen Werken anderer Meister gediegen und strenge nennen darf. Ein zweiter Künstler, der in einer uns schon bedeutend näher liegenden Zeit seine

Kunstgenossen überragt und hier nicht ganz verschwiegen werden kann, ist Chodowiecky. Er ist groß in seinen kleinen oft fast mikroskopischen Darstellungen, welche durch Fülle und Reichthum der Erfindung, durch die lebendige, charaktervolle Auffassung und oft durch die Naivetät und Innigkeit des Ausdrucks eine sehr viel höhere Kunststufe einnehmen, als die anspruchsvollen großen Kompositionen der gleichzeitigen Historienmaler. Allein diese seltenen Vorzüge begleiteten den Künstler nur, wo er in der Nähe des gegenwärtigen Lebens blieb, wollte er sich in eine höhere Sphäre der Kunst versteigen und römische Helden darstellen, so erreichte er kaum so viel als andern gelang.

Man wird erwarten, daß unter den hervorstechenden Talenten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hier auch Rafael Mengs (geb. 1728 zu Aussig in Böhmen, gest. 1778 in Rom) genannt werde, der in seiner Zeit als Künstler und Kunstphilosoph in Deutschland, Italien und Spanien so hochgefeiert wurde: es ist auch wahr, daß kaum ein anderer sich mit ihm messen konnte, allein es bleibt gewiß noch sehr zu bedenken, ob man mit ihm schon die Wiederbelebung der Kunst beginnen, oder ihn noch mit in das Fallen derselben einrechnen will; hat es doch neuerdings sogar nicht an solchen gefehlt, welche in ihm geradezu den tiefsten Punkt des Verfalls sehen. Am richtigsten wird sein, hier den Ruhepunkt zu setzen, wo dem weitern Sinken eine Ende gemacht ist, aber die Erhebung noch nicht eintritt. So tief

Guido Reni und Domenichino unter Rafael ſtehen, ſo tief oder noch tiefer ſteht Mengs unter dieſen; waren dieſe ſchon eklektiſch und mehr durch Fleiß und Studium gebildet, ſo war er es ganz und gar. Aber eben dieſes emſige Studium, dieſes ernſte Bemühn, alle Vorzüge, ſo viel er deren nur an ältern Meiſterwerken aufzufaſſen fähig war, durch ſauern Fleiß ſich anzueignen, dies ſtellt ihn ſchon hoch über die leichtfertigen oder handwerksmäßigen Manieriſten. Ganz im Widerſpruch mit ſeiner Zeit wandte er ſich vorzugsweiſe, ja ausſchließlich den Meiſtern des 16ten Jahrhunderts zu; dies muß ihm hoch angerechnet werden. Er wollte doch wenigſtens mit keinem andern als Rafael, Correggio und Tizian verglichen ſein, aber ihre wahren Vorzüge erreichte er freilich nicht. Schon der nächſte bedeutende Künſtler, der ihm folgte, ließ ſeinen Bildern hinſichtlich der äußern Handhabung und in allem, was die Nachahmung angeht, alle Gerechtigkeit widerfahren, urtheilte aber, jedes ſeiner Bilder zeige, daß Mengs in ſeiner Jugend zur Kunſt geprügelt worden ſei, wie nämlich von ſeinem Vater geſchehn. So ſehr fehlt es ſeinen Werken an jedem poetiſchen Funken und an aller freudigen Urſprünglichkeit.

Hiemit erklärt ſich denn wohl jener traurige Zuſtand der Kunſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Zahl der Künſtler war ſehr gering und die Kunſtliebe hatte faſt gänzlich aufgehört. Was das Volk im Ganzen betrifft, ſo hatte ſie in dem Staat, welcher von nun ab ſeine Rolle ſpielen ſollte, noch nie angefangen. Preußen,

ein durchaus junger Staat, hatte wenig Vergangenheit, die Kunst hatte hier nie geblüht. Die wenigen Kenner begnügten sich mit alten Kunstwerken; die galanten Produktionen französischer Künstler, die herüberkamen, konnten doch selbst den verbildeten Deutschen nicht zusagen. Die Kunstakademien waren zwar fast in ganz Europa und auch an mehreren deutschen Höfen reichlich mit Professoren besetzt, allein viel geringer war die Zahl der Künstler; sogar ein gutes Portrait malen konnten nur wenige. Fast sämmtlich waren sie Handwerker und ungebildet, ja sie wußten auch an den alten großen Meistern nicht mehr zu schätzen, als was sie selbst mühsam erlernt hatten. Da regte sich nun in Deutschland der geistige Aufschwung, der allgemein um sich griff; zunächst, da die Sache von den Gebildeten und Gelehrten ausging, kam die Dichtkunst an die Reihe, dieser folgte die Kritik, welche sich denn auch bald auf bildende Kunst ausdehnte. Um diese Zeit ging Winckelmann nach Italien und von seiner tiefern Auffassung der alten griechischen Kunst ging ein erwärmender Lichtstrahl aus. Seine Liebe zur Kunst steigerte sich im Kampf mit allen Widerwärtigkeiten zum feurigsten Enthusiasmus; mit der Freudigkeit, nach langem Schmachten seine Wünsche erfüllt zu sehen, sich zum ersten Mal frei und in seinem Element fühlend, ging er ans Werk. Die Kunst war seine Religion, er wandte sich ihr mit einer Hingebung, Andacht und Inbrunst zu, wie es seit Jahrhunderten nicht geschehen war. Seine schwärmende Betrachtung alter

Kunſtſchönheit brach ins Poetiſche aus, und hatte für alle Empfängliche eine unwiderſtehlich anregende Kraft; mit dem Nachdruck ſeines Strebens aber rüttelte er ſelbſt die Trägen auf. Auf ganz anderem Wege, aber zu gleichem Ziel hin wirkte Leſſings heller und feiner Geiſt. Im Jahr 1767 erſchien ſein Laokoon als Fragment, was er leider auch geblieben iſt. Der Gedanke, daß eine Grenze zwiſchen den Künſten ſei, deren Uebertretung ſich an ihnen räche, konnte nicht ohne die wichtigſten Folgen bleiben, denn gerade hierauf beruhte zum größten Theil der tiefe Verfall faſt aller Künſte. Allein Leſſings Werk handelte hauptſächlich nur von den Grenzen der Poeſie und Malerei, und auch hier hatte er, der vielbeleſene Literator, hauptſächlich nur die Verirrungen der Poeſie aufgefaßt. Die bildende Kunſt lag ihm leider zu fern, er kannte ſie zu wenig aus eigener Anſchauung, ſo daß er ſich auch in ſeinem Buch mehr auf Beſchreibungen von Kunſtwerken, als auf Kunſtwerke ſelbſt bezieht. Leſſing hatte darum auch keine unmittelbare Wirkung auf die Künſtler, aber die mittelbare war deſto größer und fruchtbringender. Ueberhaupt nur den Geſichtspunkt der Kunſtgrenzen einmal angeregt zu haben, war ſchon ein großes Verdienſt, und im Grunde lag die Sache bei der Malerei und Bildnerei viel näher. Der nachdenkende Künſtler konnte gar nicht umhin ſehr bald ſich ſelbſt zu ſagen, was Leſſing unterlaſſen hatte, und dies war um ſo beſſer, denn eine Wahrheit, die wir ſelbſt finden, hilft und fördert mehr, als alles was von andern gelehrt wird.

Winckelmann hob den innern geistigen Gehalt der antiken Kunstwerke hervor, während man bisher höchstens aus ihren Formen ein Studium gemacht hatte. Die Lebendigkeit und Natur, die hohe Würde und Göttlichkeit, die bestimmte Ausprägung scharfer Charaktere, ganz besonders aber die erhabene Ruhe und Einfalt war es, was er ins Licht stellte. Außerdem gewann unter seinen Händen die alte Kunstgeschichte ein ganz anderes Ansehn. Man hatte die Werke der spätern Kunst ausschließlich für griechische Arbeit gehalten, wofür man denn wieder desto bereitwilliger alles Römische mit einrechnete, dagegen alle Monumente ältern Styls galten für hetrurisch. Winckelmann erklärte sie für griechisch und hielt zugleich den Gedanken fest, eine Entwickelung der alten Kunst durch verschiedene Epochen von bestimmtem Charakter zu verfolgen. Hiedurch bekam das Studium alter Kunst eine neue Bedeutung, wenn auch erst der nachfolgenden Zeit gelungen ist, diesen wichtigen Gedanken vollständiger durchzuführen. Von welchem Einfluß auf die praktische Kunst dies aber war, wird sogleich erhellen. Indem man unter der Antike die Werke der spätern Zeit, namentlich die aus der römischen Kaiserzeit verstand, und von diesen seine Begriffe abstrahirte, nahm man unter jenem sehr empfehlenden Namen gerade das zum Vorbild, was den Griechen selbst als tiefer Verfall gegolten haben würde, weil es charakterlos und unbestimmt ist. Allein gerade dies hatte zugesagt, und indem man solche Formen der Niedrigkeit der gemeinen Natur gegenüber-

stellte, bildete man die lange Zeit beliebte Theorie aus, daß das Ideale ein Allgemeines, nicht bloß vom Zufälligen, sondern auch Individuellen Entkleidetes, ein durch Weglassung Entstehendes, Abstraktes sei. In der That konnten die Künstler unter keinen bessern Euphemismus ihre Leerheit verbergen. Daß aber Lessing und Winckelmann diese Lehre gepredigt, und bei der Forderung idealer Schönheit den Charakter ausgeschlossen hätten, ist unbegründet, allein sie erklärten sich auch nicht deutlich dagegen und manche einzeln stehende Aeußerung konnte damit einverstanden scheinen.

Bei so fortschreitender Bildung fing man mit immer größerm Unbehagen an zu fühlen, daß man sich recht lange in konvenzioneller Unnatur bewegt habe, man erwartete einen allgemeinen Umschwung des Geschmacks. Den Ausschlag dazu gab gewissermaßen die französische Revolution. Von allen Seiten wurde dem Barocken der Krieg erklärt, die Perücken und Haarbeutel mußten die Flucht ergreifen, die Zöpfe sich zurückziehen, der Tituskopf erschien, und wenigstens bei der Frauentracht eine gewisse Annäherung an das griechische Gewand, wobei man der früher übermäßig langen Taille durch eine allzukurze das Gegengewicht zu halten suchte. An die Stelle des Prächtigen trat überall das Einfache, oder vielmehr, da man ins andre Extrem ging, das Kahle. Dies Kahle, wobei man freilich die Einfachheit der Natur und der Antike im Sinn haben mochte, beherrschte den ganzen Geschmack. Hatte sich vorher die Architektur in

den schwülstigsten Formen gefallen, und sich in Zierrathen erstickt, hatte man sonst die Häuser mit Blumengewinden, mit Amoretten, mit Muscheln, mit Bäumen, mit Felsen, mit Wasserfällen ja mit ganzen Landschaften in Stuck, alles untermischt mit Schnörkeln, überdeckt, so verfiel man jetzt auf einmal in einen Lineal- oder Schlichthobelstyl: alles mußte glatt und nüchtern sein, jede Dekoration, jedes Ornament galt für Auswuchs. Zugleich hatte man eine eben so große Farbenscheu, die auch jetzt noch nicht beseitigt ist. An Stelle des frühern Gold- und Farbenprunks traten abgeschwächte und unbestimmte Farben, die sich nie weit vom Fahlen und Mausgrauen entfernen durften. So stellte man sich denn auch das Alterthum so viel als möglich farblos vor. Hiezu endlich noch jene Ansicht vom abstrakten Ideal, und man befand sich ganz im Leeren. Man glaubte aber hieran den reinen und wahren Geschmack zu besitzen und die Kunst reformirt zu haben. Man hatte ihr vielmehr erst einen freien Raum gemacht, auf dem sie sich entfalten konnte, man hatte noch nichts gebaut, sondern nur aufgeräumt.

Von hier ab beginnt nun wirklich die neuere Kunst; wir wollen versuchen, die wesentlichen Schritte darzulegen, welche sie gethan hat um das zu werden, was sie heute ist. Und so möge denn nur gleich der genannt werden, der den wesentlichsten und entschiedensten Antheil an dem neuern Aufschwung hat, es ist:

Asmus Jakob Carstens, geboren im Jahre 1754 zu St. Gürgen, einem Dorfe nahe bei Schleswig, wo

sein Vater Müller war. Auch er gehörte zu den großen Männern, die ihrer Mutter viel verdanken: die seinige war die gebildete Tochter eines Advokaten, welche Lust am Zeichnen fand. Wenn später häusliche Geschäfte sie in dieser Neigung beschränkten, so übertrug sie dasselbe um so lieber auf ihren Erstgebornen. Asmus kam nach seines Vaters Tode im neunten Jahre auf die Stadtschule zu Schleswig, lernte hier aber wenig, desto mehr zogen ihn die Gemälde von Jurian Ovens, einem Schüler Rembrandt's, im dortigen Dom an, wo er meistens in den Mittagsstunden verweilte, weil seine Mutter noch auf dem Dorfe wohnte. Er verließ die Schule unwissend, aber er hatte sich fest vorgenommen, ein Maler zu werden, so gut als es Ovens sei. Die Mutter gab ihn auch zu einem sogenannten Kunstmaler in Schleswig, allein als sie bald darauf verstarb, wollten die Vormünder ihn nicht in einem so brotlosen Gewerbe lassen: er mußte sich entschließen zu einem soliden Beruf, nämlich zu einem Weinhändler nach Eckerförde in die Lehre zu gehn. Hier hielt er auch fünf Jahre aus, bis ihm gelegentlich ein Jurist sagte, niemand könne ihn zwingen, gegen seinen innern Trieb einen Beruf zu ergreifen. Carstens schrieb sogleich einen Brief voll bitterer Vorwürfe an seine Vormünder, sie hätten es zu verantworten, daß ihm fünf Jahre zur Ausübung seines wahren Berufs entzogen wären. Zugleich kündigte er seinem Lehrherrn, kaufte sich wegen der noch übrigen zwei Jahre, denn er war auf sieben verbindlich, los, und be-

gab sich mit dem Rest seines kleinen Erbtheils nach Kopenhagen.

Bisher hatte er nur aus Büchern sich eine unbestimmte, verworrene aber desto erhabnere Idee von den Werken der großen Maler gemacht, hier sah er nun zuerst Kunstwerke von hoher Bedeutung. Ueber alles zogen ihn die Gipsabgüsse von Antiken an, er konnte sich an ihnen nicht satt sehen, er schwelgte im Genuß und über den Genuß konnte er nicht zu dem Entschluß kommen, nach ihnen zu zeichnen. Sein Lebenlang blieb dies auch seine Manier zu studiren, der er in der That sehr viel verdankt; er hat nie eigentlich nach der Natur gezeichnet, sondern bildete sich durch bloßes Schauen, wodurch er die Formen viel tiefer in sich aufnahm, und sie viel mehr empfand, und nachher bei der Komposition desto freier und eigener mit dem Gelernten schalten konnte. So trieb ihn denn auch schon in Kopenhagen sehr bald sein Geist zur Produktion und dies Glück des künstlerischen Schaffens einmal gekostet, gab es für ihn auf dieser Bahn keinen Stillstand mehr bis zum letzten Hauch seines Lebens. Bei der einsamen Produktion verspürte er anfangs wenig Lust zum akademischen Schulkursus, so sehr er sich auch wohl den Besitz aller der Fertigkeiten und Kenntnisse wünschte, die man dort lernen konnte; er, der schon in männlichen Jahren war, hätte überdies unter Knaben sitzen müssen. Auch dies überwand er und machte den Versuch, allein ihm wurde das akademische Wesen nur völlig verleidet, wie er denn stets einen Ab-

ſchen davor behielt. Seine Arbeiten kamen indeß ältern Künſtlern zu Geſicht, und ſo wenig man Neigung haben mochte, ſie günſtig aufzunehmen, ſo ließ ſich ihr eigenthümliches Verdienſt doch nicht ganz verkennen, man wollte ſogar etwas von Charakter und Geiſt des Michelangelo darin wahrnehmen — den Carſtens nur aus Beſchreibungen kannte. Ein eben aus Rom zurückgekehrter däniſcher Maler, Abilgaard mit Namen, der in Kopenhagen für etwas ſehr berühmtes galt, kam Carſtens halb entgegen, dieſer ging ein und wollte bei ihm malen lernen. Allein der Profeſſor erklärte bald, in der Malerei ſei das Malen, die Handhabung des Pinſels, die Hauptſache, dies aber müſſe man von Jugend auf lernen, und da Carſtens ihm ſagte, er ſei bereits achtundzwanzig Jahr alt, erwiederte jener, es ſei nur gut, daß er in der Jugend den Weinhandel erlernt hätte, um doch noch einmal in der Welt ſein Fortkommen zu finden. Sofort war das Verhältniß zerriſſen, Carſtens erklärte, daß er trotz jenem ein Künſtler werden wolle, und dem Profeſſor wurde hinterbracht, daß der kleine Holſteiner nicht ruhen werde, bis er eben ſo gut malen könne, als er.

Er hatte noch viel von den hochmüthigen Akademikern, die ihn abſchrecken wollten, und nicht weniger von den unempfänglichen Kunſtbeſchützern zu leiden. Sieben Jahre hielt er es aus, da aber übermannte ihn ſeine Sehnſucht nach Italien, und mit der ſchmalen durch Porträtiren mühſelig erworbenen Baarſchaft machte er ſich

nebst seinem jüngern Bruder und einem Dritten muthig auf ins gelobte Land.

Ein Gaul trug ihnen ihr Gepäck, die Kunstpilger gingen zu Fuß und Carstens schleppte in einer großen Mappe unter dem Arm seine sämmtlichen Kompositionen mit, denn diese waren sein Reichthum. Sie kamen nur bis Mantua und Mailand, hier ging die Baarschaft zu Ende und die Illusion, in Italien von der Kunst leben zu können, verschwand, mit Bekümmerniß stiegen sie über die Alpen zurück, Carstens verkaufte in der Schweiz einige seiner Kompositionen für ein paar Laubthaler, und schlug sich mit seinem Bruder nach Lübeck durch. Hier zeichnete er nach wie vor die ehrenfesten Gesichter der Bürger und Bürgerinnen und trug im Herzen den hohen Sinn der großen Werke von Leonardo da Vinci und Giulio Romano, denn dies war der einzige Gewinn, den er mit seiner ungestillten Sehnsucht zurückgebracht hatte. Bilder auf Bilder drängten sich in seinem Geist; Homer und die Tragiker, Shakespeare und Ossian waren schon damals die Vertrauten seiner Phantasie und wenigstens in Kupferstichen verkehrte er mit dem Geist des Rafael, Michelangelo und Polidor. Er äußerte: vor keinem Künstler fürchte er sich, selbst vor Carracci nicht, aber Michelangelo und Rafael seien so groß, daß er sich bei der Nachwelt nur einmal den Ruhm wünsche, ihren Fußstapfen gefolgt zu sein.

Endlich gab ihm ein wohlwollender begüterter Mann den Rath und zugleich die Mittel nach Berlin zu gehn.

Er sandte im Herbst 1787 eine allegorische Darstellung dahin voraus, um hier nicht ganz unbekannt zu erscheinen, dennoch lebte er hier mehrere Jahre, ohne daß man von ihm hörte. Er arbeitete aber in seinen Gedanken immer rüstig schaffend vorwärts, und hatte sich fest vorgesetzt, hier kein Portrait mehr zu malen. Auf der Ausstellung von 1789 zog er mit einer umfangreichen kühnen Composition, der Sturz der Engel, die Augen der Künstler und Kenner auf sich, und bald gelang es ihm, selbst eine Professorstelle an der Akademie zu erhalten, die er nur in der Hoffnung annahm, um von hier aus einst nach Rom zu kommen. Er täuschte sich in der Liberalität des preußischen Staates nicht. So verließ er denn im Juni 1792 Berlin und ging, acht und dreißig Jahr alt, fröhlich in das Land seiner Wünsche. Nachdem er sich in Rom an den Werken der größten Meister erbaut und gestärkt, begann in der Werkstatt seines Geistes seine rüstigste Thätigkeit. Es war, als hätte er die Eile gefühlt, die er nöthig hatte, um die Schöpfungen seiner reichen Künstlerseele niederzulegen, denn er hatte nur noch sechs Jahre zu leben übrig. Er starb zu Rom im 44sten Jahre seines Alters. Spät war er zur Kunst gelangt und wurde früh abgerufen; er hatte kein wohlwollendes Schicksal und einen siechen Körper, aber in seinem ganz der Kunst geweihten Herzen ein hohes Ziel, das er, schlicht und heiter, keinen Augenblick aus dem Gesicht verlor und auf welches er durch alle Widerwärtigkeiten hindurch in gerader Richtung zuging.

Was ihm Abilgaard prophezeit hatte, war allerdings eingetroffen, daß aus ihm nämlich nie ein guter Oelmaler werden würde, desto vollständiger aber erreichte Carstens das Ziel, daß er sich in seinem Innern vorgesteckt hatte, als kein unrühmlicher Nacheiferer des Rafael und Michelangelo zu gelten. Er hätte dahin nicht gelangen können, wenn er ein gewöhnlicher Nachahmer gewesen wäre, allein es war vielmehr eine innere Geistesverwandtschaft, die ihn zu jenen hinzog. Eigenthümlich und selbstständig sind seine Werke, es ist darin eine ursprüngliche Kraft der Erfindung und Konzeption. Von dieser ging er überall aus, er mußte eine Situation erst gedacht und empfunden haben, ehe er sie zeichnen konnte, er hegte seine Kompositionen lange in seinem Innern, er trug sie hier erst ganz aus, ehe er sie ans Licht brachte; von dem leichten Talent des allzeitfertigen Figurenzeichnens hielt er nichts. So sind denn auch alle seine Werke mehr mit der Seele als mit der Hand gemacht, es ist darin nichts Leeres, nichts Konventionelles und Stereotypes, sondern alles ist darin malerischer Gedanke, Ausdruck und Leben. So sehr er auch nach sinnlicher Kraft und Freiheit strebte, und so anspruchslos und ungesucht seine Figuren sind, so sieht man ihnen doch ins Herz hinein, es geht etwas in ihnen vor und es sind abgeschlossene Charaktere. Charakter und dramatisches Leben waren sein Augenmerk, und dann vorzüglich ein starkes, freies, edles, unbeengtes und ungezwungenes Naturleben. Sieht man den geistigen Gehalt seiner Werke, diesen

wunderbaren Reichthum an den naivsten und ansprechendsten Motiven, diese Fülle des verschiedensten Charakters und Ausdrucks, so scheint die Zeit zu kurz, in der er sie geschaffen. Das Gesagte bestätigt die Sammlung seiner zahlreichen Kompositionen in Weimar, einige recht werthvolle besitzt auch die Berliner Akademie der Künste. In Oel hat er wenig oder gar nicht gemalt; es sind sämmtlich Zeichnungen auf Papier, aber in sehr verschiedenen Manieren, mit schwarzer oder rother Kreide auf weißem oder farbigem Grunde, bald Aquarell, bald in Deckfarben mit einiger Annäherung an das Freskokolorit, bald Federzeichnung und bloßer Umriß, bald in Sepia. Und wo ihm dies alles nicht ausreichte, seine scharf plastisch gedachten Gestalten auszudrücken, da modellirte er in Thon. Auf diese Weise wurde er selbst als Bildner bedeutend, wie z. B. seine schöne Parze zeigt, deren Abgüsse gesucht werden.

Anfangs huldigte er, dem Geschmack seiner Zeit gemäß, auch der Allegorie und nach seinem überall eindringenden Geist vertiefte er sich sogar darin. Hieher gehört seine Darstellung der Elemente, und Kant's Kritik der reinen Vernunft veranlaßt ihn zu einer Vorstellung, wo sich Gott zwischen Zeit und Ewigkeit befindet. In Berlin aber legte er diese Richtung für immer ab, und setzte immer höheren Werth auf das Dramatische und die Gruppirung. Ganz gegen das Urtheil seiner Zeitgenossen schätzte er Dürer, noch mehr die ältesten Italiener, an denen er die Ehrlichkeit und Unbefangenheit anerkannte und rühmte. Aber wie hoch er sie schätzte,

so eignete er sich doch nichts von ihnen an, sondern folgte nur der Antike, dem Michelangelo und Rafael. Je mehr er sich selbst herausbildete, um so mehr stieg in seiner Achtung der letztere, den er von allen Künstlern für den dramatischsten hielt.

Auf solche Weise hatte Carstens freier und gerader Geist alle Vorurtheile seiner Zeit abgestreift, er hatte die richtigste Schätzung über den Werth der Künstler vor ihm und er war selbst ein Künstler im wahrsten Sinne des Worts. So konnte denn nicht ausbleiben, was der bescheidene Carstens, der nur von Einzelnen bei seinem Leben anerkannt wurde, sich wohl am wenigsten vorstellte, daß er nämlich für ein ganzes Zeitalter die Bahn gebrochen und daß er der Gründer einer neuen großen Kunstbelebung sein würde. Er besaß in reichem Maaße alle die Eigenschaften, die den Künstlern seiner Zeit zunächst fehlten. Diese waren leer und inhaltslos, oder gelehrt und gesucht: ihm galt die Erfindung, der Gehalt alles, aber es mußte ein natürlicher unmittelbar ansprechender sein. Wenn er dagegen die weit überschätzte Praxis des Delmalens gering achtete, so war auch dies von guten Folgen. Die Maler seiner Zeit hielten das Gemeine für Natur, und schale abgestandene Larven für Ideal, man hatte nur Eine Form für jedes Alter und Geschlecht, z. B. nur Einen jugendlich männlichen und nur einen bärtigen Kopf. Carstens dagegen malte lauter Individuen und nicht von außen idealisirt durch vorgeschriebene Linien des Umrisses, sondern von innen aus

gehoben und geadelt. Dem Affektirten gegenüber strebte er nach heroischer Einfachheit und Ungezwungenheit; weshalb ihm auch heroische Gegenstände am liebsten waren. In einer langen Reihe von Scenen stellte er den Argonauten-Zug dar, und viele seiner Bilder sind aus Homer geschöpft. Er blieb gleichfern von einer weichlichen Unschuldswelt und von dem Uebrigen und Lüsternen, wie beides im Geschmack der Zeit lag, seine nackten Figuren sind unbefangen und ernst, und die leichtere gefälligere Grazie war das, was ihm am meisten versagt blieb.

Da Carstens Wesen und Wirken nicht auf dem Technischen beruhte, so war er nicht der Mann um eine Schule zu gründen, dies war aber auch überhaupt seine Sache nicht; im Gegentheil bestand sein künstlerisches Verdienst in Erfindungen und Ideen, und eben darum konnte es auch mehr als einer Kunst zu Gute kommen. Carstens hatte keine eigentlichen Schüler, aber er wirkte auf verwandte Geister zündend und befruchtend, und sein Einfluß erstreckt sich gleichmäßig auf die nachfolgende Malerei und Skulptur.

Eberhard von Wächter, geboren 1762 zu Balingen unweit Tübingen, kam nur noch eben zeitig genug nach Rom um ihn zu sehen und bei seinem Begräbniß gegenwärtig zu sein. Allein er hatte seiner Sinnesart und sogar seinen Schicksalen nach so viel Aehnliches mit ihm, daß er die Denkmäler seines Geistes, die Carstens in Rom hinterlassen hatte, in sich aufnahm, und daß jener Geist auf ihn überging. Hatte Carstens in

seiner Jugend die Aermlichkeit und der frühe Tod der Eltern hemmend entgegen gestanden, so erwuchs Wächter'n vielmehr aus seiner glücklichen Herkunft Hinderniß und Schranke.

Sein Vater war Würtembergischer Geheimer Rath und für den Sohn eines solchen schien die Malerkunst etwas viel zu Geringes, und wie sehr auch der Herzog selbst den Künsten geneigt und ergeben war, wollte er doch den jungen Edelmann, Sohn eines so hochgestellten Beamten, aus besonderem Wohlwollen, zu etwas Angemessenerem erzogen wissen. Wie Carstens fünf Jahre in der Weinhandlung schmachtete, so mußte Wächter einen vollständigen Kursus der Kameralwissenschaften hindurch auf der Karlsschule in Stuttgard ausharren. Aber endlich in seinem neunzehnten Jahre durchbrach er diese Fessel. Auch er hatte die Werke des Rafael und Michelangelo und zwar in kräftigen Kupferstichen von Volpato gesehen, und seines künstlerischen Berufes sich bewußt, war er entschieden, auf alles Glück, das ihm die Gunst des Schicksals und der Menschen zugedacht hatte, zu verzichten, und gegen allen Einspruch ein Maler zu werden. Schon gab man zu, daß er zeichnen lerne, er ging bald nach Manheim und von hier nach Paris, um sich dort im Malen zu üben, wodurch sich denn am besten bekundet, wie wenig seine Rathgeber und er selbst eine Ahnung hatten von dem neuen und eigenthümlichen Aufschwung deutscher Kunst, an dem er bald so wesentlichen Antheil nehmen sollte. Sein glücklicher Stern vertrieb ihn indeß sehr

bald von Paris, durch die ausbrechende französische Revolution, denn hier hätte er sich zunächst doch nur verbilden können, und derselbe gute Stern trieb ihn nach Rom zu einer Zeit, da Asmus Carstens noch unter den Lebenden war. Er trat hier ganz in dessen Fußstapfen, eignete sich den Geist der Antike an und entwickelte eine Fülle von Erfindung, Seele und Gemüth in zahlreichen Kompositionen. Zwar hatte er mit Carstens gemein, daß ihn die in der Jugend verabsäumte Fertigkeit nicht zur leichten Sicherheit gedeihen ließ und ihn an der Vollendung größerer Werke hinderte, so daß man auch bei ihm vorzüglich die Konzeption schätzen muß: im Kolorit aber brachte er es weiter als sein Vorgänger, seine Bilder empfehlen sich durch die ansprechende Harmonie und einige, z. B. die Sirenen, sogar durch schöne Karnation. Er malte gleichfalls gern antike Gegenstände, Gestalten der griechischen Fabel- und Heroenwelt, doch wählte er auch schon biblische und christliche. In dieser Rücksicht bildet er den Uebergang zu der nächsten deutschen Kunstepoche, welche er auch persönlich vermitteln half. Nach achtjährigem Aufenthalt nämlich verließ er Rom und begab sich nach Wien, woselbst er mit mehreren jungen strebsamen Künstlern, hauptsächlich den Schülern Fügers, zusammentraf. Ohne ihr Lehrer zu sein, frei und unabsichtlich, übte er doch einen großen Einfluß auf sie aus, und übertrug auf sie die von Carstens gestiftete neue Kunst.

Doch bevor wir diese jüngere Schule nach Rom begleiten, müssen wir noch einen Augenblick länger bei je-

nem älteren Vereine deutscher Künstler in Rom verweilen, in welchem sich die Tendenz ihres Gründers immer bestimmter aussprach. Rom wird von nun ab der Heerd deutscher Kunst. Joseph Koch, geboren 1770 in Tyrol, trat unmittelbar in Carstens Fußstapfen, so wie er auch die Vollendung der von jenem unvollendet hinterlassenen Zeichnungen übernahm. Zu der Tüchtigkeit, welche Carstens überall wollte, brachte der Tyroler Künstler aus seinen Gebirgen eine derbe Natur mit, und eine Verweichlichung stand durch ihn nicht zu befürchten. Er hat besonders in seinen Kompositionen nach Dante eine originelle Erfindung und große Kraft gezeigt, und sein zum Grandiosen und Kolossalen hinstrebender Geist ist durch eine geübte Hand und korrekte Zeichnung unterstützt. Neben dem Historischen widmete er sich aber auch mit gleichem Eifer und gleichem Sinn der Landschaft; er und Reinhart machten die Carstensschen Prinzipien auch hier geltend, indem sie verschmähten mit wohlfeilen Lichteffekten zu blenden, und vielmehr überall dem Plastischen der Natur nachgehend, wieder einen ernsten großen, man sagt am besten heroischen Styl der Landschaft schufen. In diesen Bildern ist alles gediegen, charakter- und markvoll, überall ist Solidität der Zeichnung und sichere plastische Rechenschaft von allen Formen, es zeigt sich aber auch Schönheit in den Linien; in der Farbe dagegen sind die Bilder nicht immer gefällig ansprechend, sondern öfters bunt und grell. An innerm Werth stehen sie jedenfalls hoch über dem einst so gefeierten Hackert.

Aber Carſtens konnte nach ſeinem Tode keine beſſere Anerkennung und keine vollſtändigere Genugthuung zu Theil werden, als daß auch der größte Bildner neuerer Zeit ihn ſeinen Lehrer nennt, dem er die Richtung und den Ernſt ſeiner Kunſt verdanke. In der That kann man ſich von Carſtens durchgreifendem Einfluß auf die allgemeine Wendung der Kunſt keinen anſchaulichern Begriff machen, als wenn man Thorwaldſen mit Canova vergleicht. Canova (1757 zu Paſſagno im Venetianiſchen geboren) wurde eine Zeit lang und hauptſächlich von den Italienern für eine hochragende Größe gehalten. Italien habe zwei große Bildhauer aufzuweiſen, den Michelangelo und Bernini, und dieſen ſchließe ſich Canova würdig an, um die Dreizahl voll zu machen. Daß man ihn mit Bernini vergleicht, kann freilich kein ſo gar großes Lob ſein, und wenn er dieſen vielleicht an Geſchmack übertrifft, ſo ſteht er ihm doch an künſtleriſcher Kraft kaum gleich. Unverkennbar iſt heutigestags, daß er noch ganz in jener alten Richtung, und um es deutlich zu ſagen, noch ganz im Verfall ſteht. Was ihn zunächſt auszeichnet iſt die Bewundernswürdigkeit ſeines Machwerks; ſelbſt Sohn eines Steinmetzen und lange geübt in dieſem Handwerk, übertrifft er in der Führung des Meißels alle Gleichzeitigen und ſelbſt von Thorwaldſen blieb er hierin unübertroffen. Aber Canova ſteht überhaupt, verglichen mit den Künſtlern ſeiner Zeit, recht hoch, er brachte es ſo weit, als es ein Italiener ſeines Jahrhunderts wohl nur bringen konnte. Er war rüſtig und produzirte viel. Seine Nei-

gung führte ihn bei seinen Erfindungen besonders auf das Liebliche, sinnlich Reizende. Dies konnte seine Zeit, wie sie war, am leichtesten fassen, und, sollte man sagen, dies konnte ein Talent, das nicht zum reichsten begabt war, am ersten leisten, wenn nicht auf der andern Seite wahr bliebe, daß das Zarte und Anmuthige immer einer tüchtigen Basis von vollendeter Kraft bedarf. Diese aber fehlte Canova gar sehr, und so zeigen denn seine überzarten Figuren zugleich etwas Weichliches und Süßliches, etwas Schlaffes und Mattherziges und doch etwas Pretiöses, wo nicht Affektirtes. Hebe, Psyche, Venus und Adonis, Amor und Psyche, dies waren seine Lieblingsgegenstände, in deren Auffassung er überall einen Mangel an gesunder, kraftvoller Sinnlichkeit verräth, ja recht eigentlich wollte er nach dem schalen Idealgeschmacke der Zeit gleichsam ätherische, leicht schwebende Gestalten bilden, aber für solche unbestimmte Duftgestalten sind offenbar die in verschwommener Punktirmanier verbreiteten und mit einem Hauch von Wasserfarbe angetuschten Kupferstiche der Engländer aus jener Zeit ein viel angemesseneres Material der Darstellung als der solide, markig gekörnte Marmelstein. Wie nahe Canova's Geschmack den Berninischen berührt und wie verwandt er dem französischen ist, geht sehr deutlich aus seiner Gruppe Amor und Psyche hervor, welche lebhaft an eine Balletscene erinnert. Nachdem der Künstler sich nun an diesen vielfach wiederholten Psychen erschöpft, auch schon hie und da zum Scherz Anlaß gegeben hatte, fühlte er wohl,

daß er um den Ruf eines großen Bildhauers, den er besaß, wirklich auszufüllen, sich auch nach andern Seiten hin zeigen müsse.

Er faßte also den Entschluß, kraftvolle, energische Gestalten, mit einem Wort Athleten, zu schaffen. Daß ihm dies nicht aufs beste gelungen sein werde, läßt sich wohl denken. Er brachte allerdings Figuren von gewaltigen Dimensionen und mit ungeheurer Muskulatur zu Stande, allein von hier bis zur wirklichen Darstellung wahrer Kraft blieb noch ein geräumiges Feld. Sein Faustkämpfer, damals wohl von Laien freigebig genug bewundert, kann heutigestags vor dem Auge des Kenners nicht mehr bestehn, noch weniger sein rasender Herkules, welcher den Lichas ins Meer schleuderte. Es war ein meilenweiter Abstand von diesem gespreizten, mit Muskeln gepolsterten, im besten Fall krampfhaft erregten Athletenthum zu jener ungezwungenen Heroengröße, die Carstens in seinem Herzen trug.

Dem hochbegabten Albert Thorwaldsen (Sohn eines Isländers, eines armen Steinmetzen und Bildschnitzers, geboren 1772 in Kopenhagen) konnte, bei aller Bravour des Meißels, nicht lange zweifelhaft bleiben, wem er zu folgen habe, ob dem eiteln Venetianer oder dem ernsten Sinn seines germanischen Landsmannes. Auf dem Wege des Letztern ging er mit Pietät und Begeisterung fort, die naive ungezwungene Natur und der große Styl der Alten waren seine Lehrmeister, deren Studium Carstens

aufgeschlossen hatte. Aus unversiegender Quelle schuf er so jenen langen Zug herrlicher, belebter und beseelter Gestalten. Auch Canova hatte die Antike tüchtig zu brauchen gewußt, allein er faßte sie nicht auf, sondern bestahl sie. Seine Figuren sind äußerlich zusammengesetzt, er entlehnte geradezu einzelne Theile aus der Antike, hier und dorther, und man kann oft nachweisen, von welcher antiken Statue oder von welchem Tors er diesen oder jenen Theil entnommen. Bei Thorwaldsen kommt alles aus einer innern Anschauung, aus einer innern Empfindung ihrer Gestalten; alles Einzelne ruht in einem bestimmt festgehaltenen Ganzen, und überdies gab er sich von allen Formen eine viel strengere Rechenschaft. Styl und Schönheit beruhen hier auf einem viel tiefern Grunde, Leben, Charakter und Adel sind eins. Es ist hier noch nicht der Ort, Thorwaldsen's einzelne Werke zu nennen und ihre Verdienste zu rühmen, es werde hier nur gesagt, er ist in allem fortgegangen, was Carstens bestrebte, ja von Hause aus zum Künstler gebildet und viel weniger im Kampf mit einem ungünstigen Schicksal, konnte er sogar das Erreichen, was Carstens versagt blieb, was er zwar lebhaft in sich fühlte, aber nicht außer sich hinstellen konnte, weil es ihm dazu an speciellem anatomischen Wissen und durchweg an Gelegenheit fehlte, große Werke auszuführen, sei es malerisch oder bildnerisch. Leider werden die beneidenswerthesten Aufgaben nicht immer den würdigsten Künstlern zu Theil. Endlich darf schon hier nicht unbemerkt bleiben, daß Thorwaldsen

das Relief, worin Canova auch noch dem falschen Geschmack der Zeit huldigte, wieder im einfachen und großen Styl des Alterthums behandelte.

So hatte sich denn immer zahlreicher und immer bestimmter auf römischem Boden die deutsche Kunst einen Mittelpunkt und ein Asyl geschaffen, denn von einer Theilnahme der Nation konnte damals noch nicht die Rede sein. Es hatte sich in dem Kreise jener innig Verbrüderten aber auch ein Gesammtgeist gebildet, der alle diejenigen, welche von Deutschland oft mit sehr verschiedenen Ansichten herüber kamen, sofort ergriff. So wollen wir denn unter vielen hier besonders einen nennen, dessen Name in Deutschland hochberühmt sein würde, wenn ihm das Schicksal nur ein längeres Leben zugemessen hätte, der aber auch jetzt in den wenigen Werken seines herrlichen Genius nicht untergehn kann. Dies ist Gottlieb Schick, geboren 1779 zu Stuttgart. Er war von Hause aus zum Künstler gebildet, aber freilich in einer Schule, welche noch mehr der alten Zeit angehörte, nemlich unter Hetsch und Dannecker. Der erste konnte doch seine französische Schule nicht ganz verleugnen und Dannecker darf man gewissermaßen einen deutschen Canova nennen; es ist deshalb nicht zu verwundern, daß ihrem Schüler unter seinen deutschen Landsleuten in Rom ein ganz neuer Sinn für die Kunst aufging, denn von ihrer Dimension in die Tiefe hatte man ihn nichts gelehrt. Mit ganz andern Augen begann er nunmehr ein Studium der Antike und Rafaels, und wenn seine

nächsten Vormänner deutscher Kunst zunächst Ernst, Charakter und Strenge in der Zeichnung ihrer Gestalten erstrebt hatten, so gelang ihm eine freie organische Lebendigkeit und eine belebte Schönheit, beseelt von Innigkeit, Anmuth und Wahrheit. Alle die sein Opfer des Noah, seinen Apollo unter den Hirten gesehen haben, sprechen davon mit Ausdrücken der Begeisterung. Er hätte der Kulminationspunkt, er hätte der Rafael jener ersten neudeutschen Kunstepoche werden können, aber er wurde zu früh, noch früher als Carstens, in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre abgerufen, er starb 1818 in Wien, nachdem er schon 1811 seiner wankenden Gesundheit halber Italien verlassen hatte. Am Himmelfahrtstage schwang sich seine Seele, getragen von ihren Idealen ewiger Schönheit, wieder in ihre Heimat auf. Andere deutsche Künstler, welche um jene Zeit nach Rom kamen, wollten zwar auch den von Carstens ausgegangenen Kunsternst mehr ins Gefällige und Schöne bilden, allein sie verloren sich vielmehr bald ins Leichte und verloren wieder den Charakter; hieher gehört Abel und die Brüder Riepenhausen, welche überdies von der antiken Richtung jener Zeit noch weiter ins archäologische verlockt wurden. Endlich kann hier unter Künstlern deutscher Art noch geradezu der Kalmücke Feodor genannt werden, der jenem sich anschließend, mit der fertigsten Zeichnung eine sinnvoll gedachte Komposition verbindet.

Bevor wir nun von hier gleich zur zweiten Epoche deutscher Kunst in Rom übergehen, müssen wir noch erst

nach Deutschland selbst zurückblicken, um uns den Umschwung der Ideen zu vergegenwärtigen, der hier mittlerweile von der ästhetischen Literatur aus nach und nach in alle Kreise gedrungen war. Der Schauplatz hatte sich völlig verändert. An die Stelle der Nüchternheit ja Mäßigkeit in Gedanken und Styl, hatte nun eine innerliche Aufregung sich überall gezeigt, und dies war nicht mehr ein hohler Schwulst, wie er noch weiter aufwärts jener Nüchternheit vorangegangen war, sondern es meldeten sich bereits Tiefe und Gehalt. Allein es war eine unsicher schweifende Strebkraft, die dies hervorgebracht hat, was man die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur nennt; aus dieser Gährung klärte sich das Aechte ab; Schiller und Goethe begannen ihre glanzvolle Bahn, sie fanden überall Anklang, ein Aufschwung ging vor ihnen her. Carstens hatte schon in diesen Einflüssen gestanden, sie wurden immer stärker und allgemeiner, allein durch spätere Einwirkungen fanden sich andere Richtungen, jener im Herzen der Nation wiederklingende Grundton spaltete sich schon in verschiedene Tendenzen und verlor sich wieder in kleinere Reaktionen und selbst Parteiansichten. Die genannten Heroen waren für die reine Kunst begeistert, und alles fehlte daran, daß sie dieselbe blos hätten zum Deckmantel brauchen wollen, um dieser oder jener außerhalb liegenden Ansicht das Wort zu reden. Allein wie ihre Zeit sich überhaupt an dem besseren Verständniß der alten Kunst emporgeschwungen hatte, so hegten sie für diese eine große Vorliebe und sie moch-

ten auch nicht Unrecht haben, wenn sie des Glaubens waren, daß die Vorstellungen der alten Welt einen sehr wesentlichen Antheil an der olympischen Heiterkeit ja an der plastischen Bestimmtheit aller ihrer Gestalten hätten, sowohl in den bildenden als redenden Künsten. Daß Schiller und Goethe dem Christenthum feindlich gewesen wären oder es gering geschätzt hätten würde eine sehr gewagte Behauptung sein, man kann nur sagen, daß sie nicht bei dem Religiösen ihre Stoffe gesucht, und dies wieder lag sehr wesentlich in dem Standpunkt, welchen sie in der Kunstentwickelung einnehmen. Nun fand sich aber eine Reaktion ein; an die Stelle des früheren Kosmopolitismus kam überdies durch die Zeitumstände nahegelegt, die Vaterlandsliebe mit erneuter Kraft wieder und statt des Griechenthums trat das Christenthum in seine Rechte. Seit man gesehen hatte, daß Deutschland eine namhafte selbstständige Poesie habe, sollte diese auch vaterländisch und sie sollte christlich sein. Die Wahrheit der Empfindung und das Zeitgemäße der Umgebung wies auch darauf und ein Blick auf die Kunstwerke der Malerei im Mittelalter, die man immer mehr schätzen gelernt hatte, bot die Betrachtung an, daß die christliche Religion einen sehr wesentlichen Antheil habe an der Tiefe und Herrlichkeit dieser alten Bilder. Mit Einem Wort, die neue romantische Schule kündigte sich in Deutschland an, und wenn sie in der Poesie zuerst hervortrat und hier viel unverkennbar Gutes gewirkt hat, so war ihr Einfluß auf die bildende Kunst, ganz besonders auf die Malerei, doch

noch um vieles nachhaltiger. Wir brauchen die Namen der Schlegel und Tieck hier nicht zu nennen, aber besonders gehört Ein Buch hieher, das eine entschiedene Wirkung gehabt hat; dies sind Wilhelm Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders," erschienen zu Berlin 1797, dem Todesjahr des Verfassers. Einen ernsten religiösen, ganz an das Heilige hingegebenen gläubigen Sinn zu wecken und hievon die Kunstbegeisterung abzuleiten war das sehr achtbare Ziel der Schrift, welches bei der Innigkeit und dem Feuer, womit sie geschrieben ist, vollkommen erreicht worden. Nicht mit profaner Hand und eitler Meisterschaft des Pinsels, sondern mit reinem kindlichem Gemüth sollte gemalt werden; so hätten es die großen frommen Künstler früherer Jahrhunderte gethan und nur auf diesem Wege ließe sich etwas leisten, was in Vergleich treten könne. Dies Buch blieb längere Zeit der Katechismus der deutschen Künstler in Rom, zunächst aber begeisterte es einige jüngere Künstler in Wien. Wien wird überhaupt nunmehr auf einige Zeit der Sammelplatz einer neuen Malerschule. Hier nun war es namentlich, wo sich zuerst neben den Carstensschen Kunstansichten die neuere Romantik zeigte. Friedrich Overbeck, der Sohn des bekannten Dichters, der mit Carstens in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden hatte, zu Lübeck 1789 geboren, kam im Jahr 1806 nach Wien. Wie schon erwähnt wurde, übte hier Wächter einen freien aber nur um so tiefern Einfluß auf die Schüler von Füger, und unter ihnen besonders auch auf Over-

beck. Daneben aber hatten die jugendlichen Gemüther die durch Wackenroder angeregte Stimmung aufgenommen, und die innige gläubige Hingebung ließ sehr wohl eine Vereinigung mit Carstens zu, denn außerdem, daß beiden der Ernst gemein war, forderte ja Carstens auch noch eine strenge, charaktervolle auf die Naivetät der Natur ausgehende Zeichnung. Schon in Wien sagte man von Overbeck, er zeichne wie Giotto, und wenn dies als Tadel gemeint war, so konnte es in seinem Sinne nur das beste Lob sein. Die jungen Künstler, welche sich in gleichem Streben verbanden (wir nennen hier besonders noch Pforr, die beiden Olivier, die beiden Veit und Rebnitz), fanden überhaupt, wie sich leicht erachten läßt, nicht diejenige Unterstützung und Anerkennung von Seiten der Akademie, welche ihr Ernst, dem akademischen Schlendrian gegenüber, verdient hätte; im Gegentheil brachte ein hochmüthiges Ablehnen von der einen Seite, und ein edles Selbstbewußtsein auf der andern eine gründliche Spannung zwischen ihnen und der Akademie hervor, ganz ähnlich als es der vereinzelte Carstens in Kopenhagen erlebt hatte. Desto mehr Freude machte es ihnen, da sich in Wien doch ein älterer Künstler fand, der ihre tüchtig gemeinten Bestrebungen zu schätzen wußte; dies war Fischer. Ganz anderer Meinung als die übrigen Herren von der Akademie, und zu ihrem großen Aergerniß, erklärte er, der Klassenzwang müsse aufhören, die Kunst sei frei und jeder müsse auf der Akademie treiben können, wozu er sich

getrieben fühle. Solche Gesinnungen mußten in dem Herzen der jungen Männer Anklang finden; sie feierten ihm zum Dank ein Jubelfest. Im Jahre 1810 ging Overbeck mit Vogel aus Zürich nach Rom, hier fanden sich bald auch die übrigen Wiener Genossen zu ihnen, die ähnliche Ansichten aus Deutschland nach Rom mitgebracht hatten. Unter diesen sind besonders wieder die Brüder Johann und Philipp Veit aus Berlin zu nennen, welche solche Ideen noch aus näherer Berührung mit den Schlegel hatten; ferner Leybold und Pforr, später kamen noch Eggers, Schnorr (1814), noch später Cornelius und andere hinzu. Sie schlossen sich im Auslande nur noch enger zusammen, ja es bildete sich hier bald wieder eine Abschließung gegen andere Künstler, die, nach ihrer Meinung, ganz divergirende Richtungen verfolgten. Sie fanden in Rom die unmittelbaren Nachfolger der Carstens'schen Denkungsart, in Thorwaldsen, Koch und Reinhart, sie hielten sich Anfangs auch von diesen entfernt und machten erst später die Entdeckung, daß sie ihnen im Grunde nahe und wesentlich verwandt seien.

Von Jahr zu Jahr ward nun auch der Welt merklicher, daß sich in Rom eine neue deutsche Schule gebildet habe; hatte man in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die erste Idee von der Restauration der Kunst gefaßt, so war nunmehr zwischen 1810 und 1815 schon eine Schaar talentvoller Künstler versammelt, welche eine neue Richtung repräsentiren konnten; leider waren sie nur durch ihren romantischen Hang

ein wenig seitwärts gerathen von der Bahn, die Carstens betrat. Sie studirten Rafael und die ältern Italiener, von der nachfolgenden Zeit, die man so lange gerade am höchsten geschätzt hatte, wollten sie nichts wissen, denn sie schien ihnen, im Gegensatz der frommen Zartheit jener, äußerlich, hohl, geschmückt und affektirt. Aber wenn sie, gleich wie Carstens dem innern Gehalt, dem Ausdruck von Geist und Gemüth nachstrebten, und sich nur mehr auf das Christliche und Biblische beschränkten, so verabsäumten sie darüber doch das Aeußere und die Zeichnung nicht, im Gegentheil hielten sie hierauf mit der größten Strenge und trieben die ernstesten Studien. Besser von der Zeit begünstigt, konnten sie hier mit mehr Ruhe und Ordnung alles das sicher sich aneignen, womit Carstens sich nicht hatte ausrüsten können, denn dieser empfand bei allem seinem Streben nach Bestimmtheit doch Zeit seines Lebens den Mangel des in der Jugend Gelernten. Gleich wie die alten Italiener gingen unsere jungen Deutschen auf die äußerste Schärfe des Contours und auf die gewissenhafteste Modellirung alles Körperlichen aus, ja sie verabscheuten alle jene leicht bestechenden Mittel, hinter welchen sich oft mangelhafte und unsichere Zeichnung zu bergen pflegt; sie wiesen das Helldunkel fast gänzlich ab und wollten nicht viel hören von dem Reiz der Farbe, der ihnen als ein mehr sinnlicher erschien. Ueberhaupt malten sie mehr für die Seele, für das Gemüth und den Geist, als für den gefälligen Eindruck auf das Auge; Einfalt und Unschuld trugen sie im Herzen, das Kokette

und Gefallsüchtige war ihnen verhaßt. Hieran lag es denn auch, daß ihre trefflichen Werke, welche sie von Zeit zu Zeit über die Alpen nach Deutschland sandten, hier noch nicht den Beifall des größern Publikums erwerben konnten, desto mehr aber die Schätzung der Kenner.

Dieselbe Richtung machte sich auch in der Landschaft geltend. Auch diese jüngere Schule war auf schärfsten Contour, und überall auf eine feine Auffassung der Linien gerichtet; sie zeichneten mit Gefühl und Gewissen, und sich ganz abwendend von der leichtfertigen Bravour des breiten Pinsels, zeichneten sie am liebsten mit der Feder und gingen in ihren Bildern mit feiner Linie den zarten Schwingungen jedes Hälmchens und Kräutchens, der Stämme und Zweige, der Berge und Terrains nach. Nach deutscher treufleißiger Art trieben sie ein Detailstudium, wie man es seit den alten deutschen Malern nicht gesehen hatte. Alles nebelhafte und unbestimmte war ihnen ein Greuel, sie verabscheuten die grellen Lichteffektstücke, sie enthielten sich auch hier meist des Helldunkels und aller Lichtspiele und forschten auf anspruchlosem Wege unverdrossen dem zarten Finger der Natur in allen ihren Bildungen nach und suchten ihr plastisches Verständniß. Hier gingen die Olivier voran, aber alle Historienmaler thaten das Gleiche; überhaupt war die Trennung zwischen der Landschafts- und Geschichtsmalerei aufgehoben, sobald beide mit gleichem Sinn und mit gleicher Innerlichkeit den naiven Charakter aufzufassen suchten. In beiden Sphären zeigte sich ein leuchtendes Talent, ein Naturge-

nie, das mit einer angebornen Sympathie für die Natur ausgestattet schien. Fohr aus Heidelberg; noch ein Jüngling, fand er seinen Tod in den Wellen der Tiber.

Diese jüngere Schule hatte mit jener ersten deutschen in Rom immer noch viel gemein, besonders die Tüchtigkeit, den Charakter, die Wärme, aber sie läßt sich doch bestimmt davon unterscheiden; jene war überhaupt mehr antik, diese mehr christlich, jene suchte mehr das Starke, Mächtige, ja einen gewissen äschyleischen Trotz ihrer Gestalten, diese breitete über alle ihre Figuren eine christliche Milde und Demuth aus; auch in den Landschaften sogar findet derselbe Unterschied sich noch wieder, bei jenem trägt die Landschaft in allen Theilen den Charakter des Heroischen, hier des Frommen, und stiller, treuer Hingebung. Weiterhin tauschten sich beide Richtungen wieder verschiedentlich gegen einander aus.

Wir müssen nun aber noch einmal über die Alpen zurück, um noch näher jenes zweite Element der Romantik zu betrachten, nämlich die Hinneigung zu mittelalterlicher Kunst und Art. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1748 und vollständig 1758) waren die Gesänge der Minnedichter bekannt geworden, und 1757 wurde man zuerst mit einem Theil der Nibelungen bekannt; Lessing schenkte denselben seine Aufmerksamkeit und urtheilte schon, daß diese Gedichte auch außer dem historischen Interesse ein poetisches hätten. Wieland schätzte Hartmann's Iwein und wußte sich manche elegante Wendung aus der Sprache dieses feinen

höfischen Dichters im 13ten Jahrhundert anzueignen, Goethe fand sogar Freude an der rohen Sprache und hausbackenen Poesie des biedern Hans Sachs. Gleichzeitig überwand man auch immer mehr den Abscheu, den man vor den hagern und mitunter eckigen Gestalten der altdeutschen Maler gehabt hatte, bis man endlich, auf Naivetät und Natur hingewiesen, ihren Gehalt vorurtheilsfrei auffaßte und schätzte. Noch mehr aber kam bei den poetischen Werken das Verständniß der reichen Poesie mit der heißern Liebe für das Vaterländische überein; mit dem Haß der Fremdherrschaft wuchs diese Liebe zu deutschem Wesen und deutscher Kunst, das Wort gothisch verlor seine üble Nebenbedeutung und unter dem Namen der altdeutschen Bauart fand dieser lange geringgeschätzte Styl um so wärmere Verehrer. Man hatte sich vollständig von der Existenz einer alten nationalen Kunst überzeugt und forschte ihr in allen Zweigen nach. Man brachte ihre Eigenthümlichkeit in Verbindung mit dem deutschen Charakter. Als die Abschüttelung des Joches gelungen war, sollte sich in Deutschland alles ächt deutsch gestalten, die Auditorien, wo das Nibelungenlied erklärt wurde, waren mit Hunderten von jugendlichen Zuhörern in sogenannter altdeutscher Tracht überfüllt. Man floh das Modern-Französische; aber auch das Antike, das noch nicht lange zuvor die Alleinherrschaft über den Geschmack behauptet hatte, trat ganz in den Hintergrund; die Vorstellungen von Dunkelheit und Finsterniß, womit die Aufklärungsperiode das Mittelalter angeschwärzt hatte,

mußten ihren Rückzug nehmen, ja es sollte nun die Kunst sich recht eigentlich im Mittelalter bewegen, weil dies zugleich christlich und deutsch war und weil es erinnerte an den Glanz des einst glorreich herrschenden Kaiserthums, an das heilige römische Reich deutscher Nation.

Schauen wir nun auf dieses Treiben von dem erhöhten Standpunkt unserer abgekühlteren Zeit herab, so kann der schnelle Wechsel sanguinisch erscheinen und wohl hie und da zu ironischer Stimmung auffordern. Allein dies liegt bloß in der Beschleunigung; denn die Wendung des Geschmackes war von der Natur der Sache gegeben und wir haben hier einen nothwendigen Durchgangspunkt, ohne welchen unsere heutige Kunst nicht wäre was sie ist und was sie verspricht. Auch ging wirklich in der Poesie manches Treffliche hervor, was durch alle Wechsel des Geschmacks hindurch der deutschen Literatur verbleiben wird; aber noch reicheren Stoff fand die Malerei in der Sphäre altdeutscher Geschichte und Poesie, worauf sie sich denn warf mit allem jugendlichen Eifer ihres frischen Erblühens.

Peter von Cornelius, Sohn eines Malers, geboren zu Düsseldorf 1787, bildete sich nach dieser Weise. Besonders führten ihn die kraft- und charaktervollen Holzschnitte des Theuerdanks in den Kreis des fest einherschreitenden deutschen Heldenthums ein. In den Blättern zu den Nibelungen entfaltete er darauf eine große und tiefe Poesie. Alles ist hier empfunden und aus einer Künstlerseele gekommen, es ist nichts Entlehntes und Ausfül-

lendes darin. Früher schon hatte er zu Goethe's Faust eine Reihe von Blättern entworfen, in denen sich auch die tiefern Eigenschaften des Gemüths und der Phantasie offenbaren, allein damals gebrach es Cornelius noch zu sehr an der Zeichnung und besonders auch am Styl. Als er sich nach Italien begab, faßte er in Florenz eine große Vorliebe für die alten Florentiner, welche ihm noch mehr zusagen mußten als die Werke altdeutscher Kunst, weil sie mit derselben Innigkeit und Treue zugleich doch noch ein größeres Maaß von Schönheit verbinden. In Rom fand er seine gleichgesinnten deutschen Kunstbrüder, und eine große Regsamkeit begann. Hier hatte sich auch zugleich Schnorr eingefunden. Julius Schnorr, zu Leipzig 1794 geboren, war der Schüler seines Vaters, und als solcher in einer ziemlich äußerlichen Richtung gebildet, in Rom aber wurde er von Olivier zum Kunstglauben bekehrt, den er bald auf das kräftigste mit der That bekannte. Auch Wilhelm Schadow und Heinrich Heß sind hier zu nennen. Hatten Carstens und seine nächsten Nachfolger den Reichthum ihrer Schöpfungen nur auf dem Papier und in kleiner Dimension aussprechen können, weil es ihnen an Gelegenheit fehlte, große Bilder zu malen, so war es der zweiten deutschen Schule in Rom besser geworden. Ein edler deutscher Kunstfreund, Bartholdy in Rom, erkannte die herrliche junge Kunst, und ließ sein Haus mit der Geschichte Josephs zieren. Overbeck malte die Allegorie der magern Jahre, Cornelius die Traumdeutung, Veit die fetten Jahre und Potiphars Weib, und

Wilhelm Schadow Josephs blutigen Rock, und den Traum im Gefängniß. In allen diesen Compositionen ist Originalität, Gediegenheit und wahres Verdienst, aber die von Overbeck behalten bei weitem den Preis; in den andern herrscht eine gewisse Strenge, ja Trockenheit der Zeichnung; Overbeck hat am meisten von jener seligen Anmuth der Kunst und von sanfter Schönheit, welche an die Werke vorraphaelischer Meister, oder an Rafaels zarteste Jugendarbeiten erinnert. Später ließ der Marchese Massimi seine Villa auf ähnliche Weise von den deutschen Malern mit Fresken schmücken. Er wählte Darstellungen nach den großen italienischen Dichtern. Overbeck wurde der Tasso zu Theil, Schnorr Ariost, Cornelius Dante, von welchem Koch später das letzte übrige Bild malte; jeder Dichter füllt einen besondern Saal, in der That eine Aufgabe wie sie seit der alten Blüthe italienischer Kunst nicht vorgekommen war, zumal in Fresco. Außerdem wurden Overbeck und Eggers im Vatikan beschäftigt, woselbst sie die Lünetten malten. Ein großes Oelbild von Overbeck ist der Einzug nach Jerusalem, es war von Lübeck aus, der Vaterstadt des Künstlers, bestellt. Daneben aber erwuchs eine reiche Zahl von Zeichnungen, welche in schönen Kupferstichen, die ganz in demselben Sinn sich die alten Stiche von Dürer und Mark-Anton zum Muster genommen haben, durch Ruschweih, Amsler u. a. vervielfältigt sind. Dahin gehören besonders die herrlichen Darstellungen der Geschichte des Propheten Elisa, die Auferweckung des Lazarus; und in Steindruck das schöne

innige Blatt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Es ist über diese Stücke die Kraft und Weihe heiliger Begeisterung, der Geist und die milde Seele des Christenthums reichlich ausgegossen. Die Kunst und die Religion haben gleichen Theil an diesen köstlichen Werken.

Wenn nun aber jener Künstlerkreis von Deutschland her immer neuen Zuwachs erhielt, so ist nicht zu verwundern, daß jene Charaktereigenschaften, welche besonders das unterscheidende Merkmal waren, sich nicht überall in gleichem Maaß vorfanden. Es gab bereits auch solche, welche die neuere Art eben so äußerlich nachmachten, als die alte, oder wiederum solche, die aus gar zu gutem Willen ins Herbe und Unschöne verfielen, und Bilder ans Tageslicht brachten, welche mit lauter Märtyrergestalten angefüllt waren und in der Charwoche gemalt schienen. Bei den Ernstern hatte die Kunst hier die Krisis einer gewissen Gemüthsverdüsterung und Hypochondrie, worauf ein tiefernstes Kunststreben überall sehr leicht führen kann, durchzumachen; daß mehrere der genannten Künstler zur katholischen Kirche übertraten, wie schon früher mehrere Poeten der romantischen Schule nach irre umher getriebenem Schweifen gethan hatten. Es kam jetzt auch für die Malerei zu Tage, daß die Romantik doch etwas Unreifes und einen gewissen Krankheitsstoff mit in sich enthalten hatte: dieser mußte ausgähren oder wenigstens, womit auch Erleichterung erfolgte, sich aussprechen; und das eben geschah in jenen Bildern, auf denen ein schweres Kreuz zu lasten scheint.

Die Kraftvolleren und Begabteren bewegten sich dagegen immer freier in dem reinen Gebiet der Kunst und es erfolgte die sehr heilsame Ausgleichung der beiden deutsch-römischen Schulen, der ältern und der jüngern. Die heroische Kraft, der freie Adel der menschlichen Gestalt trat wieder aus einem gewissen Druck hervor, die Kunst war wieder ganz in ihrem reinen Element. Heinrich Heß malte ein wundervolles Bild, den Parnaß, und nicht lange, so malte Cornelius in München wieder Darstellungen nach der griechischen Mythe. Genelli dagegen empfand, dachte und zeichnete ganz mit der Kraft des Carstens und mit nur noch größerer Vollkommenheit in der Zeichnung. Es war aber mittlerweile noch ein unerwarteter Umstand hinzugekommen, welcher nicht wenig beitrug, beide Sphären zu vermitteln. Im Jahre 1816 hatte Lord Elgin die Statuen und Bildwerke am Parthenon entdeckt, man besaß jetzt auf einmal eine reichliche Anzahl der herrlichsten Werke aus der besten griechischen Zeit, ja von Phidias selbst, während man bisher meistens nur Späteres oder in vielfachen Kopieen von Hand zu Hand Abgeflachtes gekannt hatte. Was früher schon geahnt wurde, zeigte sich nun hier ganz unverkennbar, nämlich: daß in der besten griechischen Zeit keineswegs ein so reines und leeres Ideal gegolten hatte. Man fand auch hier durchweg das entschiedenste Streben nach Individualität, nach schärfster Naturnachahmung in ihrer Naivetät, und bei alledem eine strikte, prägnante Zeichnung; ja die ältesten Werke griechischen Kunststyls aus Aegina hatten sogar eine

sehr nahe Analogie mit den ältern italienischen und selbst deutschen Werken. Aber man sah auch zugleich, mit wie gutem Grunde die Griechen diesen altstrengen Styl verlassen und sich einem freiern und schönern hingegeben hatten: Phidias und Polyklet, Rafael und Michelangelo, beide Kulminationen ließen sich jetzt erst vergleichen, und es konnte nicht länger zweifelhaft bleiben, daß auch die neudeutsche Kunst nicht immer sich so nahe der allerdings noch befangenen vor Rafael zu halten habe. Daß aber die aufstrebende Kunst jene strengen Anfänge durchlaufen, wird dabei nie zu bedauern sein, ist vielmehr für ein großes Glück zu achten, denn, wie sich hinterdrein erwiesen, nicht besser konnte der Grund befestigt werden, und nicht gründlicher konnte die Reformation der Kunst zu Werke gehn, als wenn sie selbst an früherer organischer Kunstentwickelung sich von Anfang herauf bildete.

Nunmehr war die Zeit gekommen, wo von Rom aus über Deutschland gleichsam eine Ausgießung des heiligen Kunstgeistes geschehen sollte. Aus allen Theilen hatte Deutschland beigesteuert, von der Nordsee und den Alpen, vom Rheine, der Donau und der Oder waren die Männer nach Rom zusammengeflossen, um sich hier für Eine hohe Idee zu erwärmen; nun sollten sie auch wieder nach Deutschland zurück und hier nach allen Winden hin und in allen Städten eine heimische Kunst stiften. Cornelius kam nach Düsseldorf, später nach München, Wilhelm Schadow nach Berlin, später nach Düsseldorf, desgleichen Wilhelm Wach nach Berlin, Julius

Schnorr und Heinrich Heß nach München, Veit nach Frankfurt am Main, Eggers nach Mecklenburg, Olivier und Ludwig Schnorr nach Wien, Führig nach Prag, später auch nach Wien, Rambour nach Trier, Retzsch und Richter nach Dresden, u. s. w.

Cornelius war in Italien mit dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Bayern bekannt geworden, welcher den Künstler gewann, um seine Residenz zu malen. Aber Cornelius folgte zunächst der Einladung in sein Vaterland; er kehrte im Winter 1819 nach Deutschland zurück, und erhielt eine ehrenvolle Stellung an der Akademie in Düsseldorf, seiner Vaterstadt. Hier sammelte er nunmehr einen Kreis geistreicher Schüler, und führte nun in den nächsten Jahren nach seiner Rückkunft aus Rom ein eignes Wanderleben. Den Winter über verweilte er in Düsseldorf, hier die Akademie leitend, zeichnete er zugleich seine Kartons und studirte tüchtig mit seinen Schülern, allein mit den Frühlingstagen brachen sie auf nach München und hier wurde lustig gemalt mit vollem Pinsel auf die frischbeworfenen Wände. Im Frühling des Jahres 1820 begann Cornelius sein erstes Werk zu malen; die Kartons dazu hatte er zum Theil schon in Rom vollendet. Es ist der berühmte Göttersaal, welcher in unendlich reichen Darstellungen alle Gestalten des Olymps und selbst der Unterwelt umfaßt; sinnvoll ist das Ganze in größern und kleinern architektonischen Räumen in Haupt- und Nebenbildern angeordnet. Es ist mit der Götterwelt zugleich

die Vorstellung der Elemente verbunden, und überall erscheint Eros als der Bezwinger. Eine nähere Beschreibung dieser kostbaren Werke liegt außer den Grenzen dieses Aufsatzes und es kann hier nur im Allgemeinen gesagt werden, daß das Verdienst besonders in der Fülle und dem Gehalt des Gedankens besteht, in der Erfindung und Konzeption, welche jeder Empfängliche rühmen muß; zugleich ist die Zeichnung voll von Charakter und Bewegung, wenn auch nicht in allem Einzelnen korrekt. Noch immer hatte Cornelius seinen festen Sitz in Düsseldorf und nun eröffnete sich auch in seinem nähern Vaterlande die Gelegenheit zu ausgedehnten Frescomalereien; der Assisensaal in Coblenz und die Aula in Bonn gaben der erfindungsreichen Künstlerschule immer neue und größere Aufgaben; von Herrmann, dem bereits selbst zum Meister gediehenen Schüler, zeichnet sich ganz besonders das große Frescobild, die Theologie, durch Großartigkeit des Styls und tiefen Ausdruck der Figuren aus; auch Götzenbergers Bild, die Philosophie, das in der Anordnung des Ganzen zwar keineswegs dem Erstern gleichkommt, bekundet dennoch in der Auffassung der einzelnen Figuren, unter denen man alle großen Philosophen und Dichter der neueren Jahrhunderte erkennt, ein nachdrückliches Talent.

Im Jahr 1825 vertauschte Cornelius für immer Düsseldorf mit München, woselbst er zum Direktor der Akademie der Künste berufen wurde. Er malte nunmehr den Heroensaal, worin er eine gleich überschwengliche Erfindung ausschüttete; aber alles gewann ein nur noch ed-

leres Maaß und das Gepräge der Reife. Später kamen Julius Schnorr und Heinrich Heß aus Italien zurück und ließen sich in München nieder. Beide haben viel Echtes und Schönes geschaffen; der erstere nahm Theil an den großen Frescomalereien in der Residenz, und malte namentlich in dem Nibelungensaal die herrlichen Gestalten des Volker, Dankwart und Gernot, Heß dagegen malte in Oel eine Reihe edler und inniger Bilder. Die Schule des Cornelius war unterdessen immer üppiger herangewachsen und mehrere konnten bereits als Meister gelten. Herrmann vereinigte mit allen Haupterfordernissen eines wahren Künstlers zugleich ein sehr ansprechendes Frescokolorit, welches sonst nicht an allen Werken dieser Schule die vorzüglichste Eigenschaft ist. Unter dem Schutz eines kunstliebenden Fürsten erwuchs in München während weniger Jahre eine so ungeheure Menge von Kunstwerken, daß man in der That an die reichste Produktion des griechischen Alterthums oder mittelalterlichen Italiens erinnert wird. Außer der Residenz wurden noch die geräumigen Arkaden mit Fresken angefüllt, die bairische Geschichte und anderseits italienische Landschaften zieren diese Hallen; allein bei einer gewissen Ungeduld, bald den Genuß des Fertigen zu haben, konnte hier nicht alles von gleichem Werth ausfallen, denn eine gar zu große Beschleunigung, ja selbst ein gar zu großer Reichthum kann dem innern Gehalt nicht förderlich sein. Hatte es sonst der aufstrebenden Malerei an aller Gelegenheit gefehlt, sich in öffentlichen großen Nationalwerken zu zeigen, so war sie hier

fast in zu ausgedehntem Maaße vorhanden. München besitzt eine so gedrängte Zahl ausgezeichneter Maler, daß wir hier unmöglich alle nahmhaft machen können, doch mögen wir den geistvollen Kaulbach, dessen Irrenhaus in das verwirrte Getriebe des menschlichen Geistes einen rührenden Blick thun läßt, hier nicht übergehen.

Unterdessen waren, angefüllt mit dem Sinn der neuen römisch-deutschen Schule, Wilhelm Schadow und Wilhelm Wach nach Berlin gekommen und hatten hier zahlreiche Schüler um sich versammelt. Allein bei dieser Ueberpflanzung schienen sie nicht ganz jenen alten Geist zu bewahren, nicht einmal in dem Grade als die Münchner Schule; in der That ist auch der Unterschied zwischen Rom und der Mark Brandenburg besonders groß. Obwohl ihren gemeinsamen Ausgangspunkt keineswegs verleugnend, kamen sie doch in Berlin auf andere Bahnen, und auch dies konnte der Kunst zu ihrer universellen Ausbildung nur förderlich sein. Schärfe der Zeichnung, strenge Rechenschaft von der Modellirung aller Formen, jenen naiven und edlen Styl der ältern Italiener und zugleich ihre Freude an reinen ungebrochenen Farben brachte Wach aus Italien mit, allein seine Schule entfernte sich je mehr und mehr von dramatischer Komposition, von individuellen Charakteren und vom Ausdruck der Empfindung. Diese inneren Eigenschaften waren freilich der Mittelpunkt der neuern Kunstbelebung, allein sie erschöpften noch nicht durchaus die Kunst, so daß alles, was außerhalb liegt, verwerflich wäre. Die Schule näherte sich

besonders dem Ornamentstyl und dem Dekorativen an, und auf diesem Wege gab es einen Vereinigungspunkt zwischen Rafael und der Antike. Wach ist eigenthümlich und groß in einem gewissen architektonischen Styl der Malerei, bis zum Uebergang in die Arabeske. Zeichnungen und Bilder dieser Art zeigen eine große Fülle von Erfindung und von Gedanken, und ein gediegenes Studium der architektonischen Ornaments kommt dem Meister dabei zu Statten. Es herrscht darin Reichthum und Schönheit der Motive und Stellungen und gefällige Harmonie der Linien; die menschliche Gestalt erscheint hier in ihrer Bewegung selbst nur als Element der Verzierung und schließt sich vortrefflich hinein in Schlingungen der Ranken und Spiralen, der Balluströn und Gehänge. Wie der Charakter des Meisters auf diese in neuerer Zeit ganz eigene Richtung führte, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß ein konsequentes Fortschreiten auf solcher Bahn zugleich wieder von dem Geistigen entfernte, worauf die neuere Reformation der Kunst zunächst gedrungen hatte. Viel Ausdruck, viel Empfindung und Seele ließ sich in diesen Ornamentfiguren nicht anbringen, es war dies eine ganz andere Sphäre, denn nur die Bewegung und Linie des menschlichen Körpers kam hier zur Sprache, und eben so wenig konnte viel von Individualität und Charakteren die Rede sein. Eine tüchtige sichere Zeichnung und Gefühl für Wohlgewogenheit und Symmetrie der Form, darauf kam es zunächst an, und diese finden wir auch in der Schule zu-

nächst einheimisch. Ja selbst das Kolorit durfte und mußte mehr ein allgemeines, konventionelles sein, alle jene Feinheiten der Karnation, alle jene der Natur abgelauschten Lichtspiele waren hier nicht am Ort. Diese Neigung bestimmte denn die Schule auch in der Wahl ihrer Gegenstände und selbst wenn sie Heiliges malte, wußte sie die Scene so viel als möglich in diese Sphäre zu versetzen; dahin gehört Wach's Madonna auf einem architektonischen Thronsessel, um dessen Pfeiler Engel als Dekoration sich schmiegen. Ging sie davon ab, so war sie weniger glücklich, denn sie konnte ihre Vorzüge nicht geltend machen, und es mußte sich zeigen, was ihr auf der andern Seite fehle. Wer daher diese Schule nach ihren mehr dramatischen Werken beurtheilen wollte, würde, zumal im Vergleich mit den andern deutschen Schulen, leicht auf eine sehr ungünstige Meinung fallen. Er würde zwar noch immer einen gemessenen und edlen Styl, ein Studium der Formen und der Gewänder anerkennen müssen, allein er würde sich beklagen über die Leerheit an Geist und Empfindung und über die Armuth an Charakter und Kraft. Statt frischer ansprechender Individualitäten würde er nur einen und denselben Typus, nur einen und denselben Schnitt des Gesichtes antreffen. Doch ist es überhaupt falsch, das Dramatische und Innerliche, was unmittelbar ans Herz sprechen soll, hier suchen zu wollen, der Werth der Schule liegt ganz wo anders, er liegt in dekorativer und architektonischer Behandlung lebendiger Formen, worin sich, in andrer Art, Geist und

Gefühl genugsam aussprechen kann. Hier ist der Meister reich, erfinderisch und eigenthümlich; nur fordere man nicht, daß man Bilder solcher Art für kirchlich und christlich halten solle.

Von Wach's Schülern ist Däge am meisten in dieser Richtung geblieben, er hat einen feinen Sinn für Linien und eine korrekte und edle Zeichnung entwickelt; Hopfgarten ist nach und nach mehr in ein Gebiet übergegangen, welches zwischen der Historie und dem Genre mitten inne liegt; Henning hat ein schönes Talent für Kolorit gezeigt; einen großen Verlust aber hat die Schule an Adolph Siebert erlitten, welcher noch im Jünglingsalter zu Rom (1831) seinen Tod fand. Taubstumm von Geburt, war seine innige Seele ganz auf den Sinn des Auges und die zeichnende Hand beschränkt. Nur wenige Bilder giebt es von ihm, diese aber werden hinreichen, ihm ein ehrenvolles Gedächtniß zu erhalten. Er malte den Schutzpatron seiner Kunst, den heiligen Lucas, wie er, von Engeln bedient, die heilige Jungfrau portraitirt, ein Bild voll Unschuld und Zartheit; sodann Philemon und Baucis, eine trefflich gedachte und mit Sicherheit durchgeführte Komposition voll Ausdruck und Naivetät, womit er (1829) den großen Preis der Akademie gewann; endlich den jungen Tobias, wie er mit seinem jungen Weibe von den Schwiegereltern Raguel und Hanna Abschied nimmt, wiederum ein Bild voll Charakter und Seele und echt dramatisch gedacht. Siebert hatte sich von innen heraus eigenthümlich entwickelt und

keines seiner Bilder trägt die Kennzeichen der Schule äußerlich an sich.

Hier haben wir nun auf diejenige Schule überzugehn, die sich vor unsern Augen besonders glänzend entwickelt hat. Wilhelm Schadow ging im Herbst 1826 mit seinen Schülern Hübner, Hildebrandt, Sohn, und Mücke, denen sich noch Lessing, aus Dähling's Schule, anschloß, von Berlin nach Düsseldorf hinüber, um hier an Cornelius Stelle die Akademie der Künste zu leiten. Auf der Berliner Herbstausstellung des genannten Jahres hatte sich die Schule zuerst hervorgethan. Hübner gab damals die ährenlesende Ruth mit Boas, ein Bild voll idyllischer Anmuth und zarter Schönheit. Der Einfluß der ältern Italiener, der durch seinen Meister auf ihn übergegangen, war darin nicht zu verkennen, der Charakter der Unschuld und des Friedlichen war über das Ganze ausgebreitet, jedes Detail fein und zierlich, und mit einer gewissen Befangenheit, die dem Ganzen sehr wohl stand. Viel anders zeigte sich Hildebrandt: in einer Darstellung nach Shakspear's Lear, wie dieser den Tod seiner Cordelia betrauert, bewies Hildebrandt ein Streben nach Lebendigkeit und Ausdruck, und dennoch war auch hier das Zarte und Zierliche in Formen und Farben, wovon die Schule ausging, recht wohl zu erkennen. Von Lessing sah man damals jenen Kirchhof, den er noch in Dähling's Atelier gemalt hatte: ein Bild voll energischer Natur und melancholischer Stimmung. Aber entscheidend für die Schule war die folgende Ausstellung im Jahr

1828; hier wurde den Kennern deutlich, daß sich eine eigenthümliche Schule gebildet habe, welche kräftig wachse und zu großen Hoffnungen berechtige; von hier ab datirt sich denn auch die Neigung des größern Publikums für die neuere Malerei und die mit jedem Jahr wachsende Liebe, neuere Kunstwerke zu besitzen. Die Schüler waren in den beiden Jahren Meister geworden, d. h. zunächst in allem was die Maler-Technik angeht. Eine solche Solidität und Freiheit, eine solche Frische und Eleganz des Pinsels, vor allen aber eine solche Reinheit, eine solche Glut, einen solchen Schmelz der Farbe, so leuchtendes Licht und so anmuthiges Helldunkel hatte man nicht gesehen, es war etwas Neues. Hübner's Fischer nach Göthe's Gedicht war als Komposition keineswegs sehr zu loben, allein die Vorzüge der genannten Art waren so hervorstechend, daß sie von allen auf gleiche Weise anerkannt werden mußten und sogar das Schwächliche und Süßliche der Komposition vergessen ließen. Man erinnere sich, daß die Schule zufolge ihrer römischen Abstammung ursprünglich zunächst nach der reinen Zierlichkeit, der sanften Idealität und dem Ausdruck der frommen Unschuld strebte, womit sie dann Heiterkeit des Farbeneindrucks zu verbinden suchte; allein auf dem Boden der nordischen Residenz hatte sich bald, da Kraft und Stärke damals nicht die Sache jener ersten Schüler war, eine gewisse sentimentale Beimischung eingefunden; dagegen führte die fleißige und saubere Handhabung der Oelmalerei auf genauere Naturnachahmung. Diese beiden Elemente nun

entfernten auch diese Schule mehr und mehr von ihrem Ausgangspunkt. Sie strebte nach optischer Wahrheit und zwar um so mehr als zugleich die Hand geübter und fertiger wurde, dabei bewahrte sie aber jene Präzision und Sauberkeit der Umrisse; auch das Sentimentale nahm, damit im Einklange, einen sinnlichen Charakter an. Man sieht diesen Uebergang, der später so wichtig geworden, nicht besser, als wenn man Hübner's Ruth mit seinem Fischer vergleicht: von der altitalienischen innigen Idealität und dem altheiligen Styl, ging man allmählig in holländischen Naturalismus über, und wenn die frühern Bilder mehr nach Rom gewiesen hatten, so wiesen die jetzigen aus dem halbniederländischen Düsseldorf zugleich sehr deutlich nach Antwerpen. Aber eben in dieser Mischung lag das Eigenthümliche und Herzgewinnende der Schule. Ein Bild von Sohn auf jener Ausstellung, Rinald und Armide, in Liebe einander hingegeben, übte eine mächtige Gewalt auf jedes Herz aus, der Eindruck war ein unmittelbar poetischer. In den tiefgrünen Gebüschen wohnte der Hauch der Sehnsucht, Gluth sprühte aus allen Schatten hervor und lebte in allen Farben, Liebessehnsucht sprach sich in dem Blicke, in dem Antlitz, in den Gestalten aus und alle Blumen und Blätter klangen diesen Akkord mit. Jedermann sagte von dem Bilde: das ist romantisch! und man fühlte, daß die Schule eine romantische Richtung genommen habe. Hier wurde Allen die Kraft und Eigenthümlichkeit und der zündende Funken, der in der Schule lag, klar und anschaulich. Aber

was sie hier versprach, bestätigte sich erst vollends auf den beiden nächsten Ausstellungen. Damals gab es immer noch viele, welche sich der Eindrücke zu erwehren suchten, und namentlich in dem Farbenzauber und in dem Sentimentalen Gründe der Bedenklichkeit fanden, nicht bedenkend, daß das Sinnliche der Kunst wesentlich ist und daß das Sentimentale aufhört ein Tadel zu sein, sobald es sich mit Nachdruck und Kraft verbindet. Im Jahr 1830 trat Lessing mit seinem vielbewunderten Bilde, das trauernde Königspaar, hervor. Hier war Ernst der Kunst, hier war ein tiefer, gewaltiger Seelenausdruck, hier war jene Romantik, aber groß und still; man konnte hier nicht mehr von sinnlichem Reiz der Farbe reden, es war ein mächtiger Griff ans Herz des Beschauers. Gleich groß zeigte sich Lessing aber auch als Landschafter, man erkannte, wie wichtig sein Beitritt der Schule gewesen, wie wohlthätigen Einfluß er auf die Unselbständigeren in der Schule geübt, und wie von ihm Kraft und Erfindung nach allen Seiten ausging. Die Ausstellung übertraf alle früheren, die Schule im Ganzen war mächtig vorgeschritten, sie zeigte nach vielen Richtungen eine selbsteigene kräftige Ausbildung. Hildebrandt stellte jenes herrliche, herzerfrischende Bild aus, voll lieblicher naiver Erfindung und energischer Natur, und doch zugleich romantisch: seinen Krieger mit dem Kinde; Sohn gab seinen unvergleichlichen Hylas, voll hinreißender Schönheit und Liebessehnsucht. Alles was Hübner in seinem Fischer erstrebt und was Sohn selbst in seinem ersten Bilde ge-

lungen war, hatte er hier vielfach überboten, und der Zauber der Karnation ist vielleicht in neuerer Zeit nie weiter getrieben. So hoch die Schule sich durch solche Leistungen gestellt hatte, so hat sie sich seitdem doch mit jeder Ausstellung in sehr merklichem Fortschritte gezeigt. Bendemann's trauernde Juden waren im Jahre 1832 wieder ein wichtiges Stadium, ein Werk von so tiefer, ernster aber einfacher Kunst, von so rührender und erhebender Wirkung, daß aller Zwiespalt der Kunstansichten davor ausgeglichen war, daß Neid und Mißgunst verstummen mußten und die freudigste und vollste Anerkennung aller Orten laut wurde. Auch hiemit war kein Stillstand und noch viel Herrliches hoffen wir von dieser Schule zu erleben. Sie zeichnet sich besonders aus durch ihre Vielseitigkeit. Der Meister selbst ist dem Heiligen vorzüglich zugethan geblieben; in Hübner, und von den jüngern Schülern ganz besonders in Deger und Rethel hat diese Richtung einen tiefen Anklang gefunden, wir danken ihnen Werke, die an frommer Innigkeit und Zartheit und zugleich an energischer Begeisterung zum Besten gehören, was die neudeutsche Schule in dieser ihrer wesentlichsten Richtung hervorgebracht hat; Bendemann neigt sich mehr zum großen Styl des alten Testaments, in Lessing ist das Romantische noch vorwaltend, Hildebrandt sucht das Historische mit markiger Natur zu verbinden, Sohn geht der Schönheit und dem Liebreiz nach, im Romantischen wie im Antiken. Dem Styl nach bewegt sich die Schule auf allen Stufen von dem ernstesten und heiligsten Ideal bis

zur launigsten Auffassung der Natur und durch frischen Scherz wird das Niedrigste zum Ergötzlichen erhoben. Adolph Schrödter weiß seinen romantischen Sinn in allen Sphären der Natur geltend zu machen und dies Romantische im Genre, wo sein Don Quixote obenan steht, ist sein eigenthümliches und neues Feld. Im Ganzen genommen hat die Schule sich noch gern im Ruhenden gehalten und sich gern auf wenige Figuren beschränkt, ihre nächsten Fortschritte müssen nun auf bewegteres Leben, auf die eigentlich dramatische Komposition gerichtet sein.

Vielfach sind die Leistungen der Schule in der Landschaft. Auch hier verleugnet sie ihre Abkunft nicht, noch immer ist zu erkennen, daß sie herstammt von jener römischen, welche überall mit hingebungsvoller Treue den naiven Contour suchte. Gewissenhafte Zeichnung und die speziellste Charakteristik alles Details blickt noch überall durch; allein damit hat sie ein Streben nach gleichzeitiger Aufmerksamkeit auf alle Farben- und Lichterscheinungen. Sie vergißt über das Detail nicht das Ganze und dessen Harmonie, in diese Harmonie aber sucht sie zugleich jedesmal eine Gemüthsstimmung zu legen. Waren die Landschaften jener deutsch-römischen Schule zunächst bloß naiv, so sind diese zugleich sentimental. Friedrich's Melancholie hat sich auf Lessing übergepflanzt, und da sie hier erst in der kräftigen Naturauffassung die Mittel zu ihrem Ausdruck fand, so trat sie auch hier erst rein und künstlerisch hervor; überdies läuterte sich hier das Sentimentale von der

ihm anhaftenden Schwächlichkeit und Trübseligkeit. Aber der Hang zur immer schärferen Charakteristik aller Gegenstände ist in der Schule immer herrschender geworden, eine Ausartung in weiche Gefühlszerflossenheit ist um so weniger zu befürchten, ja auf Augenblicke scheinen die im Schacht der Natur immer tiefer Grabenden das Interesse am Einzelnen so weit treiben zu wollen, als sich nur irgend mit der Wirkung des Ganzen verträgt. So ging denn auch Lessing von komponirten und idealen Landschaften aus, um bei Veduten aufzuhören; die ganze Schule malt meistens Veduten und man muß sich besinnen, wenn man sagen wollte, daß dabei etwas an Poesie verloren gegangen wäre. Die innerste Vereinigung poetischer Auffassung mit möglichster Naturtreue, dies ist das Ziel, das die Düsseldorfer Landschafter sich gestellt haben. Nur von wenigen Werken kann man sagen, daß sie mehr Studien als Bilder sind. Einige dieser Künstler sind nach und nach, namentlich Scheuren, auf den Weg der alten Niederländer gerathen, wozu aber auch die niederrheinische Natur nicht wenig beiträgt.

Hier reißen wir den Faden ab; das Einzelne gehört nicht für diesen Ort und das Neueste ist eben zu neu, als daß es eine einigermaßen historische Auffassung zuließe. Wir wollten nur die Hauptrichtungen der neuern Malerei charakterisiren und die Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeiten darlegen. Hiebei konnten wir nur die Hauptmassen und nur die durch bestimmten Charakter begrenzten tonangebenden Schulen hervorheben. Es ver-

steht sich von selbst, daß außerhalb, und in der Regel auf der Mitte zwischen je zwei der geschilderten Richtungen und verschiedentlich zwischen dem Alten und Neuen, einzelne Künstler stehen, von denen wir hier nur die bedeutenderen nahmhaft machen können. Kolbe in Berlin wandte sich mit Phantasie dem ritterlich Romantischen zu, allein da er nicht in Rom gewesen und nicht die dortige Entwickelung deutscher Kunst, weder der ersten noch zweiten Schule, durchgemacht, sondern sich gleich von der alten Weise des leeren Ideals in diese sehr verschiedene Sphäre hinüberwandte, so haben auch alle seine Bilder, bei ihren unverkennbaren Tugenden, immer daran gelitten. Es fehlt ihm an strenger Zeichnung, vorzüglich aber an Charakter und Individualität seiner Gestalten, auch hat er es in der Malerei nie bis zur Meisterschaft gebracht. Begas wurde zu früh nach Paris verschlagen, wo sein Talent die französische effektvolle Manier ergriff, die himmelweit verschieden ist von dem Sinn der neuern deutschen Kunst; als er später nach Rom kam, fühlte sein deutsches Herz dies wohl, allein in zu schnellem Wechsel ging er über in die bereits entwickelte Art seiner deutschen Kunstgenossen, ohne sie innerlich in sich mit erlebt zu haben. An diesem Schicksal hat der wackere Künstler bisher zu leiden gehabt. Am vortheilhaftesten ließ das in Paris Gelernte mit der deutschen Art eine Verschmelzung für das Kolorit zu, worin der Künstler, zu verschiedenen Zeiten in sehr verschiedenen Weisen, doch immer einen ganz unverkennbaren Beruf gezeigt hat.

Hensel verbindet eine Leichtigkeit des Entwerfens mit einem entschlossenen Pinsel, der mehr der Saftigkeit der Niederländer nachstrebt. In seinem kolossalen Bilde, Christus vor Pilatus, ist viel dramatisches Leben, und eine kräftige, wenn auch nicht durchaus edle Charakteristik. — August von Klöber steht dagegen mehr auf der Mitte der ersten und zweiten römischen Schule. In ihm überwiegt der malerische Gedanke und die Komposition, auch verweilt er am liebsten bei der Antike und dem Nackten. Seine Toilette der Venus und sein Bacchus mit dem Panthergespann konnten nur eben einen Begriff geben von den zahlreichen Erfindungen dieses nicht genug geschätzten Künstlers, die nicht zur Oeffentlichkeit gekommen sind.

Nur noch einige Andeutungen über die deutsche Bildnerei und Architektur. Die Skulptur konnte ihrer Stellung nach nicht ganz dieselbe Entwickelung befolgen, wie die Malerei, sie konnte namentlich nicht ganz so aus dem Charakter der ersten römisch-deutschen Schule in den der zweiten übergehen, sie mußte sich näher an die Antike halten, und doch war diese Wendung für sie nicht umsonst. Sie zeigte sich in einer zartern, innigern Auffassung der Formen und dadurch, daß an die Stelle der Kraft und des Charakters je mehr und mehr zugleich die Schönheit und Grazie eintraten. Rauch und Tieck haben bei einem vielseitigen Talent für Komposition sehr viel Sinn für großartig einfachen und doch zugleich zarten und eleganten Styl entwickelt. Rauch ist erhaben und

sinnig zugleich in seinen Statuen von Scharnhorst und Bülow, und kühn und ungestüm in seinem Blücher; außerdem ist er besonders groß in weiblichen Gestalten und in der Gewandfigur. Seine Darstellungen der Königin Luise, einmal mehr schlummernd, das andre Mal entschlafen, werden für alle Zeiten auch seinen Namen mit erhalten. Sein eigenthümliches Verdienst ist noch die plastische Behandlung der modernen Tracht, welche dem großen Styl nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellte. Gottfried Schadow hat zwar viel früher Helden der neuern Zeit in ihrem Kostüm dargestellt, den General Ziethen und den Dessauer, allein diese Behandlung ist mehr malerisch als plastisch und mehr genreartig als historisch, so sehr sich auch an dem Ort ihrer Aufstellung (auf dem Wilhelmsplatz) durch den Vergleich mit den andern Helden des siebenjährigen Krieges schon der große Fortschritt der Kunst ins Licht stellt. Rauch aber ist der erste, der auch der modernen Tracht, namentlich durch geschickte Benutzung des Mantels, Großes und Würdiges, das die wechselnde Mode nicht fürchten darf, abzugewinnen wußte. Seine hochbegabten Schüler, Rietschel in Dresden und Drake in Berlin, sind hier seine Nachfolger geworden. Aber schon ist Berlin nicht mehr der einzige Ort, wo die Bildnerei blüht, auch München hat nunmehr seine großen Bildhauer, von denen wir uns hier begnügen müssen, nur Schwanthaler zu nennen.

Desto entschiedener ist die Regeneration der deutschen Architektur an Berlin geknüpft, und hier ist es

der Name Schinkel, welcher vorzugsweise alles Verdienst umfaßt. Schinkel ist ein Zögling der Griechen, er hat hier tiefer geschöpft als andre und ist seiner Zeit vorangegangen. Man hat lange viel Wesens gemacht von griechischer Architektur, während man sich nur ganz im Allgemeinen hielt, oder römische Ausartung für Griechisches nahm. Die neuern Entdeckungen in Griechenland, von Stuart und Newett bis auf die neuesten, haben erst die wahre Blume griechischer Baukunst aufgeschlossen, und wie eine Biene hat Schinkel mit innerm entgegenkommendem Verständniß jedesmal daraus den Honig gesogen. Der ächte griechische Geist weht in allen seinen Bauten, selbst da noch, wo er zugleich mittelalterliche Formen aufnahm. Das Geheimniß wurde gelöst, man lernte jene wunderbare Architektur aus ihrer Konstruktion, also in ihrer innern Bedingung verstehn, und man lernte nun auch mehr und mehr bei verschiedenen bestimmenden Bedingungen Analoges schaffen. Die Einsicht, daß alle Architektur aus der Konstruktion entspringen müsse, ließ Schinkel die Blicke auf das heimische Material richten und forderte auf, den eigenthümlichen Styl früherer Jahrhunderte, wie ihn der gebrannte Backstein bedingt hatte, aufmerksamer zu studiren. Dies ist für einen wesentlichen Schritt zu achten; Schinkel hat bereits Berlin mit zwei Gebäuden beschenkt, welche keinen Putz mehr haben, und mit dem Backsteine keine Steinarchitektur mehr nachahmen, sondern wo der Ziegelstein sich in seiner nackten Natur zeigt und wo der ganze

Styl und alles Ornament sichtlich nur aus diesem Material hergeleitet ist: dies ist die Werdersche Kirche und die neue Bauakademie. Ohne Zweifel wird sich bei fortgesetzter Anwendung dieser Styl noch mannigfaltiger und reiner entwickeln, aber Schinkeln wird für alle Zeiten das Verdienst verbleiben, die Wichtigkeit des heimischen Materials und seiner naturgemäßen Behandlung erkannt zu haben. Schinkel hat eine überaus zahlreiche Architektenschule um sich versammelt, deren Wirksamkeit sich bereits im ausgedehntesten Umfang, herab bis auf die Gestaltung jedes häuslichen Geräths sehr wohlthätig bemerken läßt. Nichts kann aber beruhigender sein für die feste Begründung der neuern Kunst, als eben die sichere Basis der reorganisirten Architektur. So lange diese den wahren Geschmack festhält, ist auch eine Verirrung der bildenden Künste nicht leicht zu fürchten, zu wünschen aber wäre in unserm nächsten Kreise, daß, damit sie ihren ganzen vortheilhaften Einfluß auf die Stylbildung der Skulptur und Malerei äußern könne, es nicht an Gelegenheit fehlen möge, größere architektonische Räume mit Statuen und Fresken zu schmücken. Wir können den Münchner Künstlern hierin nur Glück wünschen, und müssen uns zusammen nehmen, um sie nicht zu beneiden.

Wer könnte nun nach alle diesem noch leugnen wollen, daß wir uns mitten in einer Periode aufblühender Kunst befinden, die aber ihren Kulminationspunkt noch nicht erreicht hat. Es sind nicht etwa die ersten Anfänge,

sondern wir sind schon tief darin; nur eine Täuschung sehr gewöhnlicher Art konnte machen, daß viele den Anfang der neuern Kunst erst von da ab datiren wollen, wo sie zu ihrer Kenntniß gekommen ist, wo sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß eine neue Kunst bestehe. Allein diese hat auch schon ohne ihr Wissen lange Zeit ein frisches Leben geführt und in jenen Jahren, wo sie unbeachtet und verkannt mit der Ungunst aller Umstände zu kämpfen hatte, waren nicht ihre schwächsten Anfänge. Man sehe die Zeichnungen des Asmus Carstens, um sich anschaulich zu machen, welche Höhe und Kraft der Kunst er schon gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts erreicht hatte, wovor die heut gefeierten Namen noch immer sich beugen müssen. Im Gegentheil könnte man sagen, daß die Kunst in ihrer Entwickelung schon beinahe einen Kreislauf vollbracht habe, denn sie ist zu dem Zierlichen und Reizenden, was um die Mitte der vorigen Jahrhunderts noch am ersten gelang, schon wieder zurückgekehrt, doch ist die Anmuth, welche auf der Kraft beruht, freilich eine ganz andere. So ist denn auch nicht etwa eine Epoche bereits abgelaufen, so daß es einer neuen Reformation bedürfte. Alle Wege sind nur geöffnet, die Vorurtheile sind nieder gehalten, der falsche Schulzwang hat aufgehört, gebildete und erwärmte Geister treten mit Ehrfurcht zur Kunst heran und dem Menschen ist seine natürliche Fähigkeit wiedergegeben. Wie diese im vorigen Jahrhundert durch die Allgemeinheit eines verkehrten Schulzwangs niedergedrückt und ausgelöscht wurde, so

wird ſie heute durch eine freiſinnige und naturgemäße Schule unterſtützt und gehoben.

Während aber die deutſche Kunſt alle dieſe wichtigen Stadien regelmäßig nach einander durchlaufen hat, ſteht es im Auslande, in Frankreich, Holland, England u. ſ. w. noch ziemlich wie es geſtanden hat. Die Regſamkeit iſt zwar auch hier im Wachſen; allein nur in den Zweigen, welche ganz im Angeſicht der unmittelbarſten Natur verbleiben, haben ſich die Talente geltend machen können. In der höhern idealen Kunſtſphäre zeigt ſich ſogleich, daß hier die Reformation ausgeblieben iſt. In Frankreich iſt die Malerei aus der kalten froſtigen Nachahmung der plaſtiſchen Form der Antike, d. h. aus ihrem ſogenannten Klaſſiſchen, ſchroff in ihr ſogenanntes Romantiſche übergegangen, d. h. in eine Miſchung des kraſſeſten Naturalismus mit dem Bizarren und Manierirten. Auch legt man noch immer einen viel zu großen Werth auf keckes Machwerk und ſelbſt große Talente haben ſich hier neuerdings oft in die ſeltſamſten Kunſtſtücke verirrt.

Physiognomie

der deutschen Literatur

in den Jahren 1835 und 1836.

Von

Hermann Marggraff.

Die deutsche Literatur erscheint in ihrem vor- und diesjährigen Verlauf so gehäuft, gedrängt, und, im scheinbaren Widerspruch damit, dennoch so auseinandergefallen, so einheitslos, so in die feindseligsten Gegensätze sich auflösend, daß es nicht minder schwer fallen muß, sie in ihre einzelnsten Momente zu zerlegen, als einen übersichtlichen Totalanblick ihr abzugewinnen. Außerdem bietet sie mehrere delicate Partien dar, die man nicht zart genug behandeln kann. Hierzu kommt, daß es nicht wohl möglich ist, sich den Parteien vollkommen zu entschlagen, oder über ihnen zu stehen wie ein einsam reflectirender Dämon, der weder Liebe noch Haß kennt. Vor allen Dingen: ich gebe nur ein Resumé. Freunde will ich mir nicht machen. So weit es möglich ist, werde ich mich über die verschiedenen Parteien in der Literatur zu erheben suchen, — so weit es möglich ist; Jeder von uns bildet jetzt eine Partei für sich, eine abgeschlossene Welt im Kleinen, die er vertheidigt, so gut es geht oder auch nicht geht, mit welcher er steigt oder fällt; Jeder trägt an seiner Stirn das Motto: wer nicht für mich ist, ist wi-

der mich; und insofern dies das Motto ist, welches ein Jeglicher unter uns auf seine Fahne schreibt, so giebt es eine Art Kriegszustand, in welchem Jeder, der getroffen wird, sich nicht beklagen sollte, wenn er als Einzelner für das Ganze leidet.

Die Physiognomie, welche das letztverflossene Jahr in seinen literarischen Erscheinungen aufweist, ist ähnlich wie die des Janus, wie die eines Doppelgesichts, wovon das eine einer geordneten Vergangenheit, das andre einer noch ungeordneten in Geburtswehen begriffenen Zukunft angehört, welche wird durch die Kräfte, die in der Gegenwart sich rühren. Die Vergangenheit ist aber darum, weil sie vergangen ist, nicht etwa abgethan oder ein nutzlos Ding; sie ist das Fundament, worauf wir bauen; der Mutterschooß, der uns getragen; der Geyser, welcher die erhitzten Springfluthen der jüngsten Literatur unaufhörlich emportreibt. Das hat unsre Mitzeit erkannt. Man soll uns im Allgemeinen einen Mangel an Pietät nicht vorwerfen. Einzelne haben an einzelnen Autoritäten gerüttelt und den Glauben an ihre Unfehlbarkeit wankend gemacht; dafür haben die Conservativen in der Literatur desto eifriger für die zur Gewohnheit gewordene ausschließliche Verehrung derselben gesorgt; dafür war man um so mehr bemüht, verkannten oder wenig bekannten literarischen Größen die ihnen gebührende Stellung in der Literatur wieder anzuweisen; und wer das eine Idol mit der einen Hand in den Staub zog, erhob mit der andern Hand ein anderes, das er anbetete. Nie hat

man für die Veröffentlichung von Brief- Hinterlassen- und Erbschaften Verschollener oder berühmt Verstorbener besser gesorgt, als letztjährig. Mangel an Pietät wird man uns also im Allgemeinen nicht vorwerfen dürfen, höchstens ein Hin- und Herschwanken, eine Regellosigkeit der Kritik, die nicht weiß, woran sie ist und wo hinaus sie will. Diese Unsicherheit und Ungewißheit läuft mit Zuständen andrer Art parallel. Was hat man nicht Alles von Todten und Lebenden veröffentlicht? — Die nutz- und werthlosesten Ab- und Papierschnitzel. Wirklich! wir waren in einiger Hinsicht so voll von Pietät, daß wir unbrauchbares Holz zu verehrungswürdigen Fetischen erhoben haben. Freilich machte sich auch das Gegentheil bemerkbar. Eine Dictatur, die auf der Gelehrtenrepublik zu schwer und zu imperatorisch lastet, findet mit Recht ihren Brutus. Maßlosigkeit im Erhalten bringt Maßlosigkeit im Zerstören häufig genug hervor. Das bloße Sammeln macht noch keine Literatur und muß früher oder später sein Ende nehmen.

Andrerseits ist unsre Literatur eine werdende, aber in welcher Gestalt? Vielleicht in gar keiner; denn sie gewährt kein Bild, keinen einigen geordneten Anblick; sie vibrirt in sich selbst und wird von den Zeitumständen hin und hergeworfen; sie hat ihren Schwerpunkt, zu dem alle ihre Partien sich hinneigen sollten, noch nicht gefunden. Oder wäre die Linie unsrer Literatur so gestört und mitten gebrochen, daß sich ihre Enden nicht wieder zusammenfügen könnten? Hätte sie ihre erzeugenden

Kräfte bereits verausgabt? Sollen wir da, wo wir stehen, still stehen? Wäre das Möglichste erreicht und ein weiterer Fortschritt undenkbar? — Traurig genug, wenn dem so wäre. Wir hoffen zur Ehre unsrer Literatur, daß sie durch ihre eigne Kraft sich fortschnellen werde. Wir wollen sehen, wie die Evolutionen der Zeit auf die der Literatur wirken werden. Die jüngste Literatur wird in, mit und aus der Gegenwart. Das Vergangene ist historisches Moment; die früheren Autoritäten dürfen als Muster gelten, von denen wir im Einzelnen, aber nicht durchaus uns bestimmen lassen. Wir sollen uns ihnen nicht gefangen geben; wir sollen diese Ketten abschütteln, um einer Zeit, die im Fortschreiten und wirklich fortgeschritten ist, genug zu thun, so wenig sie uns vielleicht selbst genug thut.

Aber diese werdende Literatur hat für eine baldige Vollendung nicht die geringsten Garantien. Vieles wirkt störend auf sie ein, innere und äußere Verhältnisse. Ein excentrischer Kopf reibt sich, wenn nicht an sich selbst, doch an unsern abgeglätteten socialen Zuständen auf. Es ist schwer zu bestimmen, welche Seite der Literatur und in welcher Richtung diese sich ausbilden werde. Fast scheint es, als ob die Philosophie sich erschöpft habe, die Poesie in allen ihren Gattungen abgelaufen sei, als ob in den Kreisen der Literatur nichts Neues mehr hervorgebracht werden könne, und wenn etwas Neues, doch keine neue Gattung; eine Literatur aber, die kein neues Genre hervorbringt, läßt an ihrer Zeugungskraft zweifeln und ent-

behrt des innern Lebens, welches sich zu veräußern und äußerlich zu gestalten strebt. Das Sentimentale haben wir überwunden; die romantische Schule macht keine Proselyten mehr; die antike Art zu dichten ist antiquirt, und was noch in Hexametern und im Odenversmaß sich vernehmen läßt, ist eines fernen Nachhalls verdünnter Nachhall, der ohne Wirkung bleibt.

Unsre schöne Literatur leidet an einem Uebermaß von Witz, der, gleich einer chemisch zersetzenden Säure, zu ihrer vollkommenen Auflösung beiträgt. Der momentan Witzigste ist immer der Trumpf, der die andern sticht, bis er einen überlegenen Gegner findet. An einer Ueberfülle von Kritik siecht die rein wissenschaftliche Seite der Literatur, die sich überhaupt nur in der Form von Gegensätzen auszubilden anfängt. Da ist keine Ruhe, kein Bestand, keine Eintracht; wenig mehr als Differenzen, Feindschaften und Abneigungen. Alles ist in Gährung gebracht. Nichts kann als stabil gelten; es wankt Alles, Alles ist flüssig und flüchtig. Der Geist der Unruhe bezeichnet unsre dermalige Literatur. Diese chaotische Zerrissenheit, Kampflust und Beweglichkeit zeugen aber von den ungemeinen Kräften, welche thätig sind und sich Luft machen wollen. Zeugungskraft ist also vorhanden in reichlicher Fülle, aber es fehlt, vielleicht in Folge jener drängenden Produktionslust, die Kraft oder der Wille zu gestalten und zu formen. Wir sind in einer Uebergangsperiode begriffen und allen ihren Schlägen und Stürmen ausgesetzt. Wir haben nur den Kampf, den Aerger, den

Mißmuth, die Verzweiflung; wir opfern uns für eine künftige Generation, oder wenn wir noch jung sind, unsre Gegenwart für unsre ferne Zukunft; wir bluten an den Altären der Literatur. Die Vergangenheit drängt sich durch den Schlund der Gegenwart in die weite Bauchhöle der Zukunft. Unsere literarischen Zustände liegen nicht darnieder, aber bunt durch einander; man kann nicht sagen, wie die niedlichen Detailstücke des Luxus in dem Schlafzimmer einer Dame nach durchstürmter Nacht, sondern wie die in Gährung gebrachten Elementar- und Grundkräfte eines kämpfenden und an Geburtswehen leidenden Chaos, worin die alte Zeit sich auflöst und woraus die ersehnte und vielfach versprochene neue Literatur als Niederschlag sich absetzen soll. Es frägt sich nur, wann? Aber diese Zeit ist nicht zu bestimmen, weil ihr Durchbruch mit der fernern Gestaltung der sozialen Verhältnisse nahe zusammenhängt.

Ueberall und in allen Zweigen unsrer Literatur machen sich Gegensätze bemerkbar. Ein Gegensatz findet schon statt in der Art und Weise, wie man einerseits das von den älteren Meistern handschriftlich Hinterlassene, was irgend nur druckfähig ist — und was wäre nicht druckfähig? — sammelt, ordnet und für die Veröffentlichung zurechtsetzt, während man andrerseits sich bemüht, die ältere Literatur herabzusetzen und als abgethan und für uns unbrauchbar darzustellen. Eine bedeutende Masse alter Akten und Dokumente sind in die Literatur eingeschmuggelt und einregistrirt worden, die nur in literarge-

schichtlicher Beziehung Werth haben. Diese Sammelsucht muß, wie ich bereits gesagt habe, ihr Ende finden und der Produktivität einer neuen Literatur Platz machen. Man glaubt nicht, wie dick unsre Literatur und mit wie unnützem Ballast sie dadurch beschwert wird! Indeß ist nicht aller Ausdrusch, den man nachträglich von der Tenne einer bereits abgeschlossenen und in sich vollendeten Literatur ab- und zusammengefegt hat, unnöthiger Ballast. In der That! die Vergangenheit ist für unsre Gegenwart eine unerschöpfliche Kornkammer, die noch immer nicht ganz ausgebeutet worden.

Eine eigenthümliche Gruppe bilden in dieser vorsündfluthlichen Sammelliteratur jene durch Hinterlassenschaft uns überkommenen Briefe, wie sie von Knebel, Goethe, Jean Paul, Meyern und Andern geschrieben und von den Nachkommen gesammelt wurden. Es giebt hierunter manche, die nicht bloß in Bezug auf das Individuum, das sie schrieb, von Wichtigkeit sind, sondern, in einen weitern Kreis hinübergreifend, für das Gesammte der Literatur und deren Repräsentanten. Wir wissen, in welchen Bezügen Merck zu Goethe und zu den Heroen der Weimarschen Dichterperiode stand, oder vielmehr, welche Bezüge diese auf ihn nahmen und in welche Verhältnisse sie zu ihm sich setzten; denn Merck war ein Mann, der, in seinem mephistopheliſchen Verstande abgezirkt, weniger der andern bedurfte, als diese seiner, und weniger selbst Freundschaften suchte, als seine gesucht ward. Dr. Wagner hat die Briefe, die von Goethe, Herder,

Wieland und andern Zeitgenossen an Merck gerichtet wurden, gesammelt und, mit Merck's biographischer Skizze begleitet, herausgegeben. Weit bedeutungsvoller, als dieser Briefwechsel, und von hohem literarischen Interesse ist der von Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebene und fleißigst redigirte Nachlaß Knebel's, der einen Schatz brieflicher Mittheilungen enthält und, da Knebel sowohl in literarischer wie in geselliger Hinsicht einen Mittel- und Anknüpfungspunkt bildete, in jeder Beziehung einen rechten Spiegel und untrügbaren Grademesser für eine Zeit abgiebt, welche die reinsten Blüthen der Literatur und Geselligkeit brach und des ungestörtesten Genusses, der ungetrübtesten Sympathieen, des kräftigsten Miteinanderaufstrebens sich erfreuen durfte. Dieser Briefwechsel wird um so anziehender, da er bis in die Incunabelnzeit unsrer Literatur sich hinaufzieht, mit seinen Endknoten an die jüngste Vergangenheit sich knüpft und in so fern gewissermaßen eine fortlaufende Literargeschichte in Briefen darstellt. Außerdem sammelte man freundschaftliche Briefe von Jean Paul, Briefe von Goethe an Schulz und Desselben Theaterbriefe, letztere für die Literatur ohne allen, und für die Erkenntniß des schreibenden Individuums von sehr geringem Werth. Es ist merkwürdig, was für Kleinkrämerseelen wir Deutschen immer noch sind! — Ich habe oben der Briefe von Meyern Erwähnung gethan. Sie wurden von Mundt in der früher von ihm redigirten Zeitschrift und späterhin in den Dioscuren mitgetheilt; sie verdienten wohl,

als selbstständige Sammlung herausgegeben zu werden. In mannigfacher Hinsicht hat die deutsche Literatur nichts ihnen Gleiches aufzuweisen.

An diese Briefsammlungen schließen sich noch Hinterlassenschaften andrer Art: Hippel's Nachlaß, Fichte's nachgelassene Werke, herausgegeben von J. G. Fichte, Jung Stilling's Schriften, herausgegeben von Grollmann, endlich die gesammelten Werke von Michael Beer, Langbein und Neumann. Man ist für die Todten redlich besorgt gewesen! — Der Lebende braucht keinen Testamentsvollstrecker; er sorgt am besten selbst für sein Eigenthum; es gelang dem grauen Weltwanderer Chamisso, noch bei seinen Lebzeiten eine Ausgabe seiner Schriften zu besorgen.

Gewissermaßen reichen in die alte Zeit auch jene berühmten Briefe hinüber, welche unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" herausgegeben und vielfach angefeindet, vielfach gepriesen wurden. Wir sagen: hier ist Abnormität, weil wir bereits aus jener anbeterischen Zeit, welche mit ihren poetischen Größen Abgötterei trieb, herausgetreten sind und die Kinderschuhe uns abgelaufen haben. Jedenfalls ist es eine süße anmuthige Verirrung, diese, in welcher Bettina befangen war, ein dichterischer Ueberreiz, ein deutsches Nervenleiden, das die kalten Britten Verrücktheit schelten. Nun wohl, wir dämpfen das harte Wort und sagen Verrückung oder vielmehr Entrückung eines kuß- und liebesüchtigen Gemüths aus der Materie, jenseits welcher es verduftet und verdunstet zu einer „Metaphysik des Kusses."

Poesie ist nun einmal in diesem Verhältniß, wie in der Art, mit welcher es dargestellt worden. Aber unsre Zeit kann ein solches Insichselbstverschwimmen der Empfindung, ein solches Ausströmen magnetischen Traumlebens, das mit dem geliebten Gegenstand in den genauesten Rapport sich zu setzen sucht, nicht wohl verstehen, noch weniger daran Freude haben. Der Somnambulismus spielte ehedem eine brillantere Rolle.

Goethe, eben der Abgott, mit dem das dichterische Kind Bettina sympathisirte, ist noch immer das eigentliche Standbild unserer Literatur, der feststehende Text zu den mannigfachst wechselnden Noten, Glossen und Interpretationen, das jochende Querholz, worunter wir Alle hindurch müssen, dem ein großer Theil willig sich fügt, ohne des Drucks zu achten, während Andere es abzuschütteln sich eifrigst bemühen. Er ist der Gott Apollo, der flötenspielende Dictator auf unserm Musenberge, eine Gestalt, blühend in Mannesschöne, einer, der nur nach sich selbst zählt, eine selbsteigene Größe. Umgekehrt, wie in der Fabel von Apollo, haben indeß einige neuere Kritiker, moderne Marsyasse, sich bestrebt, dem schönen und seiner Schönheit sich bewußten Gotte die göttliche und in Göttlichkeit glänzende Haut abzuziehen, zu Gunsten Vieler, die auf verstimmten Flöten blasen. Denn wo wir lieben oder hassen, lieben oder hassen wir Goethe, als die absolute Nationalgottheit. Man kann sagen, daß auch die jüngste Literatur, um sich fortzubewegen, immer wieder auf Goethe zurückgeht, daß ihr aber dies Immer-

wiederzurückgehn eher hinderlich als förderlich ist. Wir können keinen Schritt in der Literatur thun, ohne über Goethe's Namen und Person hinwegzustolpern, und wohl uns, wenn wir darüber hinwegstolpern und nicht daran sitzen bleiben. Unsern Haß hat er aber durch die ausschließliche Liebe verdient, die ihm zu Theil ward. Hätten die Israeliten ihr goldenes Kalb aufgestellt, nur um es als Kunstwerk zu bewundern und ihre Kritik an ihm zu üben, so wäre Mose vernünftig genug gewesen, seinen Zorn zu unterdrücken. Dieser erwachte, als sie's vergötterten, er erwachte, der grimmbärtige Zorn Mose's und tobte gegen den Götzen, dem man die Besinnung und den Geist freier Entwickelung opferte. So haben wir noch eine vollständige Goetheliteratur, die auf der Grenze steht zwischen der alten und neuen Literatur. Den heidnischen Mann für das Christenthum zu retten, war ein Unternehmen, dem sich Göschel in seinen Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise unterzog. Als ob Goethe der Rettung bedürfte oder das einzige Rettungsmittel hier die Bibel sei! Wie wenn einmal eine irreligiöse Zeit käme, wo man das umgekehrte Experiment machte und die Bibel durch Goethe zu retten suchte? Nicht unmöglich, da man beide zu identificiren begonnen hat. Wir brauchen aber eben so wenig einen verbibelten Goethe, wie wir eine vergoethete Bibel brauchen könnten. Es ist aber der neuen Zeit Art so, das Ungehörigste zusammenzumischen und Nichts auf sich selbst ruhen zu lassen, sondern Allem und Jedem

eine anderweitige statt die eigene Grundlage zu geben. Die waghalsigen Kombinationen Göschel's gehören, wie Deyk's Andeutungen über den Faust, noch dem Jahre 1831 an, aber die Nachwirkungen, die Stimmen für und wider, ziehen sich bis in das Jahr 1835 hinüber. Es pflegt zu geschehen, daß man Goethe nicht anders als einseitig auffaßt; so Kapp in seiner Christoterpe, der, im Gegensatz zu Göschel, über Goethe sein Anathema ergehen ließ, wogegen Chr. Wurm, Verfasser von mittelmäßigen Gedichten, mißbilligend sich rührte, in einem Büchlein, „Stanzen auf Stanzen", die grob leidenschaftliche Maus spielte und den verstrickten königlichen Löwen herauszunagen die wohlmeinende Absicht zeigte.

Von bedeutenderer Wichtigkeit in dieser Progoethe- und Antigoetheschen Literatur erscheinen zwei Brochüren, deren eine, aus der Minerva abgedruckt, unter ihrem Anonymus früh genug den wirklichen Verfasser Rehberg erkennen ließ und den Titel „Goethe und sein Jahrhundert" trägt. Goethe ist hier gut oder vielmehr schlecht genug, das Jahrhundert dagegen gar nicht bedacht worden. Es ist ein mißliebiges Buch, welches die ambrosische Haut des nur in den Flanken und im Rücken Angegriffenen, trotz der gewandt gebildeten Sprache, höchstens an der Oberfläche ritzt. Gervinus, in seinem Buche „über den Goetheschen Briefwechsel" sucht Goethe historisch zu entwickeln und findet die Beläge dazu in dem Briefwechsel, den Goethe nach allen Seiten hin und zwar, wie man sagen kann, mit einer Vorliebe, einer

Delikatesse, einer Berechnung, geführt hat, die nicht daran zweifeln lassen, daß Goethe den literarischen Wucher, den man mit seinen hinterlassenen Pacieren und Papierchen in der Zukunft treiben würde, mit Vergnügen vorausgesehen habe. Es ist in diesem Buche ein keineswegs schmeichelhaftes, aber doch ein vollständigeres Bild von Goethe gewonnen worden, als man nach dem leichten Material, woraus es gemacht ist, hätte erwarten sollen. Briefe, die Ergebnisse momentaner Empfindungen und Anregungen, scheinen keineswegs für eine historische Entwickelung irgend einer Persönlichkeit hinzureichen; aber Gervinus hatte sich bereits seinen Goethe konstruirt, er hatte ihn bereits nach allen Seiten hingewendet; die Goethe'schen Briefe galten ihm nur als Handhaben und Anknüpfungspunkte, als ein Vermittelndes, um in der bereits entworfenen Zeichnung die feinern Uebergänge, die Mitteltinten, die Nüancen und Schattirungen anzubringen. Spekulativer und von allgemeinern Ansichten, von der Zeitrichtung und der Stellung, die Goethe gegen seine Zeit und zu ihr einnahm, ausgehend, verfuhr Gutzkow in seiner Schrift: „über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte." Gutzkow ist einer von denen, welche mehr über sich als in sich klar sind und, indem ihr scharfer Verstand in allerlei Spitzen und Spitzfündigkeiten ausläuft und sich in seiner eigenen Konsequenz verwickelt, dem Leser zu einem großen Theil unverständlich bleiben; er ist groß aber gewissermaßen ein Mystiker in Verstandessachen; er überbietet die Spekulation häufig so

weit, daß sie auf ihrer Spitze umbricht; er ist interessant mehr um seiner selbst willen, als der Resultate wegen, die er für uns gewonnen. Die Art, womit er seinen Stoff behandelt, ist bei ihm das anziehendste und, wie gesagt, die kalte Verständigkeit, wenn auch nicht Verständlichkeit seiner Kombinationen. Einzelne Momente treten bei ihm mit überraschender Wirksamkeit hervor, aber selten gestaltet sich aus dem Niederschlag der Ideen ein Gesammtbild. Er weiß wohl was er will und, vermöge seines Talentes, vermag, aber nicht immer, was er darf. Mehr als in seinen frühern Schriften macht sich in Gutzkow's Abhandlung über Goethe eine schöne Mäßigung und Besonnenheit geltend. Diese Schrift läuft darauf hinaus, in Sachen des Talents Goethe als Muster zu empfehlen; an ihn soll die jüngere literarische Generation sich anschließen, auf ihn soll sie zurückgehn. Wenn die Zeit der Tendenzen da sei, könne man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen. Mit dieser echt Gutzkow'schen Spitzfündigkeit, von der man nicht recht weiß, was damit anfangen? — schließt diese in ihren einzelnen Partieen beherzigungswerthe Schrift. — Den bedeutendsten Beitrag zur Kenntniß Goethe's als Menschen lieferte indeß Eckermann, in seinen „Gesprächen mit Goethe", woraus aufs überzeugendste hervorgeht, welcher Ohnmacht über die Gemüther der ihm Nahestehenden Goethe sich erfreut habe. Der literarische Jupiter, der mit seinen Wimpern nur zu zucken, seine ambrosischen Locken nur zu schütteln brauchte, um einen

ganzen Freundeskreis, den gesammten Weimar'schen Olymp mit allen seinen Ober- und Untergöttern, in Bewegung zu bringen, neben dem Heine, im Aufschwung ironischer Verehrung, den blitzetragenden Adler des Zeus in Satellitenstellung sitzen zu sehen vermeinte — dieser Jupiter tritt uns hier entgegen mit allen seinen liebenswerthen Tugenden und, wider den Willen des Testamentsvollstreckers und Manuskriptenordners, mit allen Menschlichkeiten und Schwächen seines Alters. — Spezieller beschäftigte sich Kannegießer mit Goethe's lyrischen Gedichten, nahm aber seinen Autor wie einen Klassiker aus dem goldnen Zeitalter der römischen Literatur, und verhielt sich selbst da in philologischer Trockenheit, wo er sein Secirmesser an Goethe's innern Menschen zu appliziren suchte. Wenn man sich aber mit diesem Kannegießern auch nicht wohl vertragen kann, so muß man wenigstens zugeben, daß dieser Interpret manche Partieen in der Goethe'schen Dicht- und Denkweise trocken gelegt und somit für künftigen Anbau urbar gemacht hat. Als ein solcher theilweiser Interpret, der aus seiner allerdings geistreichen Subjektivität nicht herauskann, trat auch K. E. Schubarth nochmals auf in seinen gesammelten Schriften.

So haben wir eine vollständige Literatur, die um Goethe als ihren Kern sich zusammenzieht. Sie wird und muß einmal ihren Abschluß haben. Wir brauchen keine Schildknappen, wir brauchen Ritter in der Literatur, solche von echtem Schrot und Korn, Männer der

That; das Faustrecht haben wir schon. Wir sollten nicht bloß verdauen und an der Tafel der Literatur behaglich schwelgen, wir sollten selbst Köche sein und speisen, statt gespeis't zu werden. Die Gruppe von Schriften aber, die ich so eben behandelte und zu denen man noch zwei bedeutende Unternehmungen, die Herausgabe der Schleiermacherschen und Hegelschen Hinterlassenschaften rechnen darf, besteht entweder in bloßen Momenten der Vergangenheit, in Reliquien, die man einmal verehrt, weil sie da sind, und deren Wirkung nicht in die Zukunft geht, oder in ganzen Werken und einzelnen Schriften, die man sammelte und herausgab, um ihren reichhaltigen Fond für unsre hungerleidige Gegenwart zu retten, oder in Spekulationen und Betrachtungen über unsre literarische Vergangenheit, indem man zum Theil bemüht war, die Verbindungslinien nachzuweisen, durch welche die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt, und die Exkremente der letztern als befruchtenden Humus für die erstere zu benutzen.

Es frägt sich nun, was wir, die wir so beharrlich im Alten schwelgen und im Haushalt unserer Literatur mit zum Theil verbrauchten Geräth uns behelfen, Selbstständiges, Eigenthümliches und in das sich fortbildende Leben unserer Literatur wirksam Eingreifendes geschaffen haben? was zu fürchten, was zu hoffen steht? welche Grundlage unsre Gegenwart für die Zukunft bereitet? welche Richtungen hauptsächlich verfolgt und angebaut wurden? ob eine neue Literatur in der Gegenwart sich

bereits abgeschlossen oder erst ihre Anfänge hat oder nicht einmal diese?

Von einem Abschluß unsrer modernen literarischen Zustände kann durchaus keine Rede sein. Ich habe bereits gesagt, daß sie wie in einem gährenden Chaos durch einander liegen. Aber in jedem Chaos giebt es Anfänge, Anlässe zu weiterer Gestaltung, zur Ausbildung der verschiedenen Elemente, welche sich von einander abzusondern, sich selbstständig zu entwickeln und, eben in Folge ihrer erreichten Ausbildung, sich mit einander in Gleichgewicht zu setzen streben. In jedem Chaos giebt es eine Befruchtung, und ein Befruchtendes neben dem Befruchteten. In der Bedeutung des Letzteren steht unsre Literatur; in der Bedeutung des Befruchtenden unsre Mitzeit. Beide, Literatur und Zeit, wirken so auf- und mischen sich so in einander, daß sie in ihrem Wechselverhältniß gar nicht zu trennen sind. Diese steht zu jener in einem mütterlichen Verhältniß. Unsre Literatur ist ein Abbild, ein Produkt unsrer Zeit, wie das Kind ein Abbild ist und ein Produkt seiner Mutter. So innig, wie jetzt, ist das Verhältniß zwischen Literatur und Zeit nie gewesen. Hierauf werde ich späterhin noch einmal zurückkommen.

Aber dies Produkt unsrer Zeit, die jüngste Literatur, ist für den Augenblick noch ein Embryo, vom mütterlichen Schooße eingehüllt. Ein Embryo ist seinerseits auch ein Chaos; alle Kräfte und Säfte sind vorhanden, aber sie liegen in einandergewirret, chaotisch, ungesondert. Noch hat sich nichts an ihm gegliedert. So ist der Kern

ein Chaos, worin der Baum, die Knospe ein Chaos, worin die Blüthe, das Ei ein Chaos, worin das Thier, mit allen seinen Theilen, aber für jetzt noch ungetheilt, eingeschachtelt und wie in Windeln liegt. Aeußere und innere Störungen haben bis jetzt auf die Ausbildung und Gliederung dieser im embryonischen Zustande verharrenden Literatur ungünstig eingewirkt.

Um den Vergleich noch weiter zu führen, möge gesagt sein, daß in einem Chaos, eben weil die Elemente sich noch nicht selbstständig gemacht und in sich zu ruhen und ihrer eignen Erhaltung wegen Freundschaft zu halten noch nicht gelernt haben, kein Gleichgewicht stattfindet dagegen eine stürmische Unruhe, ein Ueberwiegen bald des einen bald des andern Elements, ein Zu- und ein Gegeneinanderstreben, ein Zusammen- und ein Auseinanderfallen, je nach dem Laut- oder Stillwerden der Sympathieen oder Antipathieen — kurz ein Unausgeglichensein der Prinzipe, der Gegensätze. Das aber ist augenfällig, daß mit jeder neuen Richtung, welche unsre Literatur einschlägt, auch ein Gegensatz sich einfindet — zuvörderst der zwischen dem Alten und Neuen; denn jede neue Richtung setzt ein Abweichen von der alten voraus; und es wird geschehen, daß ein Gegensatz aus dem andern kommt, weil jede neue Richtung etwas in sich Unbestimmtes, unendlichen Modifikationen Unterworfenes hat, und demnach abermals in verschiedene Seitenrichtungen sich zerspalten kann. Gerade hieraus ergiebt sich, wie die Richtungen und Tendenzen unserer Literatur genau mit

denen der Zeit zusammenhängen und von diesen bestimmt werden; jede Schattirung hier schattet sich auch dort ab; jede neue Zeitrichtung erzeugt auch eine neue ihr entsprechende in der Literatur. Diese ist gewissermaßen der Temperatur- und Schwermesser unserer Mitzeit; sie wird von der letzteren bald herauf- bald heruntergedrückt, nach Maaßgabe der Umstände. Die innigsten literarischen Freundschaften lösen sich einer geringen Abweichung in Tendenz und Gesinnung wegen. Wir sind gegen die äußeren Einflüsse der Zeit überaus empfindlich und in einem gereizten Zustande. Es scheint so, als ob das, was vom sanguinischen und choleriſchen Temperament in uns liegt, übermächtig werden wolle über das phlegmatisch-melancholische. Auch könnte man sagen, daß unsre literarische Richtung eine Emanzipation des Geschichtsgeistes in uns bezwecke. Wir haben bereits zu viel Geschichte gelernt, wir sind bereits zu sehr in die Interessen der Zeit eingeweiht worden, als daß das Streben Einzelner, in die Interessen der Zeit, jeder nach seiner Kraft, einzugreifen, noch befremden oder als geradezu verdammlich und verwerflich bezeichnet werden könnte. Im Uebrigen tragen die Alten und Gereiften selbst dazu bei, die Jugend über alle möglichen Interessen aufzuklären, aber das, was ihnen leicht wird, die Mäßigung, das Sich selbst im Zaum halten, das auf dem rechten Flecke und im gelegenen Augenblicke Stillstehn, vermögen sie ihr nicht beizubringen.

Indeß muß man zugeben, daß auch in unseren älte-

ren Herren ein ganz besonderer Geist der Unruhe sich zu regen beginnt. Viele von ihnen, stürmisch und leidenschaftlich, verfahren in ihrer Polemik mit einer Hitze, Erbitterung und oft einer Derbheit, woran die Jünger in der Literatur ihre Freude und zugleich ein leicht nachzuahmendes Muster haben. So ist die Stellung Vieler unter ihnen eine doppeltfeindselige: zuvörderst gegen die Jugend im Allgemeinen, vor welcher sie auf der Hut sein zu müssen glauben, sodann gegen ihre Altersgenossen, welche eine von der ihrigen abweichende Meinung verfolgen. Weil die einzelnen Köpfe gähren, kommt auch Gährung in die einzelnen Disziplinen und somit in die gesammte Literatur.

Zu dieser stürmischen Unruhe kam es auf einem ganz natürlichen Wege. Unsere ältere Literatur hatte sich vollendet und ehrwürdige klassische Muster als Denkblätter ihrer ehemaligen Jugend uns überliefert. Ihre Vertreter und Führer waren entweder todt oder altersschwach; die Jüngeren, die als Nachahmer Schiller's oder Goethe's sie fortsetzen wollten, lieferten nichts Neues, nichts Außerordentliches; die Form war da, aber kein Geist in der Form; die Poesie war zu gleicher Zeit steif und gelenkig wie eine Holzpuppe, ein Popanz, ein bloßes Scheinwesen. Man arbeitete nach Schemata und Stickmustern; eine Poesie, welche nur nachahmt und nur arbeitet, ist jedoch keine. In der Prosa sah es ebenfalls flau und nüchtern genug aus. So lange noch Goethe lebte, wirkte seine Jupiters-Gestalt und hielt die Literatur zusammen, obgleich schon

damals der Glaube an seine Unfehlbarkeit durch Menzel erschüttert wurde; aber die Literatur alterte mit ihm von Jahr zu Jahr: man fühlte das Blut in sich stocken und ließ sich willig durch Heine und Börne schröpfen. Das waren Stimmen in der Wüste, die Vorläufer der jetzigen literarischen Revolution. Auch das Menzelsche Literaturblatt fing allmälig an zu wirken, aber nicht durch die jetzt abgenutzte Spielerei mit dem Lorbeerkranze. Man sah den Geist einer neuen Zeit, wie er zu Goethe's Füßen murrte und an seinem Throne herumschnüffelte. In der Politik dehnte es sich auch geheimnißvoll — unheilverkündende Möwen schwirrten — und der politische Sturm brach los vom Westen, und das giftige Miasma des Ganges begegnete ihm vom Osten. Und weil ein solches Gericht erging, so war nicht daran zu zweifeln, es sollte ein neuer Tag anbrechen im Kreise der Literatur. Denn das konnte unter keiner gewöhnlichen Konstellation geschehen, daß — bald nachdem der alte Witz Saphir aus Berlin entflohen, und die berühmte Sängerin, die allein unsere Werkeltagsliteratur zu einer Sonntagsliteratur gemacht hatte, von der Bühne abgetreten war — die gesammte europäische Welt erschüttert wurde; unter keiner gewöhnlichen Constellation konnte es geschehen, daß in kurzen Zwischenräumen die Stammhalter der verschiedensten Richtungen dahinstarben, daß mit Goethe die alte Poesie, mit Hegel die norddeutsche Philosophie und mit Schleiermacher ein großer Theil der Theologie begraben wurde.

Was hatte man nun? Eine Welt voll gestürzter Idole, voll von Autoren, leer an Autoritäten. Die Flachheit war bis zum Extrem gekommen. Börne und Heine mit ihrer prickelnden Aetzkraft wurden auf der einen Seite verehrt; auf der andern dachte man Tieck auf den Heerschild zu erheben und zum privilegirten Lehnsherrn der Literatur auszurufen. Aber Tieck war, wenn auch so vornehm, doch nicht so glücklich wie Goethe. Man roch ihm einen literarischen Aristokratismus an, der unsrer damals demokratischen Zeit nicht behagte. Seine Herolde mißfielen zum Theil, wie er selbst. Man wollte, nachdem man Goethe losgeworden, keine abermalige Knechtschaft.

In diesem gesetzlosen aber auf die Dauer unhaltbaren Zustande befinden wir uns noch. Ueberall zuckt es und gährt es und will zu keiner Vereinigung kommen. Wo keine Autorität, kein Ansehen der Person gilt, da gilt jedes einzelne Talent so viel, als es sich geltend zu machen weiß. Alle literarischen Kräfte sind entbunden und man versteht, wo keine äußere Hindernisse eintreten, sie zu brauchen. Die Einen werfen sich auf die vermeintlichen oder wirklichen Interessen der Zeit, die Andern verhalten sich gegen sie gleichgültig oder kämpfen gegen sie an. Die Hauptfrage aber bleibt, was die Zeit eigentlich fordert und will und wie weit man in der Behandlung socialer Fragen gehen darf? — Hierüber ist man sich unklar und ist es geworden entweder aus eigner Schuld oder weil von außen her der Gesichtspunkt verrückt ward

Es ist kaum noch in irgend einer Disziplin ein bisher gültiger Satz, der nicht seinen Gegensatz fände und angefochten würde. So allgemein war die Zweifelsucht zu keiner Zeit. Ueberall stellen wir Experimente an, um neuen Verbindungen und Mischungen auf die Spur zu kommen. Dieser Verfahrungsart liegt das unverwerfliche Prinzip zu Grunde: einen besseren Zustand in Literatur und Wissenschaft, den es doch vielleicht geben könne, herbeizuführen. In einer Masse von Brochüren, geharnischten Büchern, Schriften und Gegenschriften entlud man seine Liebe und seinen Haß. Aber weil das Individuum jetzt zumeist gilt, wurde man nicht selten persönlich. Diese Streitschriften-Literatur, die im vergangenen Jahre so vorzüglich gepflegt wurde, gewährt zum Theil einen traurigen und niederschlagenden Anblick. Man giebt seine persönliche Würde auf, indem man selbst persönlich wird, und die Sache, um die man kämpft, über die Person vergißt.

Selbst die höchsten Disziplinen, Theologie und Philosophie, befinden sich in einem schwankenden Zustande. Noch giebt es Stille und Laute im Lande: Mystiker, Pietisten, Supernaturalisten, Orthodoxen, Rationalisten, Gläubige und Ungläubige. Jede dieser Sekten hat ihre Organe, und wären es nur die dünnblättrigen Traktätlein. Einige meinen in der Hegelschen Philosophie ein Regulativ für die christliche Dogmatik zu finden; andere bringen theologische Ansichten und religiöse Betrachtungen in eine belletristische Form; so Biernatzki in religiösen

Novellen, Teschendorf in seinem „Nicodemus“ und Theremin in seinen „Abendstunden,“ der den ewigen Juden zu einer Allegorie benutzt, um den rationalistischen Abzweig der Theologie zu persifliren. Die theologischen Zeitschriften stehn sich oft hart und schroff gegenüber; unter ihnen zeichnet sich die evangelische Kirchenzeitung aus durch eine Schlagfertigkeit, welche sie sogar, man möchte fast sagen mit Aufopferung ihrer theologischen Würde, auf belletristische Erzeugnisse ausgedehnt hat. Mit der Authenticität der Bibel, je nachdem sie constatirt oder erschüttert wird, hängt das Bestehen der theologisch protestantischen Dogmatik in ihrer bisherigen Form genau zusammen. Ihre Vertheidiger müssen von der Bibel ausgehn, wie ihre Anfechter ebenfalls auf die Bibel zurückgehen müssen. Hier ist die Festung, innerhalb derer sie sich behaupten oder fallen kann. Wenn ein junger Dozent, auf wissenschaftliche Forschungen sich stützend, irgend eine Schrift des neuen Testaments einem andern Verfasser, als der bisher dafür galt, zueignet, so ist das nur ein Angriff auf ein Außenwerk an dem großen Bollwerk der Theologie zu nennen und es wird dadurch dem Inhalt und der Bedeutung des Buches kein wesentlicher Abbruch geschehen; dennoch würde er, vermöge der deutsch-theologischen Kleinzanksucht, mit seinen älteren Lehrern und Freunden in einen Zwiespalt gerathen müssen, welcher einem völligen Bruche ähnlich sähe. Einen Angriff in Masse aber auf den Kern der Theologie, auf das neue Testament oder vielmehr auf die Glaubwürdig-

keit der darin als historisch geltenden Thatsachen unternahm David Friedrich Strauß in seinem „Leben Jesu," indem er, nicht das Leben Jesu selbst, sondern die unerklärten und unerklärbaren Momente darin als mythisch ansprach, so daß, wenn seine Ansicht durchdränge, die gesammte Dogmatik eine andere Form erhalten würde, indem man die christliche Religion eben so gut wie die der Inder, Griechen und Aegypter, auf Mythen zurückführen müßte — freilich auf keine mythische Götterlehre, so daß weniger der religiöse Glaube an die Existenz Christi als eben die alte Form unsrer biblischen Dogmatik mit der biblischen Exegese zugleich erschüttert würde. Wie in Allem, so liegt auch in der Mythe etwas Göttliches, eine Gottesoffenbarung. Die ungemeine Kritik, die durchdringende Schärfe, die ausnehmende Konsequenz, womit der Verfasser verfuhr, erregten die Aufmerksamkeit der Theologen, welche eine völlige Umgestaltung, eine Revolution im kirchlichen Glauben und der christlichen Dogmatik fürchteten, um so mehr, weil des Verfassers Untersuchungen in die Tiefe gingen und er, ein Einzelner, als eine imposante und Achtung gebietende Macht dastand. Man schien zu argwöhnen, der Unglaube einer ganzen Zeit habe sich durch Strauß entäußert, und würde hier seine wissenschaftliche Bestätigung wie immer neue Nahrung finden. Doch haben sich auch Stimmen für ihn erhoben, während selbst Viele seiner Gegner dem Geiste des theologischen Agitators Gerechtigkeit mußten angedeihen lassen. Sehr bald nach dem Erscheinen des Buches suchte

Steudel, der in seiner Schrift manches Wahre und Treffende einwirft, die supernaturalistische Ansicht gegen das mythische Christenthum zu vertheidigen, während der mystische Eschenmayer in seiner Brochüre „der Ischariotismus unsrer Tage" auf keine erquickliche Weise gegen Strauß polemisirte. Seitdem ist viel in dieser Angelegenheit geschehen; und wenn sie in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, zu ruhen scheint, so kann man sie nur für willkührlich und momentan abgebrochen, keineswegs für durchgekämpft ansehen. Auf die langgesponnenen Streitigkeiten, in welche Göschel über die Unsterblichkeitsfrage, eine Frage, die in der gegenwärtigen Zeit eine bedeutende Rolle spielt, sich verwickelt hat, können wir hier nicht tiefer eingehen. Es galt hier hauptsächlich, auf die Erschütterung, welche der Theologie drohte und wohl noch droht, und auf die leider nicht abzuleugnende Streitsucht der Modernen in der Kürze hinzuweisen.

Was ist nun in der Philosophie geschehen? — Es hat sich kein neues System gebildet, man zehrte von den alten, die entweder, wie das Hegelsche, sich in sich selbst abgeschlossen haben, oder, wie das Schellingsche, zu keiner Vollendung kamen. Hier ist nun merkwürdig, daß die Schellingianer meist in ihrem System bleiben, während die Hegelianer aus dem ihrigen häufig heraus, häufig sogar, wenigstens in besonderen Theilen, gegen dasselbe in Opposition treten. Diese Erfahrung spricht eben so wohl für als gegen das System Hegel's; für, indem dadurch

die Vielseitigkeit des Systems und seine innere Freiheit, die Freiheit des Gedankens, der in jedem Individuum sich selbstständig fortentwickelt, bethätigt wird; gegen, indem es sich dadurch erweist, daß die Hegelsche Philosophie nicht im Stande ist, für Alle und auf die Dauer einen Halt- und Ruhepunkt zu gewähren. Vielmehr macht sich in vielen jüngern Anhängern derselben eine gewisse innere Zerfahrenheit geltend, so daß sie, um den Gährungsprozeß, den die Philosophie in ihnen unterhält, zu beschwichtigen, an das öffentliche und soziale Leben mit ihren Spekulationen sich anschließen — ein Stand- aber kein Ruhepunkt, von dem aus sie häufig gezwungen sind, gegen das der Stabilität sich zuneigende Hegelsche System zu operiren oder mindestens von ihm abzuweichen. Aber man bringt doch immer einen Theil Hegelscher Philosophie in diese auf die Zeitinteressen selbst eingehenden Betrachtungen mit, so daß Salat's, in seinem Buche „über die Emancipation der Philosophie" dargelegte Ansicht, die Philosophie müsse mit dem Leben selbst sich verschmelzen, diesergestalt realisirt wird. Und es ist nicht zu verkennen, wie die Philosophie unter den mächtigen Einflüssen einer überwältigenden Zeit sich einer ganz neuen Richtung dahingab; denn die Zeit wurde in den jüngeren Gemüthern der Philosophie Meister und benutzte sie als Hebel und Emporschnellungskraft ihrer selbst. Die starren Hegelianer, welche die Wissenschaft selbst unter das Joch ihres Systems beugen, suche man in Norddeutschland, zumal in Berlin. Unter ihnen verstand Ho-

tho, in seinen „Vorstudien für Leben und Kunst, in geistreicher Weise auf einen freiern Standpunkt sich zu erheben. Das Bedeutendste, was man für Hegelsche Philosophie gethan hat, ist eben die mit ausnehmender Liebe und großem Fleiß redigirte Sammlung seiner Werke und Vorträge — ein Monument für immer! Während dessen steht Süddeutschland, welches sich überhaupt nicht systematisch einpuppen mag, der absoluten norddeutschen Philosophie scharf gegenüber! Wo das Reale überwiegt, muß die Schellingsche an die Realität der Natur sich anschließende Philosophie mehr Anhänger zählen, als die absolute Philosophie des Gedankens! Außerdem wird das Hegelsche System, eben weil es die geistig lebendigsten Richtungen einschließt und fördert, von den abalternden Kantschen Formenmenschen bekämpft, unter denen Krug als der ausdauerndste aber auch machtloseste gelten kann. Doch hat Letzterer in seiner Schrift „Schelling und Hegel, oder die neueste Philosophie im Vernichtungskriege mit sich selbst" den Zwiespalt wohl begriffen und dargestellt, in welchen die philosophische Disziplin unter den Deutschen gerathen ist. Herbart's abgeschlossenes aber starres System kann zu einer Zeit, wo man vom System überhaupt sich abzulösen sucht, wenig Anhänger zählen; andrerseits hat Steffens nur anregende Gedanken, aber kein System, so daß auch in der Philosophie offenbar wird, wie wir keine einige, allgemein gültige haben, wie auch hier die entschiedensten Gegensätze sich geltend machen, wie wir, nachdem wir vom System uns

abgewandt und gelernt haben, Jeder nur das, was gerade seinen Zwecken und Absichten zusagt, daraus zu entnehmen, auch hier in einen schwankenden Zustand gerathen sind, aus dem eine feste Norm, nicht des Systems, sondern des sozialen Lebens selbst als Niederschlag erfolgen soll.

Auch auf die Jurisprudenz hat die Hegel'sche Philosophie in ihren Berliner Repräsentanten eingewirkt. Diese Richtung und das Naturrecht vertritt, geistig aufgeschlossen, in entschiedener Selbstthätigkeit, in der Freiheit des Bewußtseins, Eduard Gans. Er steht in seiner Wissenschaft auf Seiten der Opposition gegen das Alte und Veraltende. Man bekämpft vieler Orten die Zeitgemäßheit des römischen Pandektenrechts, woran Andere mit unverbrüchlicher Treue halten, während die hier und dort, nicht bloß in konstitutionellen, eine fortdauernde Modifikation bedingenden, sondern auch in monarchischen Staaten vorgenommene Revision der Gesetzbücher beweist, daß auch nach dieser Seite ein Bedürfniß vorhanden sei, Experimente anzustellen und den alten Körper der Jurisdiction mit frischem Blute zu verjüngen. — Und während in der Medizin eine neue Literatur in Streitsachen der mit der Allopathie ringenden Homöopathie, die als ein Versuch, von dem Komplizirtesten auf das Einfachste zurückzugehn, angesehn und gewürdigt werden muß, sich ausbildete, und die Pharmacologie Gefahr lief, von dem alten Hahnemann ihrer ganzen Ausdehnung nach unterminirt zu werden, während Wirth in seinen

„Fragmenten zur Kulturgeschichte" die Rolle eines Agitators in der Astronomie übernahm, indem er die Sonne in Bewegung brachte und statt der Gravitationslehre eine mehr geistige Bezugnahme der Weltkörper auf einander, eine elektro-magnetische Polarthätigkeit, ein durch das ganze Universum gehendes Vierkugelsystem u. s. w. annahm, — mußte auch die Pädagogik sich gefallen lassen, daß man sie einer genauen Revision unterwarf und den alleinseligmachenden Zustand, welchen man ihr andichtete, zu bezweifeln anfing. Hieraus kam vielfaches Aergerniß und Mißbehagen. Lorinser's berühmt gewordene Abhandlung in der medizinischen Zeitung, welche übrigens früher schon eben so gründlich abgehandelte Fragen abermals in Anregung brachte und, obgleich nur in Bezug auf die Statistik neu, allein durch einen Conflur von Umständen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, veranlaßte ein viel Herüber- und Hinüber-, ein Für- und Gegensprechen. So bekam auch die Pädagogik eine Streitschriftenliteratur. Parallel mit diesen Angriffen Lorinser's auf die Schulen liefen die Theremin's und Diesterweg's — in des Letztern kerniger und freimüthiger Schrift, „über die Frage der Zivilisation, dritter Beitrag" — auf die deutschen Universitäten. Man sieht die Mängel ein, woran diese Institute leiden, aber die angerathene Heilungsmethode ist häufig der Art, daß sie statt der vorhandenen Mängel nur noch größere und in das Leben der Institute selbst störend eingreifende herbeiführen müßte. Man schneidet, aber zu tief, und löst

mit dem wilden und ungesunden Fleisch auch das anliegende gesunde ab.

Dagegen sind die philologischen Streitigkeiten fortdauernd im Abnehmen, aber nicht, weil hier überhaupt kein Gegensatz statt findet, sondern weil die Philologie selbst, insofern sie sich mehr mit dem todten Buchstaben beschäftigt, in einem geraden Gegensatze zu unsrer Zeit steht, welche das Leben will und den Geist beschwört. Sie wird sich von den Schlägen, unter welchen sie leidet, schwerlich jemals erholen können. Wo so viele Goldlager aufgefunden und zu Tage gelegt sind, bedarf man der spärlichen Goldwäsche nicht. Die Philologie hat gegenwärtig nur Andeutungen als Mittel der historischen und archäologischen Kritik, deren letzter Zweck anschauliche Erkenntniß des Gesammtlebens des Alterthums ist. Ihr Aeußerstes that sie, als sie vor längerer Zeit in dem neuen Testamente eine revolutionäre Rolle spielte und sogar der theologischen Exegese, wie sie bisher bestand, Abbruch zu thun drohte. Es war gewissermaßen ein Verzweiflungsstreich, der ihr mehr geschadet, als genutzt hat. In dem Winkel, wo die Metrik sitzt, gab es ein wenig Staub, indem von C. H. Hoffmann neue Prinzipien für dieselbe aufgestellt wurden, worüber er mit dem alten Hermann in eine ziemlich spurlos vorübergegangene Debatte gerathen ist.

Es ist ersichtlich, daß unsre Literatur eine Richtung nimmt von dem Idealen zum Realen, einerseits von dem Komplizirten zum Einfachen, andrerseits von dem unna-

türlich Geschraubten zum Natürlichen, von dem, was über und außer aller Zeit und Erfahrung steht, zu dem, was in der Zeit und in der Erfahrung steht. Man will die Welt nicht bloß vergnügen, sondern ihr zugleich nützen. Dieser Rückzug aus einer ins Grundlose gehenden Spekulationssucht und aus der sich selbst genügenden Fülle des Kunstwerks ist in sofern ein wirklicher Fortschritt, als er mit der Richtung der Zeit, welche nach dem Nutzbaren strebt und die materiellen Interessen allgemein machen will, parallel läuft. Hiervon giebt auch jene Masse von Büchern Zeugniß, welche lieferungsweise in die Welt gesandt werden und in der Literatur die Dampfwagen- und Eisenbahngeschwindkraft vertreten. Solche Werke werden populär durch ihre Wohlfeilheit. So hat es selbst der in seiner oppositionären Stellung gegen die alten Systeme wacker verharrende Oken nicht verschmäht, seine Naturgeschichte in Lieferungen zu zersplittern, so erschienen Vollmer's mythologisches Wörterbuch, Littrow's Astronomie, Münch's neuere Geschichte, Hoffmann's geographische Schriften, Heinel's preußische Geschichte und eine Unzahl geschichtlicher Werke, die aus dem Französischen übersetzt wurden, in Lieferungen und in oft trefflicher Ausstattung. Hierdurch kam allerdings ein Mißverhältniß in die Literatur; man hemmte, indem sich das Publikum nach dieser Seite hin verausgabte, den Vertrieb neuer literarischer Erscheinungen, begünstigte die Eil- und Leichtfertigkeit im Schreiben und Uebersetzen und brachte es endlich dahin, daß sowohl Grund-

lichkeit als Kunstform fast gänzlich verloren gingen und daß es nur darauf ankam, einer gerade hinreichenden Menge von Data eine angenehme Sprachgewandung zu ertheilen, welche jetzt kaum noch ein Verdienst, kaum eine Arbeit ist. Besser war es für die Verbreitung älterer Geschichtswerke, wie des von Becker begonnenen und von Woltmann und (K. A.) Menzel fortgesetzten, zu sorgen, indem man sie lieferungsweise ausgab, zumal in der Geschichte wenig Mustergültiges geleistet worden ist, was als ein Kunstganzes dastände. Hierher wird man wenigstens die verschiedenen historischen Taschenbücher nicht zählen wollen, eben so wenig wie die Menge von Spezialgeschichten und diejenigen Bücher, worin die Ereignisse der neuesten Zeit, der jüngsten europäischen Kriege u. s. w. besprochen und niedergelegt sind; noch weniger die Lehr- und Handbücher für Schule und Haus. Es fehlt uns die Ruhe, um unsern Gegenstand nach allen Seiten hin zu ergründen, und der Kunstverstand, um einen bis zum Ungeheuern gehäuften und sich immerdar noch häufenden Stoff harmonisch zu ordnen. Außerdem macht sich überall Parteilichkeit geltend. Jeder betrachtet den geschichtlichen Stoff, den er behandeln will, von *seinem* Standpunkt, er trägt seine Subjektivität hinein, er raisonnirt und reflektirt, so daß es oft den Anschein hat, als ob die Weltgeschichte nicht recht verfahren sei, indem sie der Einsichten und Erfahrungen des Schriftstellers ermangelte und von seinen Ansichten und Prinzipien auch nicht die geringste Kenntniß nahm. Von

einem solchen subjektiven Standpunkt aus verfuhr Wolfgang Menzel, als er in seinem „Geist der Geschichte" entweder den Geist aus der Geschichte herauszog oder den seinigen erst in dieselbe hineinbrachte. Die Geschichte erscheint bei ihm als ein vielgefräßiges, als ein ewig wiederkäuendes Ungeheuer, das sich, am Ende der Tage, selbst verschlingt und am unersättlichen Heißhunger dahinstirbt. Als einer der tüchtigsten Forscher, der zugleich der geschmackvollen Darstellung Meister ist, hat sich L. Ranke fortdauernd bewährt, und Varnhagen von Ense auf dem abgezirkten Gebiet der Biographie in seiner Lebensbeschreibung des Generals von Winterfeldt neuerdings ein sprachliches Muster aufgestellt, dessen künstlerische Rundung und klassische Ruhe gegen die Formlosigkeit, die jetzt gäng und gäbe ist, auf das erquicklichste abstechen. Auch ist nicht zu verkennen, daß unsre jüngsten Historiker besonders dahin streben, zu zeigen, wie die Geschichte sich gemacht hat, nicht bloß, was sie geworden. Die Fakta, die Kriegs- und Friedensereignisse kümmern weniger, als die Evolution des Volksgeistes, die Bildung, die er errang, die Richtungen, die er verfolgte, die politischen Einflüsse, die ihn in seinen Fortschritten entweder aufhielten oder beförderten, die Staatsverfassung, der Staatshaushalt, die Verwaltung, die finanziellen Verhältnisse, die diplomatischen Verbindungen — man ist bemüht, an dem Uhrwerk der Geschichte nicht bloß zu zeigen, was an der Zeit ist, sondern auch das innere Getriebe, den ganzen Mechanismus, die

Geheimnisse der in einander greifenden Räder und Springfedern aufzudecken. Man will für die zukünftige Gestaltung der Geschichte eine Garantie haben, man will ihr eine Basis unterlegen, auf der sie sich erbaue und feststelle, man ersinnt Theorieen weniger für den besten Staat, als für einzelne Seiten des staatsbürgerlich sozialen und industriellen Lebens, die bald mehr bald weniger haltbar sind und nicht selten sich schroff gegen einander stellen. Es ist auch auf dem Boden der Politik und der Staatswissenschaft ein Hang nach dem Nutzbaren, nach einer fortdauernden Verbesserung und Wandlung bemerkbar.

Wie sich die religiösen Sekten an einander reiben und die Altlutherischen im Verein mit den frommen Brüderschaften die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Form bestreiten und an ihrer Autorität zweifeln, ein Disput, der von Seiten der Altlutherischen hauptsächlich durch Werhan, Scheibel und Kellner geführt wurde, während Olshausen noch jüngst deren Angriffe auf die Kirche gerecht würdigte und zurechtwies, so giebt es kaum noch ein Institut, das nicht in und aus seinem eigenen Schooße eine Opposition sich erzeugen sähe. Gegen den Schlendrian deutscher Akademieen erhob sich in einer zu Ehren Leibnitzens gehaltenen Rede ein Mitglied der Akademie selbst, Geh. Rath Böckh, während ein Anonymus vom Orden der Freimaurer in seinem berüchtigten Buche „Hephata" das Maurerthum mit pasquillantem Witz angriff, dasselbe Maurerthum, welches ein Ver-

ehrer in einem Gedicht von drei Gesängen mit dem Christenthum identifizirte. Diese Unruhe thut sich nach allen Richtungen hin kund. Schon erheben sich vielfach Stimmen für die Rehabilitation des Zunftwesens, und auch hier ist die populäre Stimme Diesterweg's in Bezug auf landsmannschaftliche, an den Wohnort gebundene, und fachmäßige, vom Gewerbe abhängige Korporationen nicht zu verachten. Denn Zusammenschaarung und Vereinigung des Gleichartigen ist ein allgemeines Gesetz in der lebendigen Natur. Des Adels in seiner höhern moralischen Bedeutung nahm sich Dietrich von Geisler in seinem Buche „über den Adel als einen zur Vermittelung zwischen Monarchie und Demokratie nothwendigen Volksbestandtheil" an. Doch sah sich der Verfasser gezwungen, der nivellirenden Zeitrichtung ein wenig nachzugeben.

Im Allgemeinen ist zu behaupten, daß die negativen Bestrebungen in der Literatur vorwalten und vor Allem genossen werden. Unsre Bücher sind eben so viele Zeitspiegel und Zeitbehälter. Daher giebt es wenig reine und ungemischte Bücher, solche, welche ein Kunstwerk darstellen. Eine gewisse Trübe lagert über allen. Wir vermitteln uns fast allzusehr mit der Zeit, worüber die naive Munterkeit und Ursprünglichkeit verloren geht. Selbst unsre Reiseliteratur vergißt die äußeren Erscheinungen der Natur und die rechte Reiselust über die politischen Berührungspunkte, die überall als Tangenten hin und wieder gehn. Von dieser Seite spielte Raumer's Reise nach England eine wichtige Rolle, bei uns Deut-

schen, weil, was sie brachte, für uns meist noch neu war, bei den Britten, weil man sich geschmeichelt fühlte und gegen den höflichen Fremden auch seinerseits höflich und aufmerksam sein wollte. Selbst Chamisso's in ihrer Naivetät anziehende Weltreise enthält Manches, was weniger in eine Reise gehört, als in eine Betrachtung politischer Dinge. Solche Streifzüge in die politische Welt sagen uns zumeist zu. Wir sind ausgeschweifte Naturen, die sich besser im Bast, als im Kern behagen.

Der traumwache behagliche Wanderer Semilasso, der freisinnige Aristokrat, welcher in seinen glasirten Reisewerken gegen die Salonseitelkeit operirt und vor den vornehmen Kreisen, in denen statt des Bluts der Thee als gelind anregendes Mittel zirkulirt, auf einer immerwährenden Flucht in Form einer Promenade begriffen ist, repräsentirt die materielle und reale Richtung der Reiseliteratur, indem er, mit einer gewissen ihm wohlstehenden Ungenirtheit höchstens auf die ideale Pferdezucht, Koch- und Gartenkunst abschweifend, mitten in den ihn umgebenden äußern Erscheinungen haftet und wenn auch keinen philosophischen Fernblick, doch einen sichern und freien Blick für die vergnügliche Nähe zu bewahren weiß. Ihre Züge nach Italien beschrieben Menzel und Gaudy, ersterer mit unbeugsam kritischer Stahl- und Eisenfeder, letzterer mit dem leichten und dünnen Pinsel der Konversationsmalerei. Strombeck's bisher bekannt gewordene Darstellungen zeugen von staatsmännischer Gediegenheit. Wolff's Reise nach Paris, Tietz's Reise nach Grie-

chenland und Bechstein's Reisetage dürfen hier nicht übergangen werden, obgleich sie selbst Manches, was bemerkenswerth war, trotz ihrer Buntheit und Fülle übergangen haben. Nicolai's italienische Reise, welcher, damit auch in diesen Zweig der Literatur eine Opposition käme, mit einseitig nationeller Vornehmheit nur das Schäbige und Schmutzige in den goldstrahligen und warmblütigen Gefilden Hesperien's auffaßte und darstellte, erlebte — es bleibe dahin gestellt, ob nöthig oder nicht — eine zweite Auflage.

Die eigentliche produktive Seite der Literatur geht aus der dichtenden Thätigkeit hervor. Von jeher waren die echten Dicht- und Kunstwerke der Stolz der Nationen, worin ihre geistigen Säfte zur höchsten Blüthe zusammenschossen und in denen sie ihre Ruhe und Erholung fanden. Auch geben sie hauptsächlich den Maßstab ab, woran die Zukunft die Fortschritte, die das geistige Leben eines Volks in der voraufgegangenen Zeit gemacht hat, zu ermessen berechtigt ist. Wir haben allerdings eine Belletristik, aber eine solche, die von der Klassizität ziemlich abwärts steht. Wir sind übersättigt, und es mag uns so recht nichts mehr zusagen, weder das Drama, noch das Epos, jene beiden hervorragenden Gipfel der Poesie, ihre Vulkansstätten, die glühenden Krater, wo das intensive Leben der Dichtung glüht, und die Lava nur deshalb strömt, um den Boden fruchtbar und für den Lacrymä-Christiwein gedeihlich zu machen. Was nun der jüngsten Belletristik ihren hauptsächlichsten Stempel

aufdrückt, ist eben die durchgehende Bezugnahme auf die Richtungen und Interessen einer Zeit, welche eine Alles penetrirende Kraft hat. Einzelnes Vortreffliche ist darin geleistet, im Ganzen jedoch mehr angestrebt, als erreicht worden. Es wird sich späterhin zeigen, wie diese mit der Zeit selbst sich verschwisternde Belletristik zu einer Kunstform durchdringen wird. Für jetzt ist in ihr des Negativen noch zu viel; denn die Zeit ist spröde gegen ihre Liebhaber, es gilt, mit ihr um ihre Gunst zu ringen, zu leiden und zu dulden. Es ist die Novelle, welche man vorzüglich angebaut hat. Sie leidet indeß an einer gewissen Formlosigkeit; sie ist nur ein Uebergang zu einer wirklichen Kunstgattung; aber sie ist, weil der formlosen Zeit entsprechend, eine Zeitform und insofern unverwerflich. Dies brauchbare und immerhin transitorisch zeitgemäße Surrogat hat sich allmälig durch die Bestrebungen Einzelner weiter ausgebildet und tiefere Bedeutung gewonnen; die Novelle hat die Poesie mit der Prosa verschwistert und jene dadurch populär gemacht; sie hat sich endlich eben so weit von der Ureinfachheit der italienischen und spanischen Novelle entfernt, als sie der komplizirten Konstruktion des Romans — nicht im gewöhnlichen Sinne — sich genähert hat.

Die Lyrik ist vielfach gepflegt und angebaut worden. Das Lied ergreift den Moment; es haftet mit allen Wurzeln in der Subjektivität des Dichters, und die Fasern, die es in das öffentliche Leben hinausschickt, sind dünn und ihrer sind wenig. Weil so Viele unter

uns ausnehmend subjektiv sind und das Kleine, Zerstückelte, dessen Genuß nicht viel Mühe und Sammlung und eben nur die Arbeit eines Momentes kostet, hauptsächlich begehrt wird, ist es geschehen, daß die eigentliche Lyrik, im Gegensatz vieler sie Anfeindenden und Verschmähenden, im deutschen Lande ausgezeichnete Liebe und Beifall fand. Hiervon zeugen die drei Musenalmanache, welche, ohne sich einander zu schädigen, neben einander bestehen konnten, indem dem „deutschen Musenalmanach" zuerst ein „süddeutscher" sodann ein „norddeutscher Frühlingsalmanach" sich entgegen stellte. Aber die Gegensätzlichkeit und Zerfallenheit der Zeit macht sich auch hier bemerkbar. Die schwäbischen Dichter lösten sich vom deutschen Musenalmanach ab und nahmen, obgleich die Gründe wahrscheinlich tiefer lagen, die Absicht der Herausgeber, das Buch mit Heine's Bildniß zu schmücken, zum Vorwande. Merkwürdig, wenn der angegebene Grund mehr als Vorwand war. So kam auch Zerfallenheit in die friedliche Lyrik, welche sich in Parteien zerspaltete. Auf die jüngern Dichter, welche sich in Berlin zu einer Genossenschaft absetzten, wie auf die norddeutschen im Allgemeinen, behauptet Heine noch immer seine Einflüsse. Unter den vielen lyrischen Versuchen, welche der „norddeutsche Frühlingsalmanach" als Repräsentant dieser Richtung enthält, bezeugen jedoch mehrere ein glückliches Streben nach Selbstständigkeit, ein Losringen von dem bloßen Heinianismus. Aufsehn erregten die Gedichte der Gräfin Hahn-Hahn, mehr weil

sie weiblich-gräfliche Arbeit waren, als weil sie Anspruch gemacht hätten auf Neuheit und Vortrefflichkeit. Bald folgte dem ersten ein zweiter Band und diesem die „Venetianischen Nächte". Ihr Talent hat die Dame dadurch hinlänglich bestätigt. Anastasius Grün drang mit seinem „Schutt" in der Gunst des Publikums weiter. Hier hat die Lyrik offenbar einen bedeutenden Fortschritt gemacht; sie sitzt auf Trümmern vergangener Herrlichkeit, auf Schutt und Gräbern, worunter gestürzte Individualitäten, Völker, Länder und untergegangene Zeiten ruhen, um von hier aus ihren elegischen Schmerz zu ergießen und ihre trüb- und freisinnigen Reflexionen in die Gesetze des Wohllauts zu binden. „Schutt" erlebte bald nach seinem Erscheinen die zweite Auflage; Uhland's Gedichte bereits die zehnte, Chamisso's Lieder die dritte, und der reimfrohe und reimgewandte Rückert, der schwungvolle Verskünstler, der die Poesie des eigentlichen Reimspiels bei uns einführte und die gedankenreiche Gnomenweisheit des Morgenlandes, benutzte sein wohl erworbenes lyrisches Ansehn, um seine Gedichte in vollständiger Sammlung herauszugeben. Zarte Muster in der Sonettform lieferte Stägemann in seinen „Erinnerungen an Elisabeth", welche das gesammte glühende Leben der edelsten und reinsten Liebe offenbaren. Gruppe's Gedichte blieben, im Verhältniß zu ihrem Verdienst, wenig bekannt; mehr Anerkennung fanden die „Kaiserlieder" von Gaudy, welcher wohl einsah, daß die örtlich und zeitlich aus einander liegenden und allzupomp-

haften Kriegszüge Napoleon's dem Epos nicht zusagen und daß von allen rhythmisch gebundenen poetischen Gattungen kaum etwas mehr für uns genießbar gilt, als das reine Lied. Eine eigne Gattung der Reflexionspoesie repräsentirte Schefer in seinem „Laienbrevier", dessen Betrachtungsweise ein mystisches, halblichtes Insichselbstversunkensein lyrischer Empfindung darstellt und der in seiner frommen Richtung voll Paradiesesträumen und Gottesahnungen einer reinern ungemischtern Zeit anzugehören scheint. Ein lyrischer Zug läßt sich jedoch überall, auch in unsern neuesten Novellen wahrnehmen; vielleicht daß das Lied, wenn wir erst sangeswerthe Thaten haben, in ein Heldengedicht und eine der modernen Anschauungsweise entsprechende epische Form übergehen wird. Fouqué, starr in seiner legitimen Ritterlichkeit und Ehrenmannhaftigkeit, benutzte die Form des Liedes, um in seinen „Weltreichen" den alten Zuständen zu lieb, die Richtungen der jüngsten Zeit zu bekämpfen. So gab es höchstens nur epische Anklänge. Für das eigentliche Heldengedicht ist unsre Welt zu komplizirt, zu überfeinert, zu thatenarm und, statt ursprünglich zu sein, leider allzusehr abgeleitet.

Als der höchste Gipfel der Poesie galt bisher zu allen Zeiten und unter allen Völkern die dramatische. Sie war zugleich, indem sie handelnd und in lebensvoller Gestaltung vor das Volk trat, die wirksamste. Hier vereinigt sich lyrisches und episches Element, und indem sich mit dem Innern der vorgeführten Personen zugleich das

Innere des Dichters mit herauskehrt, Gegenständlichkeit und Innerlichkeit; alle Grundkräfte der Poesie dürfen hier frei in einander spielen; die Reflexion hat hier räumliches Feld, mag nun die Rede hin und wieder gehn oder an dem Einzelnen monologisch haften; es ist keine Gattung der Poesie so dazu gemacht, die Zeitrichtungen in sich aufzunehmen, wenn sie darauf das Privilegium hätte. Aber sie muß auch mit den Bedürfnissen des Volkes bekannt sein; sie muß Wurzeln zu schlagen wissen im Volk und mit der Zeit sich organisch fortentwickeln. Man wird dies von unsrer Bühne nicht sagen können. Ein dramatisches Genie kann uns nichts fruchten. Es müßte sich seine eigene Bühne bilden, die der bestehenden geradezu entgegenliefe und von dieser nicht adoptirt werden würde.

Daher schreiben sich auch hier die sonderbarsten, mit einander scharf kontrastirenden Versuche. Die eigentlichen Genies für das Drama entsagen der Bühne von Hause aus und fristen ihr poetisches Dasein kümmerlich im Buchhandel. Des Drama's Urthat und Urkraft will uns nicht mehr zugänglich sein, wir machen uns lieber gemein mit dem seichtesten Romane, als daß wir uns zu dem Genuß eines gediegenen Drama's erheben sollten. Von denen, welche mit wirklicher dramatischer Kraft begabt, dennoch ein von der kraftlosen Bühne abgesondertes Leben führen, schreiben Einige in einem mehr antiken Style, wie August Graf von Platen-Hallermünde, den die Literatur durch den Tod verlor und dessen Verlust sie

zu beklagen hat. Doch konnte er des modernen Elements sich nicht gänzlich entschlagen, so daß seine dramatischen Arbeiten häufig Mischlingen ähnlich sehen, worin moderne Lebensanschauungen mit der antiken Reinheit der Form ringen und in Widerspruch stehen. Selbstständiger schufen: Grabbe, dessen Trauerspiel „Hannibal" geschichtliche Tableaus enthält, welche an Kraft und Schattentiefe der Malerei, an prächtigen häufig jedoch gesuchten und ungehörigen Orts angebrachten Schlaglichtern und an Gedrungenheit und Mark der Ausführung in der deutschen Literatur kaum ihres Gleichen haben; und Wiese, welcher in dem Drama „Paulus" mit einem neutestamentlichen Sujet den Versuch anstellte, das Apostel- und urchristliche Märtyrerthum für das Drama zu retten. Bei diesen dreien ist die Kraft der Handlung, welche das Wort verdeckt, und die Kraft und Schnellkürze der Rede, wo diese sich Luft zu machen weiß, vorzüglich bemerkbar. Gutzkow benutzt aber die dramatische Grundlage nur als Basis zur Persiflage mitzeitiger Verhältnisse, Zustände, Maximen und Doktrinen; Wiese arbeitet für die Darlegung der allgemeinen Idee des Christenthums, und verwendet dabei seine Hauptkraft auf die Zeichnung der Charaktere, unter denen er in seinem „Paulus" den Nero in aller seiner Zähheit, seiner Uebersättigung und gefährlichen Abschüssigkeit recht aus dem Kern herausgearbeitet hat; Grabbe bleibt reiner Dramatiker und ein Geschichtsmann, so viel es ein Tragödiendichter unter den hier nothwendigen Modifikationen bleiben kann. — Es ist

merkwürdig, wie Immermann, der mit Andern unsre vornehme Kavalierliteratur repräsentirt, diesen genialen Plebejer, seinen überaus glücklichen Nebenbuhler, so vorzüglich begünstigen konnte! Auch der Nordlandsdichter Oehlenschläger gab eine Sammlung dramatischer Arbeiten heraus und fand an Otto vom Ravensberg, der einen „König Hiarne" schrieb, einen nicht unglücklichen Nachfolger. Beiläufig versuchte sich auch König im Trauerspiel, einem Genre, das ihm nicht ganz zusagen mag, wogegen Julius Mosen in seinem „Heinrich der Finkler" von wirklicher dramatischer Kraft Zeugniß ablegte. Genialer noch und poetischer Urkraft voll zeigt sich Georg Büchner in seinem Drama „Danton's Tod". Den lyrischen Zug, der durch unsre Zeit hindurchgeht, hat Stieglitz in seinem „Dionysosfest" mit der dramatischen Poesie, glücklich sowohl in Bezug auf die innere Gedanken-, als die äußere Formenstruktur, verbunden, und zwar in einer Mythe, welche Bezugnahmen auf die jüngste Zeit zwar nicht erwarten ließ, aber doch gestattete.

Unter Denen, welche für die Bühne arbeiten, findet ein gegenseitiges Uebereinkommen statt, den Schlendrian, wie er jetzt von den Theaterdirektionen begünstigt wird und Schauspielern und Bühnendichtern gleicher Weise bequem ist, nicht fallen zu lassen, obgleich er schon hinlänglich am Boden kriecht und, was ihm nahe kommt, niederhält. In der Sprache bleibt man hier dem Typus der Schillerschen treu, welche bereits nach so vielen Zeugungen hinlänglich abgedämeft, aber dem Dichter eben

so leicht nachahmbar, als dem Schauspieler recitirbar erscheint. Eine Ueberfülle von monotoner Deklamation und ein Uebermangel an Charakteristik sind die natürlichste Folge. In literarischer Hinsicht sind unsre für die Bühne gearbeiteten Trauerspiele eben so unbedeutend, als die für das tägliche Bedürfniß von Raupach, Töpfer und Bauernfeld zurechtgesetzten Lustspiele, von denen nur der erstere in seinen glücklichsten Momenten einen Anflug von Humor zeigt. Haben diese in ihrer Stellung zur Bühne das Prinzipat, so verloren sie darüber auch die untergeordnetste Stellung in der Literatur. Die in veredelter Iffland'scher Weise trefflich komponirten Lustspiele einer erlauchten Dame gehören, als ungedruckt, mehr der Bühne an, als der vaterländischen Literatur.

Die hauptsächlichsten Erschütterungen in der Literatur, die durchgreifendsten Bewegungen, ja! die mächtigsten Zerstörungen, eine allgemeine Verstimmung, Haß, Furcht, Mißbehagen gingen von der jetzt einzig zeitgemäßen Kunstform, von der Novelle, aus. Man fühlt sich hier wirklich veranlaßt zu fragen: wie kann die Novelle so große Dinge thun? — Aber sie hat sie gethan. Dies kleine Gefäß beherbergte ein Uebermaaß von Uebeln, welche den Deckel sprengten, hinausdrangen, die Literatur in Gährung brachten und Folgen herbeiführten, welche ein Moment der Geschichte werden müssen; denn sie haben eine Bedeutung für das Allgemeine.

Wenn man unsre jüngsten Novellisten der Immoralität beschuldigt, so muß man wenigstens zugeben, daß

die Moralität von den Romantikern, die unschuldig genug waren, das schlimmste Ding für unschuldig anzusehen, bereits hinlänglich aufgelockert war. Denn sie meinten, den Reinen sei Alles rein. Insofern aber die Novelle die eigentliche Kunstform war, deren die romantische Schule sich bediente, um darin ihre Ansichten — man mag immerhin sagen ihre Gifte — niederzulegen, so blieb die Novelle, nach der gewöhnlichen Jury, immer der Sitz der Immoralität. In Bezug hierauf ist das Bekenntniß Tieck's, des Altmeisters der Novelle, überaus merkwürdig, wenn er in der Vorrede zu seiner letzten „der junge Tischlermeister" behauptet, die Novelle sei gerade diejenige Kunstform und sie unterscheide sich gerade dadurch hauptsächlich vom Drama und dem Roman, daß es ihr gestattet sei, manches Althergebrachte der Sitte und Schicklichkeit zu verletzen, sich wenigstens daran nicht zu kehren. Dies ist der Sinn seiner Worte, wenn auch nicht ganz seine Worte selbst. Ist nun aber diese Immoralität als ein Uebel zu betrachten, so wird es erlaubt sein, den Ursprung dieses Uebels bis auf Goethe zurückzuführen, der, man mag ihn vertheidigen, wie man will, häufig verletzte, was als religiös, sittlich und schicklich galt, und häufig als Grundsatz aufstellte, was als irreligiös, unsittlich und unschicklich galt. Das kann man sagen, ohne seiner Dichtergröße irgend zu nahe zu treten, wobei es nur auf die Festsetzung der Grenzpfähle ankommt, durch welche die Scheidelinie zwischen dem Sittlichschönen und dem Kunstschönen bezeich-

net wird. Wenn nun aber von den Alten und Gereiften, von Denen, welche man schon der Schuljugend als nachahmenswerthe Klassiker anpreist, häufig so wenig Maaß beobachtet ward, wie sollte nicht ein über das Maaßhinausschweifen von einer Jugend erwartet und befürchtet werden, welche, wie man behauptet, bei aller zunehmenden Altklugheit nur immer jugendlicher und verwegener zu werden schien?

So war die Novelle durch ein reiches Maaß Immoralität ausgeweitet worden und weitbauschig; man hatte ihr zugemuthet, was dem Schriftsteller nur in den Sinn kam: die subjektivsten Raisonnements, Kunstbetrachtungen, religiöse Betrachtungen, Zweifel- und Fürwahrhaltungen, Glauben und Unglauben, heidnische und katholische Elemente, literarische Liebe und literarischen Haß. Ihr also ausgeweiteter Schooß war bereits fähig, die ganze Weltgeschichte mit allen ihren Phasen aufzunehmen; denn die Novelle geht in's Unendliche. Und als das Epochenjahr 1830 die Gemüther von innen nach außen gekehrt hatte, und es Brauch wurde, nichts zu thun, zu denken und zu schreiben, was nicht an die Politik, oder in die Politik hinein oder über dieselbe hinwegstreifte, da erhielt auch die Novelle einen neuen Charakter, sie wurde politisch, oder die Politik wurde vielmehr novellistisch d. h. sie nahm ihren Rückzug und kleidete sich in die Form der Novelle. Weniger vielleicht die Politik, als gewisse soziale und religiöse Fragen, die man hier erörterte, und denen man von der andern

Seite eine politische Bedeutung unterlegte. Ideen mancherlei Art, die den Richtungen des St. Simonismus theilweise parallel liefen, wurden angeregt und fanden, nicht in systematischer Durchführung, sondern in arboristischer Weise, eine geistig kräftige, starkmüthige Vertreterin, deren literarische Hinterlassenschaft nach ihrem Tode herausgegeben ward. Ich meine Rahel, deren Einfluß, wie der einer jeden sich selbst emanzipirenden und in die geistige Potenz des Mannes tretenden Frau, in weiten Kreisen sich bemerkbar machte. Ihre Ansichten sind in den Schooß der Zeit gefallen, wenn sie nicht vielmehr in ihm und aus ihm geboren und zubereitet wurden. In Bezug hierauf ist auch die durch Varnhagen von Ense besorgte „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang" wichtig und höchst bedeutsam. Was die jüngern Schriftsteller für anbrüchig und anrissig innerhalb der Sozietät ansahen, darüber ließen sie ihre Novellenpersonen des Weitern sich beklagen, parlementiren und diskutiren. Und weil sie den Disput über diese angeblichen Mängel der menschlichen Gesellschaft — deren Vorhandensein zum Theil von keiner Seite her abgeleugnet wird — nicht in die Form eines Lehrbuchs kleideten und, um so zu sagen, nicht in den eigenen Mund nahmen, sondern ihn ihren maskirten Ich's, den fingirten Novellenpersonen aufs Gewissen und auf die Zunge legten, so glaubten sie sich durch die Schutzwehr der Dichtung selbst vollkommen gesichert und durch die, wie sie annahmen, in sich selbst wurzelnde Freiheit der Poesie ge-

rechtfertigt. Dieser etwas trügliche Glaube war ein Unglück für sie und die Literatur, indem sie auf diesen Glauben hin wirklich das Maaß und die Grenzen der Kunst selbst überschritten.

Der Fortgang dieser literarischen Streitsache ist bekannt. Diese politisch-sozial-novellistische Literatur ist auf längere Zeit in die ihr gebührenden Grenzen gewiesen worden. Jetzt gilt es, vor Allem Maaß zu halten und zuvörderst die Kunstform selbst als solche zu retten.

Auch der alte Novellenmeister Tieck stürzte sich häuptlings in die Zeitwirren; er fühlte, daß man in einer Zeit wie der unsrigen Partei nehmen müsse und daß an einer Novelle, einem bloßen Roman, der keinen zeitgeschichtlichen Fond habe, Mühe und Arbeit verloren sei. Der alte Dichter begab sich mit seiner Novelle mitten in den Strudel einer erbärmlichen Emeute, und ließ sich von seinem zeitgemäßen Feuer so weit hinreißen, ein liederliches Haus, welches gemeine Wirthschaft treibt, zu Hilfe zu rufen — gleich als ob der Liberalismus nicht anders enden könne, als in einer Emeute der schlechtesten Art, und aus nichts Anderem entspringe, als aus einer durch die wildesten Ausschweifungen herbeigeführten geistigen und körperlichen Schwäche. Ueber dies Experiment kamen nicht nur die eigentlichen Prüden in Zorn, sondern auch die, welche in der Kunst das Prinzip der Sittlichkeit festhalten. Die Parteien hieben sich um diese Novelle, die unter dem Titel „Eigensinn und Laune" in der „Urania" mitgetheilt ward, erbittert herum, wie die Grie-

chen und Trojaner um das wesenlose Zerr- und Scheinbild des Aeneas, welches ein Produkt der Venus war. Viel reiner hielt sich Tieck in seiner Novelle „der junge Tischlermeister", die jedoch an Konzentration und künstlerischer Gestaltung seinen früheren nachsteht. Auch W. Alexis, neuerdings als trefflicher Dichter im Volks- und Balladenton sich bewährend, experimentirte in seinem Romane „das Haus Düsterweg" mit den Zerwürfnissen der modernen Zeit. Man rühmt an diesem Romane vor Allem die Schönheit der Darstellung, und während Alexis die vollkommenste Parteilosigkeit für sich präsumirte, wurden ihm von vielen Seiten Parteizwecke untergeschoben, was, wenn es ein Mißverständniß ist, hauptsächlich durch die Art und Weise veranlaßt wurde, wie er seinen alten Gegner Börne in den Kreis seiner Darstellung zog. Auch A. v. Sternberg unterließ nicht, den modern Zerrissenen zu spielen oder modern Zerrissene in seinen Novellen spielen zu lassen. Noch in seiner letzten Novelle „Galathee" stellt er einen haltungs- und fast grundsatzlosen Charakter der modernen Zeit auf, der in ein sinnliches und in ein katholisch übersinnliches Element durch eigne Schuld zerfällt. Mehr als Sternberg löste sich Kühne von dem Typus der alten Novellenschule los, indem er eine Aufgabe der neuesten Zeit behandelte, nämlich die, zu beweisen, daß mit der Philosophie allein, die sich vom Leben absondert und mit ihren stolzen Dunsten weniger erleuchtet als betäubt, nichts gethan sei. Wo so viele Kräfte um uns her im sozialen und politischen Leben hin und

wieder gehn, findet das Gemüth in einer einseitig religiösen oder philosophischen Richtung keine Befriedigung. Unser inneres Leben strebt mit dem äußern sich in Gleichgewicht zu setzen. Wir fangen an, vor der unendlichen Tiefe des philosophischen Denkens und Träumens zu schwindeln; wie unglückliche Schwimmer klammern wir uns an das glühende Eisen des Lebens an, das uns brennt und das wir doch nicht lassen mögen. Kühne hat in seiner „Quarantäne im Irrenhause" einen philosophischen Menschen der ausschließlichsten Art durch den Destillirkolben der Philosophie hindurchgeführt, auf der andern Seite für das Leben gereift, geklärt und gereinigt, hervorgehn lassen und bei diesem Experiment eine große Masse von Geist und, wie man wohl nicht leugnen kann, auch Fülle von Poesie aufgewendet. Es gehört keine gewöhnliche Kraft dazu, die Philosophie in beiderlei Gestalt, in ihrer materialistischen und spiritualistischen, so zu personifiziren, wie es Kühne, besonders mit jener in der Person des wahnsinnigen Predigers Feigenheim gelungen ist.

Unter den Romantikern zeichnete sich vor Allen ein Anonymus aus, der Verfasser des „Virey", der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" u. s. w., welcher die dämmerhafte Traumstimmung und das helldunkle Leben deutscher Romantik von sich streifte, um mit brittischer Praxis das Land der Nordamerikaner, für das er begeistert ist, in seinen Romanen zu bebauen. Brittisch in seiner Darstellung der Charaktere, bleibt er deutsch in

seinem innigen Verhältniß zur Natur. Seine reale Richtung verdient vielleicht noch allgemeinere Anerkennung, als sie bisher gefunden hat. Mit einer Sprachkraft, einer Elastizität der Phantasie, einer Mannheit der Gesinnung, wie sie in dieser Verbindung Wenigen zu Theil geworden, verdichtete Duller die Dünste seiner Romantik zu kompakten und, wie man dergleichen jetzt zu nennen beliebt, ungeheuerlichen Darstellungen, indem er, von der Mitzeit sich abwendend, in den derben Zuständen des alten Deutschlands seine Nahrung und geistige Erquickung suchte und fand. Spindler verfolgte den Weg, den sein reiches Talent einmal eingeschlagen, mit einer Konsequenz, die ihn zuletzt kopfüber in einen Abgrund der Romantik drängte, wo ihm endlich nichts übrig blieb, als diese durch sich selbst sich zerfleischen zu lassen. Zeugniß dessen ist der für die große Menge und das materielle Bedürfniß gearbeitete Roman „Boa Konstriktor". Viel geistigere Beziehungen sind in Immermann's „Epigonen" und Bührlen's „Flüchtling" aufgedeckt; jenes ein Werk, dem Geist und den Richtungen der Zeit sich erschließend oder nähernd, voll poetischen Farbenreichthums, tiefer psychologischer Begründung und hervortretend plastischer Charakteristik; dies wie jenes schreckend durch die Masse und die Art und Weise, wie Bührlen den Liberalismus in seiner wildesten, trübsten und gewaltthätigsten Richtung auffaßte, zu einer Zeit, wo er bereits innerhalb der Grenzen Deutschland's bis zu seinem geringsten Maaß abgedämmt war und so kaum noch

oder wenigstens gar nicht mehr zur Erscheinung kam. Solche Aufwärmungen in ihrer Uebertreibung abgestandener Tendenzen erregen, wenn nichts anders, mindestens Unbehaglichkeit und helfen den allgemeinen Trübsinn vermehren. Unter den jüngern talentvollen Novellenschreibern nennen wir noch Eduard Ferrand, der als lyrischer Dichter bekannter ist und in seinen kleinen Novellenbildern neben tiefer Empfindung und lyrischer Grundbildung auch ein Uebermaaß modern französischer Effektmalerei aufwendet. Der rein historischen Malerei unterzog sich Rellstab in seinem vielgelesenen Romane „1812", während der rein komische Roman in L. Bauer und dessen „Ueberschwänglichen" nur einen versuchenden Repräsentanten fand.

Unterdeß wächst mir der Stoff unter den Händen und will sich kaum noch bewältigen lassen. Was uns noch übrig bleibt, ist, die große revolutionäre Stoß- und Bewegungskraft, welche die deutsche Literatur in Gährung bringt, fortdauernd anwächst, sich mindestens verallgemeinert und mit dem Namen der „Kritik" bezeichnet wird, näher zu betrachten. Wir sind wesentlich kritischer Natur, und selbst unsre Dichter sind es. Die Romane und Novellen, welche aus den Händen der eigentlichen Meister hervorgehen, sind meist Evolutionen eines kritischen Geistes, welcher die Erscheinungen des Lebens sondert, um sie wieder zu kombiniren und in eine Einheit zu bringen. Daher ist eine Ursprünglichkeit des Ergusses in unsern neuesten Produkzionen nur selten nachzuwei-

ſen. Wer da ſchreibt, denkt unwillkührlich an die unzähligen kritiſchen Blätter, die über ihn zu Gericht ſitzen werden. Dieſer Gedanke läßt den Schreibenden nicht los und zwingt ihn von ſelbſt zu einer kritiſchen Verfahrungsweiſe, die allerdings an ſich nicht zu verwerfen iſt. Freilich giebt es auch unter uns wie überall eine durchaus unkritiſche Maſſe, mit welcher Kritik und Literatur nichts zu thun haben. Dieſes Uebermaaß kritiſcher Grundbildung mag zum Theil aus unſerm ſchweren Blute ſich herſchreiben, welches ſich verdroſſen durch unſern Körper kugelt und die Männer hypochondriſch, die Frauen hyſteriſch, uns Alle aber bedenklich macht. Daher geſchieht es auch, daß unſre Produkzionen meiſt etwas Gemachtes und zu viel Gedachtes haben, daß wir uns immer und überall in das Schneckenhäuschen unſrer Subjektivität zurückziehen und in das äußere Leben nicht hinauswollen, weil es ſeiner Schwerfälligkeit wegen unſre zarte Gemüthlichkeit zu ſchädigen droht.

Aus Deutſchland iſt die Erfindung der eigentlichen Literaturblätter hervorgegangen. Selbſt die untergeordnetſten Zeitſchriften müſſen ſich unterbrechungsweiſe mit der Kritik, die zugleich Gift und Gegengift iſt, beſchäftigen. An eine Norm iſt hier gar nicht zu denken; Jeder bringt in die Kritik ſein eignes Ich, ſo daß ihr Totalanblick eher einem Schlachtfelde ähnlich ſieht, wo nur die losgelaſſene Subjektivität, nicht die taktiſche Geſammtordnung, der Haß, nicht die Liebe waltet. Dies Freigeben des Individuums in der Kritik entzündet jedoch al-

ler Orten ein lebendiges Feuer, das wenigstens in einem gewissen Kreise leuchtet und wärmt. Die elektrischen Entladungen, denen Jeder, welcher auf dem Isolirstuhle der Kritik sitzt, unterworfen ist, wirken wenigstens wohlthätig erschütternd.

Für die Kritik läßt sich ebenfalls schwerlich ein allgemein gültiges Formular aufstellen. Die Aesthetik kann nur andeuten, nicht reguliren, oder sie gestaltet sich wie in Bobrick's „ästhetischen Vorträgen", nebel- und schwebelhaft. Wie möchte sie Prinzipien aufstellen, welche für jeden einzelnen Fall passen und auf die man immer wieder zurückgehn könnte? Aesthetik ist Gesetz der inneren Empfindung, das sich in Worte kaum fassen, noch weniger in ganzen Reihen von Formeln wiedergeben läßt; sie sagt uns höchstens, wie man betrachten soll und auf welche Seiten und Theile eines Kunstwerks man eigentlich dabei zu achten habe. Am besten verfährt sie beispiels- und vergleichungsweise, an gegebenem Stoffe. Es giebt gewisse Grundgesetze für die Entwickelung eines Kunstwerks und dessen Beurtheilung, aber der Stoffinhalt ist unendlich wie die Natur und das Leben; jedes Volk, jede Zeit hat ihre eigene Aesthetik; jedes Kunstwerk unterliegt seiner eigenen Maßbestimmung. Diese Richtung, welche auf Erklärung des einzelnen Kunstwerks geht, macht sich hauptsächlich in der Kunstkritik geltend. Und wie man auf dem Gebiet der Naturwissenschaften vor Allem Erfahrungen zu sammeln sucht und in seinen Untersuchungen möglichst mikroskopisch verfährt, so ist es

Aufgabe der Kunstkritik geworden, an den Stoff sich zu halten und, ins Detail gehend, aus der Betrachtung des Einzelnen und Einzelnsten allgemeine Grundsätze zu gewinnen, nicht von diesen aus auf jenes zurückzuschließen. Diese mehr objektive Richtung historischer Kritik wird im Ganzen und Großen von Gerhardt in Berlin, O. Müller und allen Mitarbeitern an den Annalen des archäologischen Instituts hauptsächlich verfolgt. Doch mag es zu einer Zeit, welche, wie die unsrige, die Individualität frei giebt, geschehen, daß bei jedem Urtheil ein Stück von der Subjektivität des Beurtheilenden sich loslöst. Zu denen aber, welche diese subjektive Seite der Kunstkritik mit der objektiven zu verbinden und an allgemein ästhetische Grundsätze in Beurtheilung der Darstellung sich haltend, jedes Kunstwerk dennoch nach seiner eigenthümlichen von dem individuellen Inhalt abhängigen Erscheinung zu würdigen suchen, gehören außer E. A. Hagen zu Königsberg, der in seinen „fliegenden Blättern" das Erfreulichste leistete, die Berichterstatter des Tübinger Kunstblatts, so in Berlin die Kunstreferenten Gruppe, Schöll, R. Marggraff u. A. Es ist die Neigung der neuern Zeit, die sich auch hier Luft macht, die Neigung gegen und zum Stoffhaltigen, zum Realen selbst, und die Abneigung gegen eine abstrakte Kritik, welche Alles aus einem ins unbestimmt Unendliche sich verlierenden System, das vom Speziellen und vom Stoff sich abwendet, ableiten will und da sich verflüchtigt, wo sie sich verdichten sollte. Auch in der Literatur gilt das Fest-

halten der einzelnen Erscheinung zumeist, wo es auf eine kritische Betrachtung ankommt.

Die starre Entschiedenheit Menzel's, welche vordem manches glückliche Resultat herbeiführte, ist jetzt zu einem Extrem des Schreckens gekommen, das auf eine forzirte und prunkende Deutschheit und Moral sich stützend, alle Sympathie in der Kritik zu vernichten droht. Wir haben ja so der Liebe nur ein geringes Maaß! Aber auch unter den Jüngern gab es geschwätzige Altkluge, welche die Literatur aufwaschen wollten und deren Thun und Treiben unsauber genug war. Von denen, welche über die jüngsten Ereignisse Brochüren und Schriften geliefert haben, verstanden die wenigsten sich selbst, noch die Erscheinungen, welche zu verstehen sie vorgaben. Von dieser jugendlichen Altklugheit legt Marbach in seinen Briefen „über moderne Literatur" genügend Zeugniß ab, während der zwischen Platen und Minckwitz stattgehabte und im Druck für künftige Jahrhunderte gerettete Briefwechsel beweist, welche Fortschritte deutsche Schriftsteller in vornehmer Gesinnung, Verehrung ihrer selbst und gegenseitiger Anbetung zu machen im Stande sind. Man könnte eine solche Gattung der Literatur geradezu als nichtswürdig bezeichnen, wenn sie nicht glücklicherweise aus aller Literatur herausfiele.

Der schwankende und zerrissene Zustand unserer Literatur ist augenfällig. Wir produziren zu wenig und kritisiren zu viel, und wer unter uns viel produzirt, dem fehlt es wiederum an der Schule und der Uebung

der Kritik. Die Literatur ist behütet und bewacht. Vor Extravaganzen sind wir für die Zukunft sicher gestellt. Es giebt kaum einen, der in seiner Individualität sich vollkommen hätte ausbilden und abschließen können; und wo dies geschah, gab es auch eben keinen erquicklichen Anblick. So vibrirt Alles und giebt für die Zukunft nur Hoffnungen, keine Gewährleistung. Aber das Vorhandensein rüstiger Talente wird man nicht ableugnen können: es rührt sich überall, die verschlossene Kraft will sich äußern, der Typhon einer neuen geistigen Richtung schüttelt sich unter dem glühenden Boden der Literatur. Und obgleich auf der einen Seite ein Bedürfniß vorhanden ist, sich zusammen zu thun und in der Form von Kameradschaften gemeinschaftlich zu wirken, so sind auf der andern Seite die sozialen Verhältnisse einer Zersplitterung der Kräfte eher förderlich als hinderlich und wirken der literarischen Geselligkeit mehr als recht ist, entgegen. Wir gleichen den eisernen Männern des Kadmus, einer kritischen Drachensaat, die sich unter einander selbst aufreibt. Jetzt gilt es, die wenigen Sympathieen zu bewahren, die noch in uns sind; es gilt, die Schönheit und die Kunstform zu retten, der wir entfremdet sind; es gilt, uns aus dieser unwirschen Zeit der Partikularitäten zu befreien, deren jede ihren eigenen Thron sich erbaut und, während sie sich selbst nicht beherrschen kann, herrschen will über Andere. Welch ein trauriger Anblick, den wir der Zukunft bereiten! — Der kritische Großmeister, isolirt in schreckhafter Einsamkeit

sitzt prahlhaft auf Todtenschädeln und höhnt die Geschlagenen; er ruft die Theologie zu Hilfe und weiß nicht, daß sie das Ihrige bereits gethan hat! — Zähmt euch selbst, damit ihr, was schlimmer ist, nicht gezähmt zahm werdet, und statt euch zu flüchten vor der Literatur, sucht auszuruhen im Kunstwerk, welches die Ruhe und die Schönheit und das Erbe ist, das allein aus der Gegenwart auf die harrende Zukunft übergeht! Vor Allem aber suche Jeder seine Selbstsucht zu überwinden und glaube Keiner, daß, weil er in der Schwäche seines Alters oder in dem Taumel seiner Jugend fällt, die Literatur selbst mit ihm untergehe oder aus ihrer ewigen Bewegung in einen ewigen Pensions- und Ruhestand versetzt sei. Groß und fast unüberwindlich sind die Schmerzen und Zerwürfnisse unsrer Zeit; sie spiegeln sich in jedem Einzelnen von uns ab und kehren häufig als Zerr- und Schreckbild wieder. Ich habe die tragische Nachtseite unsrer zerrütteten Literatur, als die augenfälligste hauptsächlich hervorgehoben. Ein finsterer Geist, der aber allmälig eine freundlichere Gestalt anzunehmen scheint, zieht sich durch ihren gesetz- und ordnungslosen und unschönen Bau ersichtlich hindurch. Wir fordern für die Zukunft in der Wissenschaft kritische Beleuchtung und Sammeln des Einzelnen, des historischen Materials; in der schönen Literatur Anschluß an das Leben, das Wirkliche, das Individuelle, worin Goethe Vorbild sein darf, und zugleich, was bei Goethe nur in der Bedeutung der allgemein menschlichen innern Zustände erscheint, einen

Anschluß an die eigentlichen Lebensfragen der bürgerlichen Gesellschaft, worin ein Fortschritt der Zeit zu suchen ist; wir verlangen aber zugleich die Rückforderung der schönen Kunstform, welche allein im Stande ist, die aus unserm sozialen Treiben in die Literatur und deren Vertreter hineinragenden Spitzen und Ecken auszugleichen und freundlich zu verhüllen. Der Geist der Erbitterung macht keine Literatur, wohl aber der Geist der Versöhnung.

Herr von Sacken.

Novelle

von

W. Alexis.

Die Sarmaten feierten den Abgang ihres Seniors von der Akademie. Halb Königsberg war auf den Straßen und an den Fenstern, als Zuschauer eines reichen Komitates, welches die Landsmannschaften dem jungen Prinzen gaben. Polen, Kurländer, Liefländer und Esthländer wetteiferten in Pracht der Kleidung, der Pferde, Geschirre, Wagen und einer Dienerschaft, deren goldbesäte Livréen noch die ausgewählt phantastischen Ordenstrachten ihrer Herren überstrahlten. Die gezogenen Hieber, die Federbüsche auf den deutschen Hüten und sarmatischen Mützen und die stolzen Reiherbüsche auf den Köpfen der Pferde blinkten um die Wette mit den Standarten und Fähnlein im Scheine der hellen Nachmittagssonne. Der Held des Tages, im schwarzsammtenen sarmatischen Rocke, von Goldschnüren strotzend, saß zurückgelehnt in der prächtigen Karosse. Ihm gegenüber die erwählten Marschälle, während die Senioren der Landsmannschaften, die blinkende Waffe in der Faust, um den von sechs Schimmeln gezogenen Wagen als Ehrenwache ritten. In dem dun-

keln Auge des blassen Jünglings schien sich noch einmal der flüchtige Wiederschein des schnell vergangenen Jugendrausches zu spiegeln; aber in demselben Auge lag auch das bleierne Gefühl der Sättigung, und um die aufgeworfenen Lippen spielte ein Hohn, der wenig zu dem Schaugepränge und dem Schmettern der Pauken und Trompeten stimmte.

Der Advokat Behrend antwortete seinem Nachbar, der ihn darauf aufmerksam gemacht: „Was wundert uns dies, mein werther Herr Lauson? Unser Staroſtensohn sieht nunmehr anderem Schaugepränge, anderen Kämpfen und Ehren entgegen, die ihn vielleicht bis neben, wo nicht auf den Thron setzen, daß ihm die Auszeichnungen, so unsere akademische Jugend ihm erweist, dagegen unbedeutend dünken mögen. Was hindert den polnischen Edelmann, sein Auge bis zum Diadem zu erheben, zumal in diesen Tagen der Republik? Wenn unser Prinz die Goldrollen dort so geschickt springen läßt, wie er sie hier leichtsinnig verstreute, hat er darauf bessere Anwartschaft als der arme Stanislaw Leszinski, der wohl noch auf dem Throne säße, wenn er statt mit schwedischem Eisen mit eigenem Golde Stimmen geworben hätte."

Einige meinten, wenn der glückliche Fall sich ereigne, werde es der Stadt zu Ehre und Vortheil gereichen. Der Advokat lächelte: „Was kann ein König von Polen der Stadt unseres allergnädigsten Monarchen Nutzen bringen! Und wenn er es könnte, meine verehrten Nachbarn, so würde der dereinstige König es Königs-

berg's Bürgern wenig Dank wissen, daß sie Zeugen seiner Jugendthorheiten waren. Wenn Niemand gern daran erinnert wird, so am wenigsten die kühnen und ehrgeizigen Männer, welche hohe Stufen des Glückes erklimmen. Erinnerung und Dankbarkeit sind Tugenden, welche in unserm entarteten Zeitalter abnehmen." — Man sprach von den vielen, verwegenen Abenteurern, welche in Rußland, Frankreich, Korsika und der Türkei ihr Glück gemacht, und gern mit dem Schleier des Geheimnisses ihr früheres Leben, oder gar ihre Geburt umhüllten.

„Glücklich wem in diesen Zeiten der Verwirrung ein bescheidenes Loos fiel, mit dem er zufrieden ist: sprach Behrend. Wer sagt uns, welche Leidenschaften und Entwürfe unter diesen jungen Köpfen da unten gähren, an welche Klippen der Ehrgeiz diesen verschlägt, und an welcher fremden Höhe jener plötzlich, uns Allen zur Verwunderung, empor klimmt. Seit ein christlicher Baron Großvezier, ein Pastetenbäckerjunge Premierminister und eine Pfarrerstochter Zaarin werden konnte, verschwör ich's nicht, daß der trübsinnige Herr von Sacken, der bei mir wohnt, nicht einst Dalai Lama wird. Erwarten mögen wir Alles, nur nicht Dank, meine Freunde, von denen, die wir klein gekannt, wenn sie groß wurden."

Lauson schüttelte lächelnd den Kopf: „Nicht das Kind mit dem Bade verschüttet, mein Herr Advokat. Dort da hingeschaut auf den kecken jungen Reiter, der die blitzenden Schelmaugen allen hübschen Gesichtern zuwendet.

In dem Burschen glüht ein Feuer des Ehrgeizes, so stark als seine Mittel schwach sind, und der Sinn möchte so hoch hinaus, daß die Stirn immer gegen meine niedrige Decke fährt. Er wird auch noch etwas, in Indien oder in Rußland, drauf verlaßt Euch, und er vergißt mich nicht, wenn er Nabob ist oder Großvezier, so gewiß ich Lauson heiße."

Der Advokat lachte gegen seine Gewohnheit laut auf: „Gute Nachbarn und schöne Frau Muhmen, wißt Ihr, woher Gevatter Lauson so viel auf ihn hält? — Weil der Bursch ihm noch keinen polnischen Groschen Miethe für die Erkerkammer gezahlt hat; darum hofft er von ihm etwas. Weil er unsern lieben Gevatter aber einmal, als er ihn mahnte, zur Thüre hinaus warf, und, ich glaube, gar die Treppe hinunter, darum ist sein Angedenken ihm unvergeßlich. Endlich ist er ihm einmal, als er vom Kommers kam, und Lauson mit der Laterne die Hausthür öffnete, um den Hals gefallen, denn im Rausch hielt er unsern Vetter für seine hübsche Magd; darum meint Lauson, er liebe ihn."

Die Frauen hatten den schönen Reiter bewundert, der sein Pferd auch vor ihrem Fenster tummeln ließ. — „Da, seht Ihr's Advokat, sagte Lauson, unsere Frauen hat er schon gewonnen trotz Euren Lästerungen. Wer sich auf Weiber und Pferde versteht, hat den Weg gefunden, auf dem man steigt."

„Wohlgesprochen, fiel Behrend ein. Es ist die Leiter, auf der man auch bis zum Galgen kommt."

„Uebrigens thut Ihr ihm unrecht, fuhr Lauson fort. Uebermüthig ist er, das lieb ich an der Jugend; flott lebt er, dafür ist er Student, und was er mir schuldig bleibt, braucht Niemand zu wissen als ich. Aber er wirthschaftet mit dem Wenigen, was er von Haus erhält, wie unser König, den Gott erhalte. Und wenn er nichts hat, scheint er doch immer etwas zu haben. So müssen es die Leute anfangen, die gelten wollen. Toll, leichtsinnig, eitel, verliebt; aber sein Wort hält er, drauf gebe ich meines."

„Wie unser Lauson in seinen Kurländer verliebt ist," sagte ein Dritter.

„Ich habe mehr Grund dazu, fuhr der aufgeräumte Wirth fort, als Ihr Vetter mit Eurem. So vornehm zu sein, und so wenig es verstehen, sich geltend zu machen; so reich, und mit dem Gelde nichts anzufangen wissen; so gelehrt und klug, als Ihr sagt, und so duckmäuserig. Pfui! Das ist kein Mensch, kein Kavalier und kein Student. Schlüge er nicht eine so scharfe Klinge, Euer Herr von Sacken, in dessen Temperament Ihr Euch vernarrt habt, er würde gehänselt werden wie er's verdient. Solche Temperamente sind mir auf allen Wegen zuwider, vor allem aber bei einem Königsberger Studenten. Was gilt die Wette, aller seiner Schätze, Schönheit, Klugheit, Gelahrtheit und Vettern ungeachtet, er bringt's nicht weit. Denn er versteht keine Oekonomie, und unter Oekonomie verstehe ich, daß jeder seine Gaben scheinen läßt, und auf den Markt bringt, wo sie gelten."

Der Zug war vorüber, die Trompeten und Pauken schallten nur noch aus der Ferne, und die Menge verlor sich, Viele folgten dem Komitate vor's Thor. Behrend sagte im Nachhausegehen, indem Lauson ihn begleitete: „Ihr habt Recht, Gevatter, es liegt in der Oekonomie was wir Glück nennen. Wer nicht auf dem rechten Markt feil bietet, was er hat, führt die Fortuna nicht nach Haus."

„Wie's schon geschrieben steht, fiel Lauson ein: Du sollst Dein Licht leuchten lassen vor den Leuten, und nicht im Keller."

„Der Sarmate bringt es zu nichts, fuhr jener fort, anscheinend mehr seinem Gedankenlaufe folgend, als daß er sich um die Fortsetzung des Gesprächs mit dem Freunde kümmerte. — Er giebt nur aus und sammelt nichts, und wie reich er auch ist, an Talenten, Geld, Muth, Land, es gestaltet sich zu nichts. Wir Handvoll Deutsche hier, die der Zufall, der Handelsgeist oder der Fanatismus unserer Vorväter an diesen Küsten aussäte, wurden gezwungen, unter der sarmatischen, lettischen, finnischen Bevölkerung zusammen zu halten; der Oekonomie, mit der wir zu Werke gingen, verdanken wir unsere Existenz, unsern Wohlstand. Nun aber scheinen wir berufen, durch das genaue Wirthschaften mit unsern Kräften nicht uns allein zu schützen und erhalten, sondern auf die Andern einzuwirken. Der germanische Einfluß erstreckt sich von den baltischen Küsten durch unermeßliche Landstriche bis in das ferne Asien. Zwei Deutsche Reiche blühen

hier unmittelbar im Lande der alten Preußen und Kuren, ein Deutscher sitzt auf dem Throne der Polen, und mehr und mehr erheben sich deutsche Köpfe neuordnend, schaffend, regierend, im weiten Rußland."

„Bis sie — abfliegen," unterbrach Lauson, mit einer Bewegung der Hand die Worte begleitend.

„Ein Kopf ersetzt den andern. Wer glaubte nicht, daß die deutsche Herrschaft mit dem Fall von Diesem und Jenem zu Ende sei, und immer tauchte sie wieder auf, wie etwas Nothwendiges, Unvermeidliches. Dort ist das Feld für die wild gährende Kraft unserer Jugend, für die die Formen im Vaterlande zu kalt, steif und unbequem wurden. Da werden sie wirken, schaffen, und ohne Feuer und Schwert durch ihr Ingenium unserer Sitte und Sprache ein neues unermeßliches Reich erobern."

Lauson lächelte: „Ei, ei Gevatter, wohin fliegen Eure gelehrten Gedanken! Ihr seid nicht Soldat und wollt erobern, und ohne Professor der Philosophie zu sein, Diskurse halten, was in der Welt geschehen soll und kommen muß! — Als ob Euch die Luft schon angesteckt hätte, von der jener Italiener sagte, sie röche ihm hier so philosophisch. Und auf all die Sprünge ins Blaue hat Euch nichts als mein gewesener flotter Miethsmann gebracht, weil ich von ihm sagte, daß er trotz seiner lustigen Sprünge ein vortrefflicher Wirthschafter ist. Wenn die Polen und Russen und Finnländer, wie Ihr sagt, mehr ausgeben, als sammeln, so bin ich für meine Person mit dem Profit, der uns dadurch zufällt, vollkommen

zufrieden, und überlasse wer da Lust hat, die Einflüsse, von denen Ihr redet, auf die kurioſen, unſaubern Nationen. Wollt es Euch übrigens auch gerathen haben, Gevatter, ſintemal pro primo Ihr in das Privilegium unſeres allergnädigſten Königs Friedrich Wilhelm eingreift, pro secundo aber Eure Klienten ſehr den Kopf ſchütteln würden, wenn der fleißige Advokat Behrend um das Wohl von Nationen ihr eigenes vergäße."

Behrend ſchüttelte dem Freunde die Hand: „Wieder habt Ihr Recht. Deutſche ſollten immer zuſammen halten, zunächſt nur an ſich denken; dann ſtünde es um unſere Angelegenheiten, um unſer Deutſches Reich beſſer."

„Beſter Gevatter, Ihr werdet mir durchaus Philoſoph; denn beim einfachſten Wort, was von meinen Lippen fällt, macht Ihr Schlüſſe auf Gott weiß was, woran ich nicht gedacht. Wie ſteht's um unſere Wette, wegen meines Kurländers? Ein Fäßchen Ungerwein! Ehe wir es uns verſehn, es wird aus ihm etwas Großes."

„Gelüſtet's Euch ſo ſehr, lächelte der Advokat, das Faß in meinen Keller zu rollen? Ein Fäßchen Franzwein dagegen, wenn der Burſch nicht in dieſem Semeſter wegen eines dummen Streiches bei Nacht und Nebel aus der Stadt muß, und am Morgen ſein Name am ſchwarzen Brette ſteht."

„Topp! rief Lauſon und ſchlug ein. Vorerſt verſuchen wir aber ein Gläschen von dem Unger, damit Ihr lüſtern auf das Fäßchen werdet, für das ſich kein Platz in Eurem Keller finden wird."

Behrend ging es unter der Bedingung ein, daß Lausen am folgenden Tage seinen Franzwein probire, der eben so wenig Lust spüre, seinen bisherigen Platz zu vertauschen.

Nicht so mäßig, als in dem Flurstübchen der ehrenwerthen Bürger, ging es in der Schenke vor dem Thore zu, wo beim Abschiedsgelage der Studenten mächtige Humpen mit demselben feurigen Getränke kreisten. Aus einem Fasse auf dem Ecktisch wurde gezapft, und die Kugelgläser flogen, wenn sie den Kreislauf gemacht, zum Fenster hinaus, ohne daß man sich die Mühe nahm, die Flügel zu öffnen. Gesang und rauschende Gesundheiten von lärmender Musik begleitet, wechselten; Brüderküsse und Schwüre ewiger Freundschaft wurden über die Tische geschleudert, und auf die Bänke sprang, wer, was er in sich fühlte, den Drang empfand, von sich zu geben, zu Allen, die es noch hören konnten, oder wollten. Das feierliche Gaudeamus war längst verhallt, die Hüte durchstochen, die Hieber rollten in den Ungerströmen auf den langen Tischen hin und her, und die Mützen lagen von den lockigen Häuptern gefallen unter den Bänken. Die wilde Natur mit fremden Erinnerungen und alter Wuth mischte sich als barockes Spiel in den Ernst des wehmüthigen Abschiedsfestes. Die Präsides hatten ihr Geschäft, Ordnung zu erhalten, aufgegeben. Auf einem Tische thronte der blasse Jüngling, in dessen schwarze

Augen die Ströme Weines und die Aufregung der vorangehenden Auftritte wieder ein wildes Feuer gegossen, und sang mit unsicherer Stimme das Zechlied:

„Ich bin der Fürst von Thoren,
Zum Saufen auserkohren!
Ihr Andern seid erschienen,
Mich fürstlich zu bedienen."

„Warum bloß von Thorn? — König von ganz Polenland soll er sein, unser Bruder Oginski!", rief ein junger Sarmate, des Deutschen vermuthlich noch nicht mächtig genug, um das Narrenreich von der Stadt der Pfefferkuchen zu unterscheiden. Aber das Mißverständniß zündete blitzartig. — „König von Polen! Rex Polonorum!" hallte es durch den Saal. Hatte man sich doch vorher in überträufende Begeisterung für den Abreisenden hinein gesprochen, geschrien und getrunken. Man wollte das Leben lassen, für ihn den Herrlichen, Großmüthigen, dessen Eigenschaften auf Flammenstrahlen zu den Sternen gefahren waren, warum ihm nicht die Krone geben, Polen war ja ein Wahlreich, und sie alle freie Männer!

Mit gezücktem Säbel sprang Einer auf den Tisch, und ihn schwingend über dem Haupte des Sitzenden, hob er mit der linken Hand das gefüllte Glas: „Pro Patria, Landsleute, und ein Schuft, wer Oginski seine Stimme weigert!" — Rex noster! hallte ein wilder Jubel, und mehrere folgten dem ersten Jünglinge mit blanken Säbeln auf den dröhnenden Tisch. — Was die ehrba-

ren Königsberger am Fenster als möglich besprochen, wurde von den weinglühenden Jünglingen in der Schenke als Wirklichkeit parodirt. Doch war es kein verabredetes Spiel, auch mochte keine bestimmte Absicht hinter der von der Weinlaune eingegebenen Farce liegen; der Ernst hatte sich nur vermöge der Leidenschaftlichkeit, mit welcher der sarmatische Charakter jede Rolle auffaßt, ins Spiel geschlichen. Des Zufalls Stimme machte aber die berauschte Stimmung zu einem Omen. Alle gezückten Säbel huldigten dem Piasten. Die erhitzten Stimmen schrien seine Erhebung durch Balken und Wände in die Lüfte; obschon die draußen Versammelten wenig mehr als einen chaotischen Lärm mit einzelnen Namen hörten.

„Wahlkönig! Nun zur Sache. Quidnam promittis et quidnam dabis Confoederatis?“ brüllte ein bärtiges Angesicht, ein gewaltiger Schläger, der schon mehr als drei akademische Lebensalter den Kommersen präsidirt, und in der allgemeinen Erhitzung eine Ruhe behalten hatte, die nicht vom minderen Genusse, nur von der mehreren Uebung herrühren mochte. Der Prinz erhob sich und schleuderte einige flammende Worte hin von der Herrlichkeit der Republik, und seinem glühenden Haß gegen die Fremden „So wahr Du das Glas leerst, machst Du Polen rein!“ rief ihm Einer, das gefüllte Kelchglas reichend. — „Er trinkt, der König trinkt, rex noster bibit!“ schrie der verworrene Chor, ob der trunkene Jüngling doch nur die Hälfte über die Lippen gebracht, und das Glas mit dem Reste fallen ließ, daß es zerbrach.

„Reinen Tisch gemacht!“ jubilirte der Chor, und Gläser und Flaschen flogen über die Köpfe und Tische gegen die Wände.

„Warum steht Deines noch ganz vor Dir?“ rief das bemooste Haupt einem Jünglinge zu, der im Winkel zurückgezogen saß, die breite Hand auf die Schultern legend. „Weil ich noch trinken will“ entgegnete Dieser, und schüttelte sie ab. — „Was! will der Kurländer nicht huldigen?“ rief ein Anderer. Der Zuruf eines Besonnenern, es sei der melancholische Sacken, der über Plato und Seneca vergesse, was drei Schritte von ihm vorgehe, wurde überschrieen durch den Tumult der Stimmen: Kurland muß huldigen! — In dem Prinzen schien in diesem Augenblicke der Rausch auf dem Gipfelpunkte. Er sprang auf, stieß den Sessel mit dem Fuß um und schrie: „Es muß — ich schwör es Euch, Brüder, es muß — so wahr Piastenblut mir in den Adern rinnt: keine Provinz, keinen Flecken, kein Dorf, die uns gehörten, lassen wir los.“ — „Wir lassen sie nicht los“ wiederholte der Chor. „Sie sind unsere Lehnsmänner! Kuronia heran! Auf die Knie vor unserm erwählten Könige. Sie sollen auf's neue um Belehnung bitten! oder“ —

Ein junger Bursch von blühendem Gesicht und kräftiger, aber gedrängter Figur, arbeitete sich über die Schultern zweier Polen durch einen kecken Satz auf den großen Tisch. Der Wein glühte auch in seinem blonden Gesicht und den schwarzen runden Augen, die halb schelmisch, halb herausfordernd blitzten. Die Hand in die

Seite gestemmt, rief er trotzig die Wortführenden an: „Was, oder?“

„Auf die Knie, Kurone!“ schrieen diese.

„Die Kuronia will nicht knieen, die Kuronia mag um nichts bitten, was sie schon hat, rief mit höhnendem Blicke der Jüngling: Wir sind deutscher Nation. Die Independenzia, so unsre Väter, ohne Euch darum mit einer Frage zu molestiren, sich selbst prokurirten, werden ihre Enkel zu konserviren wissen, ohne sich um Eure krummen Säbel und Worte zu scheren.“

„Was meint Ihr zu dem Milchbart?“ rief der Prinz. — „Sie haben zu lange nicht gekniet“ ein Anderer. — „Lehrt Sie wieder das Verlernte,“ ein Dritter.

„Bei allen Wundern von Czenstochau, schrie ein Vierter auf, er soll deinen Stiefel küssen, und mit der Rindsohle auf seinem Rücken die Belehnung empfangen.“

„Küß den Stiefel!“ jauchzte der Prinz und streckte den Fuß aus.

Der Tumult überbot sich selbst, als der junge Mensch statt, was ihm geboten, zu thun, durch eine rasche Bewegung das Bein des Beleidigers faßte, und sich zu den Landsleuten umwendend fragte: „Landsleute, den Stiefel habe ich, und den Fuß dazu. Probiren wir, ob er die Polonaise mit dem andern allein tanzen kann!“

Es wäre dem Verwegenen übel ergangen, — die Säbel der erhitzten Sarmaten zückten schon unter wildem Geschrei über seinem Haupte, wenn nicht der Senior der Kurländer raschen Sprunges auf dem Tische gewesen

wäre. Er schleuderte den jungen Menschen zurück, und seine lange Gestalt und ein kräftiges Halt hemmte für den Moment die Wuth der Bewaffneten. Mehr noch that es sein zornschnaubender Anruf an Jenen:

„Brandfuchs! in dein Loch, oder mein Fußtritt lehrt Dich, wie man nicht mit adligen Männern verkehrt. — Viri nobiles, und freie Leute! wandte er sich an die Polen, das fehlte noch, daß Einer vom Pack, ein glebae adscriptus, uns verträte. Wollt Ihr mit Kurland reden, hier steht Kurland. Wenn Ihr mit uns etwas auszumachen habt, bei unseren Vätern, wir werden Euch Rede stehen, wie es unter nobiles und guten Burschen Sitte ist, aber der Wiedehopf kann so gut für den Adler Herold sein, als der für uns."

„Haut ihn in Stücke," schrie der taumelnde, seiner nicht mehr mächtige Held des Tages, von Zweien gehalten. — „In Stücke ihn, er hat die Republik gehöhnt!" toste ein Meer verwirrter Stimmen.

„Das wäre zu viel um nichts! rief der Senior mit aufgehobener Hand. Sonst trocknet dem Brandfuchs das nasse Gesicht wie Euch beliebt. Uns schiert es nicht."

„Wer ist's, wie heißt er?" fragte es.

„Was kümmert mich sein Name, entgegnete hochmüthig der Senior. Birne oder Bier, glaube ich nennt er sich, und wenn er deutsches Blut prätendirt, ist's ein verlornes Korn, das eine Schwalbe von einem Deutschen Misthaufen auf unsern Weizenboden fallen ließ. Weil

es aufging, eh wir's zertraten, darum hat es noch nicht gleiches Recht mit unsern alten Stämmen."

„Sein Großvater war ein Stallknecht, sein Vater schacherte!" rief der zweite Senior der Kurländer.

Der, um den es sich verhandelte, wollte sprechen, wild rollten seine schwarzen Augen, aber die Wuth der erzürnten Mehrheit ließ es nicht zu. — „Zur Thür hinaus mit ihm" — schrie ein Theil. „Das Fenster ist näher und bequemer" ein anderer. Der junge Mensch, umringt, gedrängt von den Tobenden, und daher unfähig seinen Hieber zu gebrauchen, flog, ehe seine Landsleute einig schienen, welche Partei sie ergreifen sollten, zum Fenster hinaus. Der Sprung war indessen nicht unbedingt gefährlich, und wer noch Besinnung dazu hatte, konnte sehen, daß er unversehrt, wenigstens nicht bedeutend beschädigt, den Boden erreichte.

Damit war die Aufregung jedoch keineswegs beschwichtigt. Die Polen tobten um Genugthuung, die ihnen die Mehrzahl der Kurländer auch auf der Stelle zu geben bereit gewesen wäre, wenn nicht unter den Senioren der Rausch noch so viel Besinnung gelassen hätte, um einzusehen, daß beiden Theilen dazu die Kräfte abgingen. Man beschloß, auf der Stelle in die Stadt zurück zu galloppiren. Dort soll pro patria geschlagen werden. Noch heute! tobte der Prinz. Wir wollen sehen, ob ihre steifen Kniee und geraden Degen sich nicht knicken lassen. — „Drinnen, drinnen auf der Mensur, meine Brüder," sprach das bemooste Haupt, den Arm

um die Schulter des Prinzen legend, daß er nicht umsinke oder um einen ungeziemenden Ausfall auf Gegner vorzubeugen, die er kaum mehr zu unterscheiden fähig schien. „Schielen sie nach Moskau, oder nach den Brandenburger Sandpilzen — ich will ihre Augen gerade richten.“ Auf Seiten der Gegner war die Aufregung kaum geringer, und auch ihre Senioren hatten Mühe, die Erhitzten zurückzuhalten. Man trank aufs neue, um sich zu der blutigen Entscheidung vorzubereiten, vielleicht auch, weil die noch Ruhigeren im Uebermaaß des Weines ein letztes Mittel gewahrten, um die andere Gährung für den Augenblick niederzuschlagen. Wirklich sah man nach so heftigen Auftritten wieder geschüttelte Hände, Brüderküsse, und in Unordnung und Hast, mit eben so umgedrehten Gedanken, als der Auszug in eine Rückkehr umschlug, warfen sich Alle auf ihre Pferde und sprengten bunt durcheinander unter wildem Halloh dem Thore wieder zu.

Der Herr von Sacken, welcher auf unschuldige Weise zu dem Auftritt den Anlaß gegeben, kam neben dem Senior seiner Landsmannschaft, der in demselben eine so entschiedene Rolle gespielt, zu reiten. Sie blieben, wie es schien, absichtlich hinter dem sich überstürzenden Schwarme zurück. „Ich begreife Dich nicht, Keyserlingk, was Du damit wolltest?“ sagte er.

„Sollte es zu einem Gemetzel kommen, entgegnete Jener, einer niederträchtigen Schlägerei, die wie die Polen waren, und wir zum Theil auch, in dem engen Raum mit zerschlagenen Hirnschädeln und ein Dutzend

gebrochener Arme und Beine geendet hätte? Hattest Du Lust der Kriminaljustiz dieses Königs in die Hände zu fallen, der um den lumpigsten Todtschlag einen Edelmann so leicht hängen läßt, wie einen Zigeuner? Die Ehre des Korps war so oder so gefährdet. Dem Maulaffen aufs Maul zu schlagen, war die leichteste Art herauszukommen."

„Der Bursch, entgegnete Sacken, muß es also ausbaden, was er in gratiam Unserer sprach. Das ist hart."

„Regt sich wieder einmal Deine philosophische Milzsucht? Hier ist sie am schlechtesten angebracht. Grade weil ich es Diesem gönnte, und er es verdient, kam mir die Affaire zu Paß."

„Wer ist es? Ich erinnere mich nicht, ihn gesehn zu haben."

Keyserlingk lachte auf: „Das kann abermals nur mein Freund Theosophus Sacken sein, der den aberwitzigen, neugierigen, vorlauten, eiteln Burschen noch nicht kennt, einen, bei dem es mich in den Fingern juckt, wenn er mir in den Weg läuft. Spreitzt er sich nicht mit seinem glatten Kinn, seinen französischen Hacken, seinem gesalbten Haar und seinen Katzenaugen, wie eine Krähe mit Pfauenfedern, drängt er sich nicht in unsere Konvivien als duftete sein Taufschein von tausendjährigem Modergeruch, und möchte mit dem Scheitel in die Wolken zurück, ob er doch nichts aufzuweisen hat, als daß sein Vater, der ein treuer Lakay bei den Kettlers war, sich ein Pfandrecht auf das Vorwerk Elangallen erknausert und

erbettelt hat. Die Groschen sind ihm zugezählt, und er wirft die Gulden um sich um zu prahlen. Vor Frauen ist er ein Held und seine Allodien und Benefizien sind Schürzenstipendien."

„Gewiß kam er Dir in die Quere."

„Wenn das wäre, sagte Keyserlingk, hätte ich ihm einen Riegel vorgeschoben, über den er springen müßte, und ich meine, er wäre so auf seine weiße Nase gefallen, daß er das Aufstehn vergessen hätte. Nein, es war heut das erste Mal, daß uns die Fortuna auf die Art zusammenbrachte. Es giebt Physiognomieen, die einen von Geburt aus zuwider sind, wo die Natur den Widerwillen in's Blut legte, und der erste Blick thut es. Der ist abgefertigt, und auf den großen Steinen wird er mir nicht wieder in den Weg treten.

Sacken schwieg eine Weile: „Bei alledem geschah ihm Unrecht. Ob aus Eitelkeit oder aufrichtigem Gefühl, was er that, that er doch für uns, für die Ehre des Korps und des Vaterlandes. In diesen zerrütteten, drohenden Zeitläufen sollten wir selbst zusammen halten, eng gegliedert, und um kleinen Zwist nicht den größern Hader wecken."

„Wer sind denn Wir! fuhr der Senior auf. Rechnest Du den zu uns? Für die Kameradschaft dank ich. Wir sind gegliederte Männer, da hast Du Recht. Eine Kette mit festgeschlossenen Gliedern, wir brauchen keines von fremdem Guß hinein. Und was ist denn für uns Vaterland? — Der Streifen Landes, den unsere from

men, schwertumgürteten Väter an einem wilden Strande, unter noch wilderen Barbarenvölkern sich erstritten; noch jetzt durch Seen, Steppen, Wälder unerreichbar getrennt von der Wiege unserer Väter, ist das Vaterland? — Die Erinnerung an unsre Abstammung, das ist Vaterland für uns, daß wir eng und stolz zusammen halten, in reinem Blut, in reiner Sprache, in derselben Sitte. Durch diese Absonderung schützten wir uns allein vor dem Loose, das so viele Deutsche traf, aufgelöst, verschmolzen, endlich unterjocht und eins zu werden mit den Barbaren. Wenn wir nicht mehr Erz am Leibe tragen, so sei es Oel, wovon die fremden Stoffe, die uns berühren möchten, abgleiten. Darum keinen aufgenommen, der nicht zu uns gehört. Auch sie nicht herangelassen, denn Gewöhnung frißt edle Sitten, wie der Rost das Eisen. Das Pferd hat einen angebornen Widerwillen gegen den Esel, aber wenn man sie lange in einen Stall sperrt, fressen sie wohl aus einer Krippe. Darum bei Zeiten jede Anmaßung niedergeschlagen, und wenn uns auch nicht so zu Muthe wäre, den Kopf hoch getragen, und dem Pack imponirt."

Ihr Gespräch ward durch einen Tumult unterbrochen. Statt des verabredeten Kampfes der beiden Landsmannschaften war es am Thor zu einem zwischen den Studenten und der Stadtwache gekommen. Die vordersten, toll und blind ansprengenden Reiter hatten der Schildwacht nicht Rede und Antwort gestanden. Die nächsten, den gefeierten und seiner Sinne am wenigsten

mächtigen Jüngling in ihrer Mitte, fanden schon einen Auftritt, der ihrer Raufluſt willkommen war. Der Prinz herrschte in dem Tone, zu welchem ihm die vorgehenden Scenen zu berechtigen schienen, die Stadtratzen an, ihnen Platz zu machen. Sie machten nicht Platz und mit Gewalt preschten die Trunkenen hindurch. Sacken und Keyserlingk kamen unangehalten durchs Thor, denn der Schauplatz des Tumultes hatte sich tiefer in die Stadt gezogen, und hier wirbelte die Trommel, Hieber wetzten auf dem Pflaster und der Ruf: Lichter aus, Bursche raus! dröhnte durch die Gassen. Ueber den Zusammenhang der Ereigniſſe dieſes stürmischen Abends ist auch bei der spätern Untersuchung nichts Genaueres ermittelt worden. Vielleicht ließ man aus Rücksichten manche Fäden fallen. Es hieß, der Fürst von Thoren habe mit seinem Säbel den schwarzen Adler von einem Pfeiler der Kneiphöfischen Wache gegenüber heruntergehauen, indem er seinen Landsleuten zuschrie, der weiße gehöre dahin. Er selbst war darauf vom Pferde gefallen. Die Kneiphöfische Wache hatte ihn mit seinen Anhängern umringt und gefangen genommen. Bald darauf war ein starker Haufe deutscher und polnischer Studenten mit Hiebern auf die Wache eingedrungen; es kam zu einem ernsten Gefecht, bei dem Blut floß. Ein junger Kurländer hatte die Studenten angeführt. Die Polen wurden befreit, die Studenten zogen sich fechtend mit Häschern und Wachen durch die Gassen.

So standen die Sachen als Lauson und Behrend

durch den Lärm aufgeschreckt, beriethen, ob es sich für gute Bürger zieme, nach Hause zu gehn oder still beisammen zu bleiben, bis der Tumult vorüber. In dem Augenblicke stieß eine Hand von außen das Fenster, welches nach dem Seitengäßchen ging, auf, und athemlos, blutend, den Degen in der Hand, sprang ein junger Mensch in das Zimmer. — „Retten Sie mich, verstecken Sie mich. — Ich bin verloren, Sie sind hinter mir."

Es war derselbe Kurländer, dessen Wortführer Lauson vorhin gemacht, und in dem kaum beendeten Gespräche schien er ebenfalls der Gegenstand desselben gewesen zu sein. Es war auch derselbe, welcher die muthwillige Ursach zu dem Tumult in der Schenke geworden, und aus seinen eigenen Worten erfahren wir, daß er an diesem Abende eine noch bedeutendere Rolle gespielt hatte.

„Ernst Gottfried! sprach Lauson, was hast du wieder gemacht?"

„Ich glaube, ich habe Einen todtgeschlagen," sagte der Jüngling auf seine blutige Klinge blickend.

Lauson schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „habe ich Dich nicht wie ein Vater geliebt."

„Zum Moralpredigen ist nicht Zeit, alter Papa, unterbrach ihn der junge Mensch. Es war nur ein besessener Pudel: aber zum Hängen hab' ich noch nicht Lust. — Den Gartenschlüssel; sie sahn mich um die Ecke biegen."

„Sie sind schon an der Thür," sagte Behrend.

„Allmächtiger was ist da zu thun! — Ernst Gottfried, das war zu arg!“ rief Lauson.

„Den Degen weg! schrie der Advokat, das ist zu thun,“ und riß dem Studenten den Hieber aus der Hand. Mit einem geschickten Wurf schleuderte er ihn zum andern Fenster hinaus in den Garten, wo er in einem Krautfelde verborgen liegen blieb.

Die Thür war aufgerissen, die Häscher eingedrungen; an Flucht war nicht mehr zu denken. Der junge Mensch hatte schnell wieder die kecke Miene angenommen, die das Herz seines ehemaligen Hauswirths gewonnen hatte. „Da führen sie mich fort, Papa Lauson, weil ich ein braver Bursch gewesen, der nichts auf sich darf sitzen lassen. Immerhin ein Paar Wochen Karzer sind keine Ewigkeit, und wie mancher Prinz stieg aus dem Gefängniß auf den Thron! Wenn meine Ranzion Geld kostet, so weiß ich, ist Papa Lauson zur Hand. Und wenn ich in Goldgruben greifen könnte, ich nähme es lieber von ihm an, um dem ehrlichen alten Philister zu zeigen, wie ich ihn ästimire. Lebe wohl einstweilen, altes Haus, ich werde im Karzer nicht viel schlechter wohnen als dazumal in deiner wurmstichigen Erkerstube, bis dir der Geist eingab, daß man meinesgleichen nicht in solch Mäuseneſt quartiren darf. Accordire mit meinen Gläubigern, das erlaube ich dir, aber vergieb nichts meinen Rechten, das sage ich dir auch. Außerdem kannst du die schönsten Grüße bestellen an die schmucke Käthe, an das allerliebste Jettchen und die hübsche adliche Wittwe drüben, du weißt

doch? — Sie sollen nicht zuviel weinen, denn ich liebe keine rothen Augen. Nun führt mich fort, Ihr Diener der Gerechtigkeit, die da blind ist."

Lauson wischte eine Thräne aus dem Auge als der Student fortgeführt war: „Sagt nun selbst, Gevatter, ist es nicht ein prächtiger Junge, eine Munterkeit und eine Keckheit, die einem das Herz im Leibe umdreht, und ein Vertrauen zu mir, das Felsen des Unglaubens erschüttern könnte. Was bin ich ihm, was habe ich für ihn gethan, daß er mit einer solchen Ergebenheit mir lohnt."

„Ein alter Narr würde ich sagen, entgegnete Behrend, wüßte ich nicht, daß Ihr mein Gevatter und Vetter, und außerdem die kreuzbravste Seele in allen Landen meines allergnädigsten Königs seid. Der Bursch aber ist ein Prahlhans, ein leichtsinniger Geck, der im Augenblick, wo eine Blutschuld auf seiner Seele lastet, der Eitelkeit noch fröhnen kann, und eine unwürdige Komödie aufführt, wann es um Kopf und Kragen geht."

„Das darf es nicht, das darf es nicht! rief eifrig der Bürger Lauson. Ihr habt recht, Vetter, ich bin manchmal nicht gescheit, wenn mir das Blut zu warm durch die alten Glieder rollt. Darum verderb ich's, wenn ich Einem helfen will. Aber ihm muß geholfen werden, und kostete es mich Haus und Hof: der Goldjunge ist zu was anderm berufen als zu Galgen und Rad. Er muß, er muß frei werden, und Ihr, immer gescheiter, besonnener Mann und bester Advokat müßt ihn losmachen, ich lasse Euch nicht eher aus der Thür, bis Ihr's mir mit Hand-

schlag und Wort gelobt habt. Ich bezahle, ich lohn' es Euch."

Lauson drang so eifrig, bis der Advokat, der die Art des ehrenwerthen Freundes kannte, und wußte, daß er Tag und Nacht keine Ruhe vor ihm hätte, das Versprechen gab.

„Aber ist es nicht Jammer und Schade, daß so viel um einen Taugenichts geschehen soll, während so mancher Ehrenmann, der das edelste Herz und den reinsten Willen hat, untergeht, weil der Wille und die Kräfte, so leichtsinnig anderwärts verschwendet, grade da nicht zur Hand sind?"

„Nicht philosophiren! sprach Lauson, und streichelte des Advokaten Wange. Sagt doch die Schrift schon, daß uns ein verlornes Schaf lieber ist, als die neun und neunzig auf dem rechten Wege. Bin nun mal ein alter, kurioser Mann, habe nicht viel lieb auf der Welt, laßt mir den Burschen, den hab ich lieb. Und wenn er mir's auch nicht lohnte, so bleibt mir's doch, daß ich etwas für ihn gethan habe, was kein anderer thun konnte."

„Wunderlicher, wackrer Freund! Sollte man nicht glauben, es gäbe wirklich noch Liebestränke, und der Kurländer hätte Euch einen beigebracht, so Euch um Euren Verstand bringt. Aber, wie dem auch sei, verlaßt Euch darauf, was der Advokat Behrend einmal zusagte, hält er, und nicht wie ein bezahlter Sachwalter, sondern wie ein Mann, dem's Ehr und Gewissen ist, eine fremde Sache zu seiner eigenen zu machen."

Behrend's Aufgabe war indessen nicht leicht. Ein Stadtsoldat war wirklich an den im Gefecht erhaltenen Wunden gestorben. Alle Aussagen deuteten auf Lauson's Liebling, der zwar diese That in Abrede stellte, aber sich in den Verhören zu dem thätigen Antheil an der Befreiung der Gefangenen bekannte. Ja in seiner Eitelkeit brüstete er sich, die Kommilitonen in dem, was er ihr Recht nannte, angeführt zu haben. Seine Landsleute ließen ihm diesmal kluger Weise eine Ehre, zu der sie ihm unter andern Verhältnissen, wie wir wissen, die Befugniß abgesprochen hätten. Dem akademischen Gericht lag freilich wenig an einem hartem Urtel gegen einen Universitätsbürger, aber Friedrich Wilhelm's strenger Blick hätte jede Nachsicht gegen einen Todtschläger kaum weniger hart als die That selbst gestraft. Um deshalb suchte Büren's oder Biern's Vertheidiger auf geschickte Weise allen Verdacht auf den über Nacht von seinen Landsleuten aus der Stadt geschafften Prinzen zu wälzen. Dieser konnte sich nicht, und die Andern mochten ihn nicht vertheidigen. Auch der Vorfall in der Schenke vorm Thor ward nicht ganz zu des Inkulpaten Zufriedenheit ins Licht gestellt, um auf einer Seite zu beweisen, wie geringen Einfluß der unbedeutende Kurländer auf die Landsmannschaften übe, seine Angabe sie zum Sturm auf die Wache geführt zu haben, deshalb unwahrscheinlich sei. Auf der andern Seite suchte er dadurch ein straffälliges Attentat gegen die preußischen Hoheitsrechte hervor zu heben, bei welchem sein Klient nicht allein nicht bethei-

ligt, sondern selbst in Opposition gewesen sei, gegen die polnischen Anmaßungen, ein Benehmen, welches ihm den verderblichen Haß seiner Gegner zugezogen habe. Ihre Zustimmung zu seiner prahlerischen Angabe sei daher von gar keinem Gewicht. Alles dies konnte indeß die Aussagen der vielen Zeugen, die ihn im Gefecht mit dem Erschlagenen gesehen hatten, nicht entkräften, und die Anführung, daß er den preußischen Adler schützen wollen, wurde durch kein Zeugniß unterstützt. Dagegen ward in der aktenmäßigen Verhandlung, welche in Königsberg noch existirt, auf den erwiesenen Umstand viel Gewicht gelegt, daß er ohne Waffe ergriffen worden, auch sich dieselbe, alles Nachsuchens ungeachtet, nirgend aufgefunden hatte.

Mit Ungeduld hatte Theosophus Sacken den Ausgang der Untersuchung abgewartet, nicht weil er selbst darin näher verwickelt gewesen, sondern weil die Akademie Stadtarrest über alle Studirende verhängt hatte. Nach vierjährigen Studien wollte er in die Heimath. Die Erlaubniß war jetzt gekommen, seine Sachen gepackt, er hielt das zehnjährige Kind seines Hauswirths auf den Knien und strich seinem Lieblinge die blonden Locken vor der Stirn: „Wirst du mich auch nicht vergessen, Benigna?“

„Wenn du mich nicht vergissest, werde ich dich auch nicht vergessen,“ antwortete das Kind.

„Schon eigennützig, murmelte der Kurländer für sich. Gewährung nur, wo Gegendienste geboten wer-

den; so rechnet die Natur bereits im unschuldigen Kindesalter."

„Sprichst du wie der so häßlich, dann habe ich dich gar nicht lieb, sagte Benigna. Wenn du mich nicht lieb hättest, warum sollte ich dich denn lieb haben. Du bist ja immer so finster, und siehst so schwarz aus."

„Also bist du mir eigentlich, ich meine von Grund der Seele, bös, und machst mir nur darum ein freundlich Gesicht, weil ich dir dann und wann ein buntes Band, oder ein Spielzeug brachte. Und wenn ich dir keines mehr brächte, würdest du eben so finster aussehen wie ich. Nun gehe ich fort, aus ist es mit der Liebe, und wenn ich dir kein Spielzeug schicke, dann suchst du zuerst mich zu vergessen, alsdann ärgerst du dich, daß du überhaupt noch an mich denkst. Darauf wird aus dem Aerger Widerwillen, aus dem Widerwillen Haß, und schließlich wünschest du mir alles Ueble auf den Hals."

Benigna lachte: „Ach Onkel Sacken, was bist du doch närrisch! lernst du denn das dumme Zeug aus den Büchern? — Vater redet auch bisweilen so, daß Onkel Lauson meint, er spreche es nicht aus sich, sondern aus den Büchern; aber du sprichst doch noch viel häßlicher. Mutter sagt, wenn Du zu Deiner Braut auch so wärst wie zu allen andern Menschen, so begriffe sie nicht, warum sie's mit Dir aushielte. Sie hätte Dir schon längst den Valetbrief schreiben sollen."

„Wer weiß, meine kluge Benigna, ob deine Namensschwester es nicht wirklich thut. Vielleicht liegt er schon

geschrieben, und sie wartet nur auf den Augenblick, wo er mich recht schmerzt."

„Liebt sie dich denn nicht?" fragte das Kind.

„Mich liebt Niemand."

„Warum ist sie denn aber Deine Braut?"

„Weil ihre Eltern es wollen, weil kein Besserer kam, weil sie arm ist, und ich reich bin."

„Pfui! Herr von Sacken, sagte der eintretende Behrend. Was freut es Sie, dem Kinde irrige Vorstellungen von Ihrer Braut beizubringen. Schämen Sie sich nicht der Lüge vor sich, und der Verleumdung des hochverehrungswürdigen Fräuleins? Theilten Sie mir nicht so viel Vortreffliches von ihrem Charakter mit, ließen Sie mich nicht selbst aus ihren Briefen lesen, damit ich Ihre Freude über den klaren Geist des klugen Mädchens theile?"

„Ja, sie ist klug, entgegnete Sacken, darum ist sie meine Braut; klug wie das ganze Geschlecht, das seine genauen Berechnungen, wo Vortheil zu erwarten ist, und wo nicht, geschickt in die Maske von Gefühl oder Gleichgültigkeit zu kleiden weiß. Ihre Tochter, mein theurer Behrend, hat dies selbe Erbtheil der Eltermutter Eva. Machen Sie sich im Voraus darauf gefaßt, oder freuen Sie sich vielmehr. Diese klugen Geschöpfe begehen keinen dummen Streich, der die Spekulationen ihrer vorsichtigen Eltern zu Schanden macht."

„Spekulire ich etwa, mein Herr von Sacken?"

„Machen Sie eine Ausnahme von dem Menschenge-

schlecht? — Vielleicht bilden Sie sich ein, mich zu lieben, Sie lieben mich auch wohl soweit Sie es vermögen, ich bin Ihnen werth; Sie meinen meiner Eigenschaften wegen, im Grunde genommen aber ist es, weil ich Ihnen regelmäßig eine hohe Miethe bezahlt, die Ihnen schwerlich ein anderer Student giebt. Ich habe auch manche Geschenke in Ihrem Hause gemacht. Nun ist es Ihnen unangenehm, daß das aufhört; allein die Aussicht, daß ich Ihre Wohnung, Ihren Tisch in meinem Vaterland empfehle, daß ich Ihnen einen noch reichern Landsmann zusende, auch vielleicht, wie es Sitte ist, ein hübsches Angedenken, tröstet Sie doch, wenn Sie es sich auch selbst nicht gestehen. — Keine Worte, keine Worte, mein Freund. Expellas naturam furca. Einer ist wie der Andre."

„Mein theurer Herr von Sacken, sagte nicht ohne Rührung der Advokat, wir kennen uns nun durch vier Jahre, und ich weiß, was hinter dieser rauhen Hülle steckt. Aber nicht Jeder, mit dem Sie zusammentreffen, wird diesen Kern entdecken. Sie wollen thätig werden in Ihrem Vaterlande, vielleicht vorher Reisen unternehmen, man wird Sie verkennen, und Sie werden die Menschen nicht kennen lernen."

„Desto besser, entgegnete Sacken, je einsamer der Mensch ist, um so sicherer ist er vor der Täuschung, die in jedem Winkel lauert. Jahrelang ohne Gemeinschaft, und er müßte sich doch am Ende kennen lernen. Wenn das möglich wäre, ich wünschte es."

„Und ich wünschte, sagte Behrend, daß Sie in Ihrer Heimath angelangt keinen Augenblick säumten, das kluge, klar blickende Fräulein von Trotha vor den Altar zu führen. Eine solche verständige Frau, die in ihrer Art für Sie rechnete, thäte Ihnen noth. Sie würden sich selbst und die Menschen kennen lernen. Wie lange wollen Sie noch zögern? Sie sind reich, warten auf nichts, Sie waren kein Jüngling mehr, als Sie die Universität bezogen; es ist Zeit, Herr von Sacken."

„Worauf ich warte? antwortete Dieser. Ei, mein Freund, ich bin uneigennützig. Ich warte ob für meine Benigna kein Freier kommen will, der ihr mehr ansteht als der alternde, grämliche, schwarzblickende Theosophus Sacken. Nicht wahr, steht es nicht in einem ihrer Briefe daß sie mich mit stiller Sehnsucht erwartet? Das Papier ist geduldig, die Feder gehorsam. Auch ihr Auge spricht vielleicht so, möglich daß sie zittert, wenn ich ankomme. Aber traue Du der Lüge. Wenn dann der rechte erscheint! Darum, Herr Advokat des Menschengeschlechts, das um kein Haar besser wird, als es war von Anbeginn, halte ich für besser zu zögern, damit er nicht erscheine, wenn es zu spät ist. — Habt Ihr mir etwas aufzutragen nach Mitau?"

Behrend hatte ein solches Anliegen. Ihm war heute gelungen, einen günstigen Beschluß für seinen Klienten zu erwirken. Gegen eine starke Kaution, die Lauson bestellte, war er aus dem Karzer entlassen, und ein Hausarrest verfügt. Dennoch sah der Advokat ein bedentli-

ches Urtel voraus, und hielt es für gerathener, wenn Lauson die Kaution opfern wolle, daß Büren sich heimlich auf und davon mache. Auch dies war nicht ohne Schwierigkeiten, und Sacken ward um Beihülfe für seinen Landsmann angegangen.

„Haben Sie wieder Einen losgebettelt vom Galgen, sagte Theosophus. Es muß ein schönes Gefühl sein, einem Taugenichts das Leben zu retten."

„Herr von Sacken, den Menschen liebe auch ich nicht. Doch ist er Ihr Kommilitone, Ihr Landsmann."

„Viel Ehre für mich."

„Sie mögen nichts für ihn thun?"

„Nein."

„Wenn wir ihn über Nacht aus der Stadt schafften, möchte er morgen früh in Ihrem Wagen am sichersten über die Gränze, und am schnellsten in seine Heimath kommen."

„Im Wagen sitze ich; wen der Kutscher auf dem Bocke zu sich nimmt, geht mich nichts an."

Behrend lächelte und drückte Sacken's Hand. In der Nacht war die Familie geschäftig, dem Abreisenden hülfreich zu sein, und ihm alle Annehmlichkeiten zu der beschwerlichen und in jener Zeit gefährlichen Reise vorzubereiten. Er schien es ihnen nicht zu danken, denn er war mit allem unzufrieden. Auch der Abschied entsprach nicht einer so langen, vertrauten Bekanntschaft. Nur Benigna erhielt einen Kuß, aber kein Geschenk. Mit einem kurzen Händedruck schwang sich der Freiherr in

den Wagen, und blickte nicht ein einziges Mal nach seinen Wirthen zurück, welche in der Hausthür mit bewegtem Blick dem fortrollenden nachsahen. In seinem Zimmer fand man aber in ein Packet verschlossen ein bedeutendes Geschenk, welches er der Kleinen zurückließ.

Nach Sonnenaufgang stürzte Lauson in das Haus seiner Freunde und sein Gesicht strahlte von Seligkeit wieder, denn sein ungerathener Schützling war gerettet. „Aber Gevatter, die Wette habt Ihr doch verloren," sagte Behrend.

„Einstweilen, Advokate, einstweilen, jubelte Lauson, und mein Fäßchen aus Tockay rollt schon auf der Karre heran; aber nur um Eurem Stückfaß von der Garonne höflichst zu sagen, daß es über kurz oder lang seinen Platz einnehmen soll."

Als der Wagen des Herrn von Sacken über die Vorstadt hinaus war, hatte ein in einen dicken Schifferrock eingehüllter Mensch den Kutscher um die Erlaubniß ersucht, zu ihm aufzusteigen. Dies war ohne Umstände gewährt worden. In der nächsten Schenke hatte Sacken, als er sein Frühstück verzehrt, von der Anwesenheit dieses Fremden Notiz genommen, und ihn beim Wiedereinsteigen aufgefordert, im Wagen seinen Platz zu nehmen, weil er beim Schnellerfahren den Kutscher auf dem Bock hindern möchte. Der Fremde folgte ohne Umstände der Einladung; als er sich indeß neben Herrn von Sacken

niederſetzen wollte, wies ihn dieſer auf den Rückſitz, denn jener Platz ſei für ihn allein. Der Fremde ſchwang ſich leicht hinüber und indem er mit lächelnder Miene einen Blick zum Kutſchenfenſter hinaus warf, bemerkte er, wie er von dieſem Platze auch eine beſſere Ausſicht genieße. „Ueberhaupt, ſagte er, muß man zuweilen den Blick nach rückwärts frei behalten, wenn man vorwärts will.“

„Eine ſehr weiſe Bemerkung, entgegnete Sacken, um die ich ſie indeſſen nicht erſucht habe.“ Er ſchlug ein Buch auf, und las. Der Fremde ſah zum Fenſter hinaus, und richtete, zur Abwechſelung eine Melodie trällernd, Fragen an den Kutſcher. Als dies nicht aufhören wollte, und die rührige Lebendigkeit des Menſchen ihn ſtörte, ſuchte er ſich, auf der breiten Bank ein Lager wie es ging zu bereiten, und erklärte dem Andern, er wolle ſchlafen. „Vortrefflich! ſagte dieſer, das will ich auch“ und ſchwang ebenfalls die Beine auf ſeine Bank. Obwohl dieſe ſchmaler und kürzer war, hatte doch Sacken den Verdruß ſeinen Gegenfüßler nach wenigen Augenblicken feſt eingeſchlafen zu ſehen und ſein Schnarchen ſtörte ihn ſo, daß er ſelbſt kein Auge zuthun konnte, und wieder zur Lektüre greifen mußte.

Dieſer Antritt einer Reiſe, welche in jenen Zeiten eine langwierige war, eignete ſich nicht, ſie für Theoſophus Sacken zu einer angenehmen zu machen. Faſt alles, was der junge Menſch vornahm und ſprach, gereichte zu ſeinem Verdruß. Seine Zunge ahmte dem Vögelgeſange nach, wenn ſie im Walde fuhren, dem Knarren

der Räder, wenn der Wagen sich erhitzt hatte, dem Blöken des Viehes, dem sie begegneten. Das that er freilich um sich zu unterhalten, weil sein Reisegefährte seinerseits nichts dazu that. Aber wo sich nur Gelegenheit fand, mußte er Gespräche anknüpfen, mit des Weges ziehenden Bauerfrauen und Handwerksburschen, mit den Fährleuten oder den Schmieden, wo die Pferde beschlagen oder der Wagen reparirt wurde. Ueberall benahm er sich, als sei er der Reisende. In den Wirthshäusern warf er, wenn Sacken die Rechnung abgemacht, den Mädchen und Knechten Trinkgelder zu, welche selbst über dessen Verhältnisse gingen und erndtete durch diese Freigebigkeit Achtungsbezeugungen, während er es nicht für nöthig hielt, auch nur ein Wort des Dankes gegen Jenen zu verlieren, der doch alle wesentlichen Ausgaben für ihn berichtigte. Ja selbst mit dem eigenen Kutscher des Freiherrn hatte er sich so in Rapport gesetzt, daß er mehr als letzterer die Reise zu regieren schien.

Dies lag in der Natur der Sache; denn Sacken sprach wenig oder gar nichts, der Kutscher fühlte aber dies Bedürfniß, und gelegentliche Rücksprachen wegen des Weges und der Einkehr waren nothwendig. Mit jeder Stunde wurde ihm die immer lächelnde Miene des Andern, in der alles andere eher zu lesen war, als ein Gefühl für die Verhältnisse, unter denen er im Wagen saß, widerwärtiger. Er fühlte sich in seiner Freiheit gebunden. Es war nicht sowohl die Anwesenheit des Fremden, als daß seine Gedanken sich unaufhörlich mit ihm be-

schäftigen mußten. Die Gränze war glücklich zurückgelegt. Dichtere Wälder, wüstere Steppen, ein unwirthliches Land und schlechte Wege durch die weiten Haiden verstärkten die Monotonie der Reise. Ein unfreundlicher, kalter Herbstnebel hüllte am nächsten Morgen die Gegenstände ein. Die Beiden waren daher unausweislich auf sich verwiesen.

In gewissen Momenten fühlt auch der Menschenscheueste sich gedrungen, durch das Mittel der Sprache der Bangigkeit oder der Leerheit in sich zu Hülfe zu kommen. Ein solcher trat an diesem naßkalten Morgen für Theosophus Sacken ein. Er knüpfte ein gleichgültiges Gespräch mit dem ungelegenen Gefährten an. Hatte er erwartet, daß dies des Andern Verwunderung und Dank anregen würde, so war er getäuscht. Mit derselben Unbefangenheit und Gleichgültigkeit wie bisher ging er darauf ein. Die Beschaffenheit des Landes, welches sie betraten, führte auf dessen politische Lage und das Europäische Welttheater, welches um wenig Jahre zuvor zwei seiner größten Heldenspieler, Zaar Peter und der Schwede Karl, verlassen hatten. Wider Absicht ließ sich der Freiherr verleiten, seine düstern Ansichten auszusprechen, und schloß mit der Versicherung: Die Welt geht rückwärts.

Der Andre lachte: „Umgekehrt, vorwärts! Zurück bleibt nur, wer den Muth verliert, vorzurücken.“

Aegerlich fuhr Jener fort: „Alle Thaten haben ihren Kreislauf. So geht's mit Individuen und mit Geschlechtern. Scheinbar rückt man vor, um unvermerkt, wenn

der Höhenpunkt erreicht ist, zum Anfange zurück zu gleiten. So endete der zwölfte Karl, so saß Peter sterbend auf seinem zusammenbrechenden Riesenbau. Kein Mensch bringt es weiter."

„Es kommt darauf an, wie die Menschen sind", sagte der Andere.

„Wie weit denkt Ihr es denn zu bringen, mein Herr Biere, oder Büre, so heißt Ihr ja wohl?"

„Auf Namen kommt es nicht an", antwortete Dieser.

„Freilich, sagte Sacken, um Euren kann Euch nicht viel gelegen sein. Ihr gebt etwas darum, wenn er in Königsberg am schwarzen Brett zurückbliebe, und Ihr unterwegs einen andern fändet."

Der Student lachte auf: „Was hindert, mich Palaö-logus oder Monmorency, Brahe oder Dolgurucky zu nennen!"

„Wenn es die Welt Euch glaubt!"

„Die Welt glaubt alles, wenn man versteht, es ihr auf die rechte Weise vorzutragen. Sagt selbst wenn ich Euch allein zum ersten Mal hier in der Wüste begegnete, und ich nennte mich Dalberg, würdet Ihr mir's nicht glauben müssen?"

„Mit der Pistole auf der Brust, vielleicht."

„Die Welt ist im Grunde genommen auch eine Wüste. Nur die Namen schwimmen obenauf, die sich geltend zu machen wissen."

„Ihr habt einen guten Anfang gemacht."

„Alles Große fängt Klein an, sagte der Student.

Ostermann war ein armer Theolog in Jena. Die Fortuna wollte, daß er im Duell einen Andern erstach, und nun ist er allmächtig in Rußland. Was war Jaguschinsky? Eines Küsters Sohn. Was Mentschikow? Eines Pastetenbäckers Junge. Was die Zaarewna selbst? Eines Pfarrers Tochter, und eines Dragoners Liebste. Man kommt vorwärts, mein lieber Baron von Sacken, wenn man sein Talent nicht in den Sack steckt."

„Man muß denn doch zuweilen darauf rechnen, daß uns ein Anderer mitnimmt; sonst bleibt man auch wohl am Wege liegen."

Ein höhnisches Lächeln zückte um des Studenten Lippe, und die gleichgültigen Augen schossen einen bösen Blick auf den Freiherrn: „Eine Gefälligkeit ist der andern werth. Wer heute fährt, geht morgen vielleicht zu Fuß, und wer heut einen Andern mitnimmt, bittet wohl morgen darum, mitgenommen zu werden."

„Ihr sprecht sehr zuversichtlich für einen, der eben dem Staupbesen entlief. Noch glänzen nicht Grafenkronen für jeden relegirten Studenten."

„So hoch fährt auch noch nicht mein Sinn, sagte der Student. Nur wünschte ich Euch die Gefälligkeit zu vergelten, die Ihr mir jetzt erweist, und ich muß Euch noch einmal eine Strecke Weges fahren, wo ich den Wagen bezahle und sollte ich als Kutscher aufsitzen, da Ihr mich neben Euch doch nicht gern sehen werdet."

„Je ferner Ihr mir bleibt, um so lieber wird es mir sein", sagte Theosophus.

„Dazumal vor der Kneiphöfschen Wache schient Ihr doch andrer Meinung, warf Büren hin, die Arme unterkreuzend. Man sollte Niemand beleidigen, wenn man nicht weiß, was man von ihm erwarten kann, und noch weniger, wenn man weiß, was man ihm schuldig ist."

„Schuldig!" fuhr Sacken auf.

Büren lächelte: „Ei ich will Euch nicht daran erinnern, da Ihr schon auf der Rückwärtstour seid, wo man von selbst zur Erkenntniß kommt. Mein Weg geht nach vorwärts, in der Erwartung liegen meine Güter, die mir, so hoffe ich, Ausbeute genug geben werden, daß ich nicht nöthig habe, die kleinen Schulden einzukassiren."

„Deutlicher! Ich möchte auf der Stelle, was ich Euch schulde, bezahlen."

„Freilich, als ich mit Worten in der Schenke unsere Ehre gegen den Uebermuth der Polen vertheidigte, schwiegt Ihr, mein Herr von Sacken. Es war auch klug; denn ob es Euch zumal anging, war doch nicht viel mehr zu holen als Schläge und Stöße, und Ihr wolltet aus Uneigennützigkeit nicht mit mir theilen. Nachher als es auf dem Markt um Blut, Beulen und Ehre sich handelte, überließt Ihr mit edler Selbstbescheidung dem vom Pack, Euch vor den Spießen zu vertreten. Wißt Ihr, wer die Häscher aufsässig machte? Ich. Wißt Ihr, wer den Adler herunter schlug? — Ich. Nicht um den Adler und nicht um das friedliebende Gesetz und den Universitätsfrieden, sondern um die Schädel und Arme an einander zu bringen, die Polen zu züchtigen, Euch zu beschämen,

den Stadtwachen eine Lektion zu geben, und Kurland's Ehre zu retten. Ihr nahmt Reißaus, Ihr ducktet unter, Ihr salvirtet Euch unter den Fittichen der Nacht. Aber ich hab's gethan; mit dem Degen habe ich meinem Mann gestanden, und wenn Ihr mich angeben wollt, so braucht Ihr nur den Kutscher umkehren zu lassen. Ein hundert Gulden sind, glaub' ich, zu gewinnen."

Sacken ließ den Kutscher halten und den Wagenschlag öffnen. Er sprach:

„Mit einer so ausgezeichneten Person, die es allein mit zwei Nationen aufnahm, und selbsteigen eine dritte vertrat, verbietet mir meine Bescheidenheit, in demselben Wagen zu fahren. — Ihr oder Ich, Herr Bürn!" sprach er, als der Student, über dessen Gesicht eine schnelle Röthe schoß, ihn verwundert anblickte.

Büren schien zu erkennen, daß es trotz der ihm gestellten Wahl hier keine gäbe. Er warf seinen Kapot um, nahm sein kleines Bündel und sprang hinaus. Indem er die Thür zuschlug sagte er: „Wir rechnen ein andermal ab, Herr von Sacken." Den Kutscher fragte er, wie viel Meilen sie zurückgelegt und notirte sich die Antwort. — „Wenn ich's Euch tausendfältig vergelten will, was Ihr an mir gethan, so weiß ich doch jetzt die Zahl. Zugefahren, ich hole Euch schon ein!" rief er und verschwand, indem der Wagen auf Sacken's Befehl fortrollte.

So lange er die leichtfertige Weise hörte, die Büren sich zum Troste oder ihm zum Trotze sang, kochte in dem

Herrn von Sacken der Aerger über den unverschämten Prahler fort. Als sie schwächer wurde und endlich verstummte, schien auch in seiner Brust die Aufregung schwächer zu werden. Er hieß den Kutscher langsamer fahren, und gab sich Mühe die verhaßte Stimme wieder zu vernehmen. Es war ganz still auf der weiten grauen Haide, aber er hörte keinen Laut. Auch der Kutscher hörte nichts mehr. Er ließ ihn halten. Sacken stieg aus; die Einöde der lithauischen Haide trat ihm in ihrer ganzen Schauerlichkeit entgegen. Kein Geräusch als das Aechzen der windgeworfenen Kiefern, der naßkalte Nebel rieselte durch Pelz und Rock, der moosbewachsene Weg war kaum zehn Schritt weit zu entdecken. Der Kutscher zuckte die Achseln auf seine Frage, ob nicht Nebenwege abgingen, und der Mensch sich verirrt haben könne? Es kreuzten wohl hundert Wege, und er, des Ortes kundig, habe schon Mühe den richtigsten zu halten. Er ließ mit der Peitsche knallen und pfeifen. Es kam keine Antwort. Der Kutscher, der überhaupt auf Seiten des blinden Passagiers zu sein schien, warf eine Bemerkung hin, die nicht zur Beruhigung seines Herrn diente, wie mancher einzelne Reisende schon in diesen ausgedehnten unwirthlichen Strichen, von Wölfen, Bären, Auerochsen, Elenthieren und anderm Raubgezücht bevölkert, umgekommen sei. Er rügte die Grille seines Herrn, die ihn keinen Diener weiter mitnehmen ließ, und meinte, die Vorsicht, die er für solche Gegenden nothwendig, anzuwenden vergessen, sei noch glücklich durch den Zufall,

der den Studenten ihnen zugeführt, ausgeglichen gewesen.

Sacken schnürte sich rasch den Pelz zu, und hieß den Kutscher die Pferde hüten, er wolle nachsehn, ob der junge Mensch nicht irgend wo am Wege liegen geblieben. — So ist er immer, dachte der Mann bei sich, als sein Herr ihn verlassen, während er alle Menschen quält, quält er sich am meisten. Wer nur Geduld hat, sich von ihm anfahren zu lassen, hat es gut, denn er vergilt es ihm nachher hundertfach, aber weil es allemal zu spät kommt, haben die nichts davon, und er noch weniger. Jetzt ist er im Stande dem tollen Burschen drei Meilen nachzulaufen, und bietet ihm wohl noch eine Belohnung, daß er nur das annimmt, was er ihm vorher abgeschlagen hat.

Der Kutscher hatte den Kopf geschüttelt als sein Herr dem Studenten nachging. Denn wiewohl er Diesem nicht abgeneigt war, hielt er es unter den obwaltenden Umständen doch für angemessener, daß Büren seinem gnädigen Herrn, als daß dieser Büren nachlief. Allein er wußte, daß jede offenbare Einrede den Melancholiker in seinem Eigenwillen nur bestärkte. Um deshalb erwartete der philosophische Kutscher jetzt mit überschlagenen Armen die Rückkehr seines Gebieters. Nur dann und wann knallte er in die Lüfte und pfiff durch die hohle Hand; aber als keine Antwort kam, und Viertelstunden, ja Stunden verstrichen, machte er sich auch keine Sorge. Denn er war der Meinung, daß Niemand seinem Schick-

sal entgeht, wie er es auch anfängt; und wenn es schon Thorheit sei, sich selbst dagegen zu sperren, um so unvernünftiger, wenn ein Zweiter, was dem andern krumm geht, grade rücken wolle. Er lachte über die Meinung des tollen Studenten, — denn er hatte auf alles, was im Wagen gesprochen wurde, gehorcht — daß alles in der Welt vorwärts gehe: — Es geht nicht vorwärts und nicht rückwärts, monologisirte er, es bleibt Alles, wie es gewesen ist. Wie die Menschen von Anfang an eingetheilt waren, so bleiben sie auch. Wer zu einer Familie gehört, die von Anfang an prügelte, der wird immerfort prügeln, und wer zu einer gehört, die Prügel bekam, wird sein Lebtag lang, und seine Kinder und Kindeskinder auch, geprügelt werden. Wie Viele, versprachen uns, was sie Verbesserung unserer Lage nannten, die gnädigen Herzöge, die Kettlers, die Schweden, die Russen, der und jener von unsern Herren; aber es blieb immer beim Alten, die prügeln und wir werden geprügelt. Der ist unvernünftig, der da meint, er könne ändern, was einmal ist; und darum sind die Menschen eigentlich die unvernünftigsten Geschöpfe, weil sie sich noch immer Mühe geben, was schief ist, in die Richte zu schieben. Durch alle die Verbesserungsversuche wird es eher noch schlimmer, denn was dabei drauf geht, macht die Leute ärmer und ärgerlicher, und wer anders muß es ausbaden, als wir, auf die alles zurückfällt. Wir müssen mehr arbeiten, mehr schwitzen und schaffen. Unsere Großväter saßen wärmer, und hatten mehr zu essen. Warum? Weil

sie nie daran dachten, daß es ihnen besser gehn, und die Welt bestehen könnte, wenn sie weniger Schläge kriegten, als an die sie von Kind an gewöhnt waren.

Eigentlich sind die Thiere die vernünftigsten Geschöpfe, sagte er nach einer langen Pause, während der er dem Spiel der Vögel zugesehen. Eins hetzt und jagt das andere. Sie wissen recht gut, daß sie einmal gefressen oder geschossen werden, der Käfer vom Sperling, der Sperling vom Habicht, der Habicht vom Adler und der Adler vom Jäger, und doch kümmert sie's nicht. Sie sind lustiger als wir. Der Hase spielt im Kohlfeld, die Eichkatze klettert auf den Aesten, das Reh springt über's Grün so froh wie als die Welt geschaffen wurde, und es kümmert sie nicht, daß im nächsten Augenblick Fuchs und Wolf ihnen wie ihren hundert tausend Vätern und Großvätern das Garaus machen werden. Ihnen fällt's auch gar nicht ein, daß es einmal anders werden könnte, was sie bei uns Ordnung, Kultur oder Gerechtigkeitspflege nennen. Allein der Mensch bildet sich so etwas ein, und weil das nie zu Stande kommt, was er sich denkt, ist jeder unzufrieden. — Wissen möcht' ich nur, weshalb die Kanaillen, die Krähen, immerfort schreien. Es geht ihnen doch nicht schlechter, als den andern Bestien. Ueberall sind sie zu Haus, auf den Gassen, den Höfen, am Meeresstrand und im Walde, haben immer Gesellschaft, und vollauf zu fressen, denn überall bleibt für sie übrig, und doch sind sie die lautesten in der ganzen Kompagnie, und machen ein Wesen, als gehörte ihnen die Welt,

ob ihnen doch nur das Aas zukommt. Kurz sie haben was sie nur verlangen können, kein Mensch und kein Thier ist ihnen besonders feind, und wenn es nicht müßige Buben thun, so stellt ihnen kaum Einer nach. Was muß ein Pferd ausstehen, was ein Hund lernen, wie viel Schläge kriegt der Ochs, bis man ihm den letzten auf die Stirn giebt und das Leder abzieht; und diese Krähen wissen nichts von Arbeit, Noth und Sorge, könnten die allerzufriedensten Geschöpfe sein unter Gottes Sonne, und sind's nicht. Warum? Weil's ihnen zu gut geht. Daran sollte der Mensch ein Exempel nehmen. Aber er thut's nicht. Warum? — Weil er meint besser zu sein. Als ob das Thier, das frißt, wenn es hungrig ist, säuft, wenn es durstet, schläft, wenn's müde ist, läuft, wo Gefahr ist, und stehn bleibt, wo es sich seiner Haut wehren kann, dümmer wäre, als mein studirter Herr, der zu alledem sich erst besinnt, hierbei ein Buch nachschlägt und dabei erst seine Freunde fragt, und am Ende doch nur thut, was die Grille ihm eingiebt.

Der philosophische Kutscher meditirte so lange bis die Ungeduld seiner Pferde ihn aufmerksam machte, daß die Sonne sich bedeutend hinter den hohen Kiefern zu neigen anfing. Ob der Nebel sich gleich verloren, zeigte sich doch von seinem Herrn noch keine Spur. Wir können nicht sagen, daß der Kutscher ungeduldig wurde, das lag nicht in seiner Natur, und er knallte in so gemessenen Zwischenräumen, wie bisher, mit der Peitsche; aber ein Entschluß kam in ihm zur Reife, der kein anderer war, als

seinen Herrn im Stich zu lassen. Er fiel dabei nicht aus seiner Philosophie: Denn, argumentirte er, ich bin angestellt für die Pferde, und nicht für meinen Herrn. Mein Herr würde mich übel anlassen, wenn ich für ihn dächte; er prätendirt ein vernünftiges Geschöpf zu sein, was für sich selbst sorgt. Die Pferde können nicht für sich selbst sorgen, für die muß ich denken und handeln. Wenn ich noch über eine Viertelstunde hier warte, finde ich den Weg nicht mehr, der uns an die nächste Schenke bringt. Eine Nacht in diesem Walde, wenn die Wölfe kommen, und es ist um die Thiere geschehen; und wenn auch keine Wölfe erschienen, da sind Moräste, Irrlichter, Abgründe, und die Unsicherheit selbst. Von mir, wenn ich nach Hause komme, fordern sie nicht meinen Herrn, sondern meine Pferde. Also — und nachdem er noch einmal vergebens geknallt, gab er seinen Thieren das willkommene Zeichen zum Aufbruch.

Sie liefen vortrefflich, als wenn sie nie einen Herrn gehabt, den sie jetzt verloren hatten. — Sie würden eben so laufen, tröstete sich der Kutscher, auch wenn ich, den sie doch lieb haben, und der ihnen so viel Gutes gethan, vom Bock fiele, und die Räder über mich weg gingen. Vieh und Menschen thun nichts, als was ihnen angeboren ist; mehr muß man nicht prätendiren.

Der Kutscher fuhr Tag um Tag, wie es vor der Abfahrt bestimmt war. Aber schon am nächstfolgenden fuhr er nicht mehr allein, sondern während er auf dem Bocke, saß im Wagen das uns wohlbekannte Gesicht

des Studenten, um dessen Willen die Reise ihren eigentlichen Zweck verfehlte. An der Straße hatten der Wagen und der Ausgewiesene sich begegnet, ohne daß dieser dem Kutscher andere Nachricht geben können, als daß er, nachdem er es seiner Gesundheit zuträglich gefunden zu Fuß zu gehen, der Nase lang gewandert sei, und dabei sei ihm alles andre eher aufgestoßen, als der Herr von Sacken. Jetzt, erklärte Büren, fände er es seiner Gesundheit wieder zuträglicher, wenn er sich in den Wagen setze, und der Kutscher hatte nichts dagegen. Denn sein Herr hatte ja dem Studenten die Wahl gestellt, ob er oder Büren darin sitzen bleiben solle; nur daß beide zusammen führen, dagegen hatte er sich bestimmt erklärt. Also da jetzt Sacken nicht drin saß, warum sollte Büren nicht fahren! Dagegen, als sich Büren in den Fonds setzen wollte, protestirte der Kutscher ernstlich, indem der Wille seines Herrn, ob er nun todt oder lebendig, so lange für ihn Befehl bleibe, bis er einen neuen Herrn erhalten. Also mußte der Student, wenn er es nicht mit dem Kutscher verderben wollte, auf der ganzen Reise rückwärts sitzen, während der Vordersitz leer blieb.

Ihr Gespräch war so munter, als das zwischen Sacken und Büren einförmig und traurig gewesen. Nur wenn er sich mit seinen Thieren und den Vögeln in der Luft unterhielt, eine Unterhaltung, von der der Kutscher versicherte, man lerne mehr als mit Menschen, und finde sich bequemer dabei, brach jenes ab. Sie sahen in der Ferne Zigeunerfeuer, die zerlumpten Gestalten kreiselten

sich durch die Rauchwirbel, wie großes Gewürm. Der Kutscher behauptete, die Zigeuner seien eine Mittelsorte zwischen Thieren und Menschen. Um deshalb wüßten sie vieles, was kein Verstand erräth. Büren schlug vor, ihre Wahrsagekunst zu prüfen, indem man sie nach dem Schicksal des Verlornen frage. Der Wagenlenker hatte nichts dagegen, und sie näherten sich mit Vorsicht dem Kreise der Wegelagerer. Eine gewitzigte Zigeunermutter, in ekelhaften Lumpen und einer abschreckenden Gesichtslarve, wußte ihre Neugier durch ausweichende Antworten zu beschwichtigen: „Was frägst Du, blanker Bursch, sagte sie, nach altem Rest? Nebel ist dunstig, Luft ist flüchtig, Grab ist modrig; wer noch so viel lernt, erfährt doch nur, daß er nichts weiß, wer noch so weit läuft, kommt immer wieder hin, wo er auslief. Sie sagen die Erde ist rund. Schier dich nicht drum, blanker Bursch. Weis mir deine glatte Hand. Willst nicht wissen, was drin steht? Eine halbe Krone nur, blanker Bursch, und ich zeig' Dir Schätze."

Er hielt die Hand hin. Die welke verwitterte des Zigeunerweibes streichelte und tippte in der glatten, weißen des Jünglings. — „Blut steht da. Thut nichts; kannst's abwaschen. — Gold, Gold, viel Gold, wirst mir stolz werden. Laß nicht hängen die armen Romnitschel; thun dir nichts zu leide. Wirst zu hoch stehn. Hu wie hoch, vornehm und mächtig — eine Baronenkrone!" — Sie machte ein Zeichen der Verwunderung. Der Chor der Kinder umher schrie, auf unterkreuzten Beinen hü-

pfend, und mit den Zeigefingern nach oben weisend: Mehr, mehr! — Wirst einst Graf sein! sagte die Mutter. — Mehr, mehr! schrieen die Kleinen. — Wirst ein Herzog! — Mehr, mehr! schrieen die Kleinen. — Noch mehr? fragte wie ärgerlich die Mutter, und schaute tiefer und kopfschüttelnd in die Handfläche. — „Blanker Bursch, bist hoch genug, reich genug. Quäl' nicht arme Leute. Was haben die Nonnitschel dir gethan? — Noch mehr? Ei Du Nimmersatt." — Sie schlug die Hände über den Kopf, und die Kinder schrieen, im Kreis hüpfend: Wehe! Wehe! Die Mutter warf die Lumpen über den Kopf und kauerte sich eine Weile auf die Erde, bis ihr schlaues Auge wieder zum Jünglinge aufschielte: „Bange nicht, blanker Junge, müssen Alle Rost und Staub werden. Wirst noch lange glänzen. Viele Kronen! Gieb mir eine dafür."

Der Jüngling schüttelte den Rest seines Geldbeutels in den Schooß der Zigeunerin, der Kutscher aber für sich den Kopf und Beide verließen schnell den Ort. Noch lange schallte das Geschrei der gespensterartigen Wesen, die mit aufgestreckten Armen ihnen: Heil, Heil! nachriefen. In einiger Entfernung sagte der Kutscher: Das klingt doch fast wie die Krähen schreien. Von da ab war beider Unterhaltung viel einsylbiger. Der Student hatte sich, in Gedanken verloren, in den Vordersitz geworfen, und der Kutscher ließ es diesmal zu.

In Mitau war ein so trauriges Fest begangen, als je eines diese Hauptstadt gefeiert hatte. Statt des blü-

henden Jünglings, der auszog nach Petersburg, um an der Hand der schönen Kaisernichte in sein Herzogthum einzuziehen, war eine Leiche zurückgekehrt. Auf der Reise war der achtzehnjährige Herzog in den Armen der jungen Gattin erkrankt und gestorben. Anna Iwanowna, Peter des Großen Nichte, zog in die Thore Mitau's als Wittwe ein. Ihr Brautgefolge war ein Leichenzug. Ihr erster Regierungsakt die Bestattung dessen, der durch sein Leben allein ihr ein gesetzliches Recht zum Herrschen mittheilen konnte. Der Letzte aus dem Herzoggeschlecht der Kettler war in die Gruft gesenkt; was vom Stamme noch übrig, waren dürre Aeste, deren Rechte unbeachtet blieben, weil ihnen die Kraft abging, sie geltend zu machen. Trauerflor, gedämpfte Musik und matter Fackelschein erfüllte die Hauptkirche, und Volk aus allen Ständen drängte baarhäuptig, stumm, um den prachtvollen Katafalk. — Die Blicke schienen sich zu fragen, was nun aus ihnen, was aus dem Lande werden solle? Laut sprach es keiner aus. Die gespornten Tritte der moskowitischen Begleiter der Herzogin mochten die Antwort unterdrücken oder sie selbst geben. — Einer, mit verschränkten Armen am Pfeiler stehend, schien nicht zu bemerken, daß die Menge sich schon verloren hatte. Er trat jetzt vor, und einen Zipfel vom Sargtuche abreißend sprach er: „Das also der Schatz, den ich aus den Händen ließ! Wahrlich ein größerer als ich wähnte, denn mit dem Sarge versinkt in die Vergessenheit unsere Freiheit, Selbstständigkeit, vielleicht unser Vaterland!" — Es war

Theosophus Sacken, der nicht in der Heide umgekommen, sondern nur den Weg verloren, und erst spät auf beschwerlichen Umwegen die Straße, Mitau jedoch erst an dem Tage erreicht hatte, als der Leichenzug seines Herzogs zum andern Thore einzog.

„Was geschehen wird, was man thun muß, sagte er zu seinen Freunden. Sich in sein Schneckenhaus zurückziehen, die Fühlhörner nur ausstrecken nach dem, was uns zunächst ankriecht. Weiter hinaus wirken zu wollen wäre Thorheit. Wenn ein Orkan in die Flotte fährt, hören des Admirals Befehle auf, jeder darf nicht mehr denken, als wie er sein Schiff vor dem Zusammenstoß mit den andern bewahrt. Unser Admiralschiff ging unter, der Stamm, an den wir uns hielten, ist entwurzelt. Die Fremden werden die Hände nach uns ausstrecken. Abfall, Zersplitterung wird eintreten. Der Pole prätendirt sein lehnsherrliches Recht, der Brandenburger schielt herüber, was er dabei gewinnen mag, der Moskowite wird uns erdrücken, bis wir nicht mehr athmen.“

Seine Freunde dachten nicht so: — „Wenn ein Sturm die Flotte auseinandertrieb, suchen die Schiffe einen Nothhafen, wenn die Hauptfahne sank, folgt man einer anderen Standarte. Ein Kluger giebt nicht, um eine verlorne Schlacht, den Feldzug verloren. Unsere Lunge war nie so gewaltig, daß wir damit in andere Fahrzeuge bliesen, wir mußten immer laviren, und von fremdem Winde Nutzen ziehn; um deshalb, wie wir auch scheinbar erdrückt werden, werden sich noch immer Löcher

finden, um zu athmen. Statt des Abfalls und der Zersplitterung, wird die Ritterschaft sich unter dem sanften Fittichschlag der jungen Herzogin behaglich fühlen, und die hohe Verwandtschaft, die ihre schwachen Rechte stark macht, wird uns wenigstens vor ungebührlichem Einfluß von Polen und Preußen her schützen. Ihr Trauerkleid wird sie bald ablegen, und ihr froher Sinn verspricht, wenn sie hier ihre Residenz behält, dem Lande und der Stadt Vortheile und ein heiteres Ansehen. Um deshalb ist es an uns, ihr das Leben hier angenehm zu machen, während die Klugheit uns gebietet, uns bei ihr zu empfehlen. Du hast ihr Herz gewonnen beim ersten Anblick, nutze die Gunst des Schicksals, das selten zweimal winkt, und nimm die Dir dargebotene Stelle als Hofdame an."

So sprach der Freiherr von Treyden zu seiner Nichte Benigna von Trotha, welche zu dem ihren auch seinen Namen hinzugefügt hatte. — „Und was wird mein Bräutigam dazu sagen," entgegnete das verständige Mädchen, mit ihren großen klugen Augen lächelnd den Pflegevater anblickend?

„Er wird sich trösten, wie er sich die sechs Jahre über getröstet hat, mit Seneca und Aristoteles. Wie sehr diese Parthie auch mein Betrieb war, so habe ich doch nicht Lust, noch andere sechs Jahr zu warten, bis seine Melancholie alle Bedenken beseitigt hat, und Du eine alte Jungfer bist."

„Er hasst den Hofdienst und die Moskowiter. Der Schritt wird ihn erzürnen."

„Um das zu verhindern, so weit es geht, bist Du ein kluges Mädchen. Anfangs mögen wir es ihm verhehlen, dann ein heftiges Andringen der Herzogin vorschützen, unter Thränen uns gezwungen sehn, es anzunehmen, um sie nicht zu erzürnen. Ist er dann bei Sinnen, so greift er zu. Oder aber, wenn er zögert, und Du merkst, daß die Flamme im Verborgnen glüht, stelle es als Deinen Wunsch, als das Ziel Deines Ehrgeizes vor, Hofdame zu werden. Dies wäre noch besser. Er wird dadurch zu wünschen gezwungen und selbst in eine Lage der Ungewißheit versetzt, welche leider jetzt auf unserer Seite ist."

Benigna wollte dies unwürdig finden. Der Oheim bestritt es: — „Wenn wir ein Lebensziel vor Augen haben, ist keine Vorsicht, durch die wir es zu erreichen suchen, unwürdig. Heutzutage was man denkt ohne Umschweif auszusprechen und auf etwas, was man begehrt, gerade loszuziehen, ist eben so wenig gut als klug. Zaar Peter und König Karl scheiterten Beide, und allein an diesem Fehler. Der Kluge wird ein doppeltes Ziel vor Augen behalten, um, wenn das eine fehlschlägt, sich am andern zu halten. Gewisse Lebensregeln werden für alle Fälle ausreichen: Beleidige Niemand durch eine abschlägliche Antwort, aber versprich auch nichts so gewiß, daß Du nicht eine Hinterthür behältst, wenn Du andern Sinnes wirst. Sei sittsam; denn die Sitte wird überall gelten; aber leihe dein Ohr, wo es gewünscht wird, auch dem leichtfertigen Spaße, und ein Lächeln um Deinen Mund muß mehr andeuten, als Deine Zunge je-

mals aussprechen darf. Unsern jungen Kavalieren, die ihr Glück im Auslande versuchen, empfehle ich Takt, Feinheit und Mäßigung; durch diese müssen wir überall uns auszeichnen. Aber um deshalb sollen sie doch in Petersburg zeigen, daß sie Wein und Branntwein zu trinken verstehen, und in Potsdam Taback und Bier vertragen. So gieb Du als Hofdame Dein eigenes Urtheil gefangen, und zeige doch, daß Du eines hast; rechne im Stillen ab mit Deiner Sitte und nimm öffentlich die an, welche Deine Herzogin Dir gern anpassen möchte. Sie ist schwach, gutmüthig und bequem. Durch die größte Folgsamkeit kannst Du einen Charakter der Art Dir unterthänig machen, sobald Du es nur verstehst, indem Du regierst, den Schein des Gehorchens zu bewahren. Auf die Weise stieg das Mädchen von Marienburg bis zu des Zaaren Gattin, und ist nun Selbstherrscherin und Kaiserin. Niemand weiß jetzt, welcher Ehrenplatz für ihn offen steht; darum sollte jeder mit der Vorsicht handeln, daß, wenn ihn das Glück erhebt, keine Rückerinnerung ihm schaden kann."

Benigna entgegnete: „Wir haben an unserm Hofe schon eine Zaarentochter zu viel, und keinen Zaaren dafür."

„Um die junge Fürstin wird sehr bald eine Freierschaar sich sammeln, sagte der Alte. Wenn Einer, kann doch nur Einer sie erobern. Man weiß nicht in voraus, welche Verhältnisse aus der Konkurrenz von Fürstensöhnen sich entspinnen. Um einen gefährlichen Bewerber

mit Schonung zu entfernen, könnte die Herzogin andre süße Fesseln ihm wünschen. Je mehr Käufer um eine Waare sich drängen, um so lebhafter wird der Markt, und auch die andere Waare steigt im Preise. Unter dergleichen Liebesintriguen, galanten Abenteuern, Doppelneigungen, siegt immer der, der sich selbst beherrscht und verschwiegen ist. Ein Schweigender ist stets im Vortheil. Die Andern mühen sich ab ihn zu errathen, während er ausruhen und beobachten kann. Einfalt kann für Klugheit gelten, Theilnahmlosigkeit für ernstes Erwägen. Das Schweigen läßt sich nachher deuten, wie man will, als Haß und Liebe. Nichts wird von den Mächtigen theurer bezahlt als ein stummer Mund, und einer, der so das Vertrauen gewinnt, hat außerdem den Vortheil, daß sein Gönner ihn fortwährend schonen muß, weil er einst die Lippen öffnen könnte. Ahnen lassen, daß dies wohl möglich, billige ich; aber niemals, daß man es wirklich thut. Denn der Verräther wird nirgend geachtet, und Niemand steht so sicher, daß er nicht auch einmal des Vertrauens bedürftig wäre."

Benigna lächelte schlau, als ihr Pflegevater ging: „Wenn ich Sacken diese goldnen Sprüche mittheilte, würde er nicht meinen, die Welt sei noch um eins so schwarz, als sie ihm schon dünkt!" — Aber das Fräulein theilte die Sprüche ihm nicht mit, sondern hörte so gelassen, schweigend und lächelnd, wie dem Vater dem Bräutigam zu, der ihr bewies, wie Gerechtigkeit, Treue und Vertrauen immer mehr aus dieser Welt der Argliſt ver-

schwänden, und der schwarze Egoismus zu einem Ungeheuer anwachse, derweil er seine lachende Faschingsmaske immer bunter ausschmücke. Er bewies es durch tausend Exempel aus der alten Geschichte bis herunter zu der seines eigenen Kutschers, der ihn in der lithauischen Heide verlassen. Aber der Mensch, auf den er bis da Häuser gebaut, sei nicht schlimmer als alle vom Weibe Gebornen; sie folgten alle nur dem innern dunkeln Drange, der auf die Vernichtung alles Großen, Edlen, Zusammenhängenden hinsteuere. Wer noch in sich den Organismus der edlen Naturkräfte erhalten wolle, habe nichts schleuniger zu thun, als sich von der Masse zu isoliren, und, seinen Ameisenbau betreibend, zu schaufeln und bauen, bis das letzte Haus fertig, auf das der Mensch ein Recht hat.

Benigna fühlte für Sacken die Zuneigung, deren ihre ruhige Seele fähig war. Sie glaubte, er deute auf eine nahe Verbindung, und äußerte einstimmend: „Wenn dann nur zwei Seelen sich verstehen, so mag diese Zurückgezogenheit ihnen so reich dünken, daß sie die Welt dafür aufgeben.“

„In der ganzen Welt durchdringen sich nicht zwei Seelen, erwiederte er rauh. Sie belügen sich, wenn sie versichern, sich zu verstehen, und wenn sie sich für einander aufopfern, denkt jeder daran, den andern zu hintergehen. Da ist keine Ausnahme. Auch Du betrügst mich in diesem Augenblick, Deine Wünsche schweifen anderwärts hin, die plötzliche Röthe verräth es mir. O gieb

Dir keine Mühe; keine Betheuerungen! Ich erwartete Dich und ich verlange Dich nicht besser. Du liebst mich, weil es die Natur mit sich bringt, daß das Weib Einen lieben muß, ich Dich, weil ich es mir von Jugend auf vorgesagt; und wir sind uns Beide treu, wir verrathen uns nicht, weil die Motive zu der Umwandlung fehlen. So mögen wir auch glücklich werden, weil eben zu dem, was wir Glück nennen, nichts mehr gehört als unsere Mangelhaftigkeit mit etwas Einbildung ausgestattet."

Er hatte nicht bemerkt, wie auf ihrem immer ruhigen Antlitz die Röthe der Scham mit der Röthe des Zorns wechselte. — „Wird es da nun nicht unsere Pflicht, sprach sie als er gegangen, mit Schreck die Anzeichen ihrer Aufregung im Spiegel wahrnehmend, die Männer, die betrogen sein wollen, wieder zu betrügen? Wenn sie Tugend von uns nicht erwarten, weshalb ihnen ein Geschenk aufdringen, das sie nicht zu würdigen wissen! — Sie wischte eine Thräne aus dem Auge. — Es soll die letzte gewesen sein. Mein Oheim verlangt für seinen klugen, gefühllosen Rath keine Empfindungen des Dankes; er ist schon belohnt, wenn man ihm folgt. Wenn wir mit den Männern unterhandeln müssen, so ist es doch am gescheitesten, mit denen zu thun zu haben, die am wenigsten fordern, und was wir ihnen gewähren, am höchsten schätzen, als mit den unersättlichen, die unsere Gefühle verschlingen wie heiße Steine den Regentropfen, und trocken bleiben wie vorhin."

Anders waren die Wirkungen, welche die Unterre-

dung auf Theosophus Sachen hatte. Er fühlte, daß er zu rauh gewesen, er gestand sich sein Unrecht, und wollte es ihr gestehen; er fühlte, daß er aufrichtig das kluge Mädchen liebe, daß der Königsberger Freund Recht gehabt, der ihn gewarnt, er möge den seltenen Schatz je eher, je lieber heben. Er schrieb einen langen Brief der Reue, der Bitte um Vergebung und um Beschleunigung ihrer Verbindung, Aber er ließ den Brief über Nacht liegen, und am andern Tage schickte er ihn nicht ab; denn am Morgen erhielt er die Nachricht, daß das Fräulein Treyden zur Hofdame der Herzogin ernannt sei. Statt des langen herzlichen Briefes erhielt Benigna einen kurzen bittern, und die Fürstin, welche ihn freundlich auffordern lassen, ihren Hof zu besuchen, da sie glaube, daß derselbe einen Schatz für ihn bewahre, eine kalte, fast unhöfliche Antwort: „er sei von einem Metall, das der Rost bereits überzogen, und ganz unwürdig für Schätze, welche bestimmt wären, zu glänzen."

Er zog sich auf seine entferntesten Güter zurück. Doch auch hierhin drangen die Töne und Lichtstrahlen, die er vermeiden wollte. Vergebens strebte er, wie er dem Lärme des Hofes sich entzogen, sich auch frei zu machen aus dem geselligen Geräusch, das eine kurländische Haushaltung mit sich bringt. Die Gesellschaft von Verwandten und Freunden verfolgte ihn in dem Maße, wie er sie floh, bis in die stillsten Winkel. Man drängte ihm Nachrichten auf, vor denen er gern die Ohren verstopft hätte: von dem Jubelleben in Annahof, den Günst-

lingen, Bewerbern um die Herzogin. Im selben Grade, wie man sie um ihn lobte, empfand er einen Widerwillen gegen diese Fürstin. Seine Neigung zum Fräulein Treyden ging in Erbitterung über, als er vernahm, in wie hoher Gunst sie bei ihr stand. Täglich verdrüßlicher ward ihm der Aufenthalt im Vaterlande, und er beschloß auf einer Reise durch Europa die peinliche Gegenwart zu vergessen zu suchen.

Ein Neffe, den er liebte, und zu seinem Erben ernannt, für den Fall, daß er kinderlos stürbe, begleitete ihn bis an die Gränze. Theosophus ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, denen seine eigene bittere Stimmung sich beimischte. „Vor allem sei auf der Hut vor denen, welche sich Dir durch Zuvorkommenheit verpflichten wollen. Sie lauern nur auf den Gegengewinn, und fordern, was sie Dir geben, mit Wucherzinsen zurück. Geiz und Verschwendung machen uns zu Sklaven, diese zu denen der Andern, jener zu einem von uns selbst; aber schlimmer als Geiz und Verschwendung ist die Eitelkeit; sie macht uns zum Sklaven Unserer und Anderer zugleich. Dies der Anker, an dem uns das Weib ködert. Ein Lächeln, ein verführerischer Blick zündet in uns alle von der Vernunft gebändigten Geister des Hochmuths, und diesen Silberblick aufgeregten Selbstgefühls nennen wir Liebe. Wir lieben nur uns im Weibe; aber das Weib kann gar nicht lieben. In der Leidenschaft ist es Bacchantin; ohne Leidenschaft kann es nur rechnen. Darum fliehe die Weiber, wenn Du dir nicht

Muth zutraueſt ſie zu beherrſchen. Es iſt kein Kinderauge ſo unſchuldig, daß Du nicht ſchon darin die Katzentücke wahrnehmen wirſt, das ſchlaue Hinhorchen auf das, was gilt. Nur die, welche nichts zu verlieren haben, ſind zur Aufopferung bereit. Am fürchterlichſten ſind die Weiber, welche herrſchen, und unſelig die Reiche, wo Frauen auf dem Throne ſitzen, weil in dem Schwanken zwiſchen tyranniſchen Launen und nachgiebiger Schwäche jede Sicherheit aufhört. Siehe dies England, wohin ich gehe, wie ſeine Königin Anna es vom Gipfel der Macht an den Rand des Abgrundes gebracht hat, und wehe dem armen Lande, das wir jetzt verlaſſen, wo eine neue Anna regieren ſoll, um ſelbſt regiert zu werden von Furcht, Kitzel und den wechſelnden Launen ihrer wechſelnden Günſtlinge.“

Sie waren ausgeſtiegen, um ſich zu trennen. Als der Neffe auf ſein Pferd wollte, um den Rückweg anzutreten, bemerkte er eine vorüberziehende Zigeunerbande. Theoſophus Blicke verdüſterten ſich, und ein bittres Lächeln zückte über die Lippen, indem er ausrief: Ibi Veritas! — „Was wollt ihr damit ſagen, verehrter Ohm?“ — „Anfragen, mein Neffe, in die Wolken, woher, was den Weiſeſten der Weiſen mit dem Schleier von Sais verdeckt bleibt, dieſem Geſindel, ohne Abkunft, ohne Zukunft und ohne Gegenwart, ſelbſt Spreu im Winde der Zeit gleich ihren Lumpen, die die hagern Skelette umflattern, woher es denen eröffnet ward!“ — Der Neffe ſah verwundert den Philoſophen an: „Glaubt Ihr an die Hexen-

sprüche?" — Auf seine Schulter gelehnt sagte der Freiherr: „Als ich neulich von Königsberg zurückkehrte, verirrte ich mich im Nebel der Haide. Ich lief thöriger Weise einem Taugenichts nach, den ich aus dem Wagen gewiesen, weil ich fürchtete, er möge durch meine Schuld in der Wüste umkommen. Statt dessen hatte ich fast dies Schicksal, eine deutliche Anweisung desselben, daß wir nicht für andere sorgen sollen. Unsere Natur weist uns auf uns selbst zurück. — Nach langem Umherschweifen, gelockt von der Stimme des singenden Burschen, den ich übrigens doch nicht wiedersah, gerieth ich in ein Zigeunerlager. Ich mußte daselbst übernachten. Ich theilte ihre ekle Kost, ihr schlechtes Lager. Wider meine äußerste Anstrengung, denn ich hatte wohl Grund zu fürchten, übermannte Deinen Oheim der Schlaf. Da weckte mich eine Berührung, ein heißer Athem. Auf meiner entblößten Brust kniete die Zigeunermutter, und unter dem blauen, sternenbesäeten Firmamente grinste mich das widerwärtigste gelbe Gesicht an. Willst du mich morden Hexe! rief ich. — Aber sie schlug die Hände über den Kopf und ihr Blick drückte Staunen, Verwunderung und Entsetzen aus: „Ach du bist viel zu arm! sagte sie. Blanker Herr! welchen Schatz hattest du, und du ließest ihn laufen. Fort, fort! mit dir ist nicht gut sein. Wer das Gold nicht greift, was sie ihm zuwerfen, die blanken Sterne, dem schleudern sie nachher Koth hin. Wer dir was nimmt, nimmt Unglück! — Wie Nebelgerieſel war die Versammlung am grauenden Morgen ehe ich es mich

versah, verschwunden. — Ich deutete damals — solche Phantasien nähren den Aberwitz — den verlornen Schatz auf den Burschen, den ich laufen ließ. Nachher meinte ich, es sei der Tod des Herzogs, und jetzt weiß ich, mein lieber Neffe, was der Schatz ist, den ich fahren ließ: es war das einzige edle Weib, dessen Werth ich erst erkennen soll, nachdem ich es muthwillig verstieß!"

Der Neffe kannte den Oheim, er lächelte nicht. Aber er winkte die Zigeuner heran; denn sie sahen ihm so vergnügt aus, daß sie diesmal gewiß für seinen Oheim bessere Nachricht aus den Sternen hätten. Sacken streckte gedankenlos die Hand hin, während der Neffe sagte: „Hexe, sieh ob der blanke Herr eine so glückliche Reise haben wird, als er wünscht. Wenn Du's heraus siehst, sollst Du ein eben so blankes Geldstück haben, als Dein Spruch es ist." — Die Alte sah und überschlug sich: „Christe Wunder, großer Herr, so lang und krumm wirst Du reisen, und unterweges alles treffen, wie Du es wünschest." — „Dann muß ich keinem Menschen begegnen, murmelte Sacken, denn die glücklichste Reise für mich wäre die, wo ich auf Niemand stoße." — Die Alte nickte mit grinsender Miene: „Die Sterne lügen nicht. Sie sind gut gegen reiche Leute. Kriegen einmal Alles was sie wünschen." — Dann, als sie die Hand des Neffen ergriff, denn der Freiherr wollte es, verzog sich ihr Gesicht zu einem noch freundlichern Lächeln: „O Tag des Glücks — Schelm, Schelm, Du fängst den Schatz, den der andere laufen läßt — wie bunt und lustig und schwer — eine

schmucke Frau im Netz — zieh zu, wie er auch grimm aussieht, es thut nichts; Du führst die Braut nach Haus!"

„Ein Glück, sagte der Freiherr indem er der Wahrsagerin ein Geldstück zuwarf, daß Du erst sechszehn Jahre zählst, mein lieber Neffe, die dich vor der Hand noch vor der Gunst bewahren, welche die Hexe Dir verheißt."

Auf seiner Reise, die viele Jahre dauerte, fand Theosophus Sacken sehr Vieles, nur das nicht, was ihm die Zigeunerin verkündet. Denn überall traf er auf Menschen, und ihre schwachen Seiten, und kein Land, keine Stadt, kein Dorf, wo er nicht Stoff zum Aerger sammelte. Er studirte in England, Frankreich und Italien die Intriguengeschichte der Zeit, und fluchte dem Kitzel, der ihn an die Höfe geführt, so lange er auf dem glatten Boden sich bewegte; aber wenn er auf dem Lande war, trieb es ihn wieder zu neuen Studien dahin zurück. Den tiefsten Verdruß erregten ihm aber die Nachrichten aus der Heimath. Denn während er daselbst nichts vom Gange der öffentlichen Ereignisse wissen wollte, sog er in der Fremde die geringste Notiz darüber gierig ein. Er wußte so genau, als habe er hinter der Gardine gelauscht, die Geschichte der ritterlichen Abenteurer, welche zu werben kamen um Anna's Hand, und als Mitgift Kurlands Herzogshut in den Kauf nehmen wollten. Ihn freute, daß der kecke Marschall von Sachsen, schon so nahe dem Siege, nachdem er durch Muth Polens und Rußlands Einsprüche überwunden, durch die

Neigung zu einer Zofe ſcheiterte, welche die gereizte Anna dem Unwiderſtehlichen nicht verzeihen konnte. Eine lange Krankheit hatte ihn gehindert, das Aufgehen eines neuen Geſtirns zu verfolgen. Der Kammerherr, Baron, bald Graf Biron ſtand ſchon in der Blüthe der Gunſt, als Sacken von ſeinem Einfluß zuerſt erfuhr. Zugleich faſt kam eine Nachricht, die ihn auf das Krankenlager zurück zu werfen drohte: Biron hatte Anna's Favoritin, die Hofdame Benigna von Trotha, genannt von Treyden, geheirathet. Um die Wunde zu vergiften, fügte die Nachricht das Gerücht hinzu, Benigna's Ehe mit dem mächtigen Günſtlinge ſei nur der Deckmantel, den die Konvenienz über das innigere Verhältniß Biron's zur Herzogin geworfen. Seine tugendhafte Braut hatte ihr Lebensglück, ihren guten Namen hingegeben zum Aushängeſchilde für die verſtohlene Luſt zweier Andern!

Das war zu viel. Er wollte nichts mehr aus Kurland wiſſen. Den verhaßten Namen Biron, die Namen Anna, Benigna nicht mehr hören. Er ſuchte die von Fremden unbeſuchteſten Gegenden, und gerade da ſtieß er auf Stammverwandte aus dem Norden, die ihn mit Neuigkeiten daher wider Willen überſchütteten. Es waren gewichtige darunter. Dem Mädchen von Marienburg war auf Rußlands Throne Peter der Zweite gefolgt, und nach dem frühen Tode des Jünglings hatten moskowitiſche Große, näher Berechtigte übergehend, unerwartet Anna von Kurland zur Kaiſerin des unermeßlichen Reiches berufen. Sie war gekommen und herrſchte

und an ihrer Seite Biron. Keine Intrigue, keine Gewalt vermochte ihn zu stürzen, seinen Einfluß wankend zu machen. Vor dem Zorn des allgewaltigen Günstlings, dem die Ritterschaft noch vor kurzem die Aufnahme in ihre Adelsmatrikel stolz verweigert, zitterte das große Rußland und das kleine Kurland. Ein Wink von ihm sandte nach Sibirien, eine Zeile mit seinem Namen auf das Schaffot.

„Und wer ist er? wo stammt er her?" fragte Sacken in einer Gesellschaft Kurländer, die sich in Paris versammelt. Bedenkliche Blicke, ein vorsichtiges Achselzucken antwortete ihm. — „Wie, Medem, Sternberg, Recke! fuhr Theosophus auf, ist es unter Gliedern der Ritterschaft nicht mehr erlaubt, nach der Herkunft Eines zu forschen, der sich unter uns drängt, wir die wir seit Jahrhunderten der Reinheit des Blutes sogar die Interessen des Vaterlandes selbst opferten?" —

Mengden entgegnete: „Er schreibt sich und führt das Wappen der französischen Biron, ob doch Einige seinen Großvater als Stallknecht gekannt haben wollen." — Sternberg sagte: „Der witzige Chef der Familie, der Duc Charles Armand de Gontault hat ihn in einem Briefe gefragt: wie er zur Ehre der Verwandtschaft mit ihm komme? Und Biron hat sich gehütet zu antworten."

Sacken ging deshalb den Marschall selbst an, als ihn einige Tage darauf der Zufall mit ihm zusammen führte. Der alte Edelmann sah den Fragenden schlau an, indem er sich tief verneigte: „Ich rechne es mir zur

höchsten Ehre, daß Seine Durchlaucht die Gnade haben will mit uns verwandt zu sein."

„Durchlaucht!" rief Sacken verwundert.

„Mein werther Baron, Sie wissen vermuthlich noch nicht die heut angekommene Neuigkeit, daß Graf Biron zum Herzog von Kurland erwählt worden ist. Es geschah so einstimmig von der Ritterschaft in der Hauptkirche von Mitau, daß die Dragoner, welche um die Kirche hielten, nicht einmal nöthig hatten, ihre Stimmen mitabzugeben. — Er ist nun ein souverainer Fürst, fuhr der Duc fort, und Ihr gnädiger Herr, mein lieber Baron von Sacken, weshalb ich Ihnen angelegentlichst rathe, so wenig als ich daran zu zweifeln, daß er aus der Familie Biron ist. — Sie müssen doch eingestehen, daß unser Name ein guter ist, wenn so illustre Personen einen Appetit darauf empfinden."

Sacken wollte es unverschämt finden, der alte Marschall aber beruhigte ihn: „Man muß sich niemals über Namen erzürnen. Namen sind Lufterscheinungen, sie gehören Niemand oder dem an, welcher die Geschicklichkeit besitzt, sie so an seinen Leib zu passen, daß die Leute glauben, sie gehören zusammen. Da Niemand weiß, wer sein Vater ist, warum soll der Herzog von Kurland nicht eben das Recht haben wie ich, sich für den Ururenkel meines Urgroßvaters zu erklären? Es kommt nur auf die Mittel an, es die Leute glauben zu machen. Und Sie müssen bekennen, daß achtzigtausend Bajonette, funfzigtausend Kosackenpiken und fünfhundert Feuerschlünde,

die ihm zu Gebote stehen, bessere Mittel sind, als die Pergamentblätter meines Stammbaums. Weit entfernt, es ihm bestreiten zu wollen, bin ich schon zufrieden, wenn er mir nicht damit beweist, daß ich kein Biron bin. Wahrhaftig, mein lieber Baron, ich müßte es ihm glauben, wenn er es mit den Gründen versicherte."

Empört über den Leichtsinn des alten Franzosen verließ Sacken den Marschall. Sein Entschluß war gefaßt. Er übertrug seinem Schwestersohne, welcher in Königsberg gleich dem Oheim in Behrend's Hause freundlich aufgenommen, eben seine Studien vollendet hatte, seine Güter. Er selbst wollte sich an den Küsten der Bretagne ankaufen, eine öde Wohnung zwischen den Kreidefelsen, die ihn nichts sehen ließen als die Brandung des Meeres. Nie wollte er wieder in die verhaßte entwürdigte Heimath zurück. Und doch änderte er schon am folgenden Tage, nachdem der Bestallungsbrief abgegangen, diesen Entschluß, und saß am nächsten im Reisewagen, auf dem Wege nach den grünen Gestaden der Ostsee.

Sein Neffe hatte ihm gemeldet, daß er sich mit einer reizenden jungen Dame in Königsberg verlobt habe, und nicht zweifle, wenn er ihren Namen nenne, daß sein Oheim ein freudiges Ja zu der Hochzeit, zu der er ihn herzlichst einlade, senden werde. Die Geliebte sei keine andre, als die Tochter des alten Freundes aus seinen Universitätsjahren Benigna Behrend. Hätte noch etwas gefehlt, den Zorn des Freiherrn zu steigern, so war es die hinzugefügte Nachricht, daß Sacken's Freunde

sich lebhaft für die Partie interessirten, und unter diesen vor allen der Herzog.

Theosophus hatte sich bei seinem Haß gegen das ganze Menschengeschlecht eine kleine Neigung für die deutsche Nation erhalten. Er meinte, hier seien noch Reste der aus der Welt verschwundenen Ehrlichkeit zu entdecken. Die Erinnerung an die Zeit, die er in Königsberg verlebt, gaukelte zuweilen wie ein Rosenschein durch die schwarzen Wolken, welche seinen Horizont umdüsterten. Mit mehr Wärme, als der Neffe je an dem Oheim wahrgenommen, hatte er von der uneigennützigen Theilnahme gesprochen, die er im Hause des Advokaten Behrend gefunden, und auch des Kindes erwähnt, dessen unschuldige und doch kluge Fragen ihn oft erheitert. Jetzt war auch dieser letzte Lichtschein an seinem Himmel verdunkelt. Ihm kam es vor, während er Deutschland hastig durchreiste, als sei die Nation ausgetauscht; so widerwärtig, lieblos, habsüchtig blickten ihn alle Gesichter an. Er wünschte sich aus der Kultur hinaus in die litthauischen Steppen, und stieg so selten, als es sich thun ließ, aus dem Wagen.

„Also daher die fuchsartige Freundlichkeit, der biedere Ton, die schlichte Sitte, monologisirte er, womit der deutsche Mann mich gefangen nahm! Er war nichts als ein schlauer Advokat in re propria. Die Uneigennützigkeit, mit der er meine Rechnungen schrieb, waren nur ein Aviso auf Mehr, und schon damals mußte das Kind mit dem Oheim liebäugeln, damit es einst den Neffen

fangen sollte. So gehören nicht mehr Jahre, täglicher Umgang, es gehören Jahrzehnde dazu um die Menschen kennen zu lernen; und auch dann vielleicht nicht. Der Neffe hintergeht den Ohm, der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater. Scheue vor allen den Stempel der Biederkeit an der Stirn; aus dem der Falschheit, weil sie sich selbst nicht treu bleiben kann, mag doch vielleicht noch Ehrlichkeit hervorgehn."

Mit einer Wolke voll Ungewitter in der Brust, die von jedem Verdrusse, den er auf der Reise erlitt, dunkler anschwoll, stieg der Freiherr in Königsberg vor dem Hause des Advokaten Behrend aus. Entladen sollte es sich gegen den Heuchler, den unverschämten Spekulanten; niederdonnern wollte er ihn, zerstören die eitle Hoffnung und dann — was dann geschehen sollte wußte er noch nicht, aber das Donnerwetter entlud sich schon indem er an der Klingel riß. — Der Advokat war nicht zu Haus, die Gattin auch nicht, die Tochter mit den Eltern verreist. Wohin? — Nach Kurland, zur Hochzeit, antwortete ein Nachbar aus dem Fenster. — Um in diese Hochzeit wie der Blitz in den Pulverthurm zu fahren, mußten erst die Pferde gewechselt werden. Der Weg zur Post führte ihn vor des Bürger Lauson's Hause vorbei. Der mußte ja um das Komplott wissen. In dem neu geweißten Flure war es auch still. An der Wand stand folgender Vers mit Kohle geschrieben:

Juchheissa mein Faß Ungerwein bleibt doch in dem Keller,
Der Kurländer hat bezahlt bei Pfennig und Heller.

Vivat der Herzog von Kurland, und der es geworden,
Und auch der Königlich Preußische schwarze Adlerorden!

Von einem tauben, alten Manne, der eine Art Hausknecht oder Verwalterstelle im Hause versah, konnte der Freiherr über das tolle Gedicht nicht mehr erfahren, als daß sein Herr es selbst in der Freude an die Wand geschrieben, und daß der Herr Advokat Behrend und seine Freunde herzlich darüber gelacht. Die letzte Zeile sei aber erst nachher hinzugeschrieben, denn des Herrn Lauson Freunde hätten es bedenklich gefunden, wenn er, als guter Preuße und brandenburgischer Patriot, einen fremden Potentaten allein in seinem Hause leben lasse, und es möchte ihm in Potsdam übel angerechnet werden. Um deshalb habe sein Herr Lauson, sagte mit Wohlgefallen der Mensch, auch den schwarzen Adlerorden leben lassen, den dazumal gerade Seine Excellenz der Herr Gouverneur aus der Residenz erhalten. Und daran habe er sehr klug gethan und es sei sehr gelobt worden von Allen. — „Wo ist sein Herr?" fragte Sacken ungeduldig. — „I zur Hochzeit in Kurland" war die Antwort.

Das wird ja eine recht lustige Hochzeit, dachte der Freiherr indem er wieder im Wagen saß, es sind ihrer genug jetzt, die sich satt essen und trinken wollen, bei mir. Mich sollte aber nicht wundern, wenn noch mehr Vettern, Basen nachkämen, vielleicht halb Königsberg als Sippschaft, um das hocherfreuliche Ereigniß, daß ein Bürgermädchen in meine Familie heirathet, standesmäßig mit zu feiern. Eine herrliche Verwandtschaft! Schade

daß ich schon genug an denen habe, welche die Geburt mir gab, um das Glück dieses celebren Zuwachses zu schätzen!

Theosophus Sacken glaubte, um seinem Einspruch Wucht zu geben, gerichtliche Anordnungen in der Hauptstadt nöthig zu haben. Um deshalb eilte er zuerst nach Mitau. Die Ritterschaftsbehörde zeigte sich sehr bereitwillig, und man billigte die Absicht des Freiherrn, seinen gerichtlichen Einspruch vor der Hand geheim zu halten, um damit am angesetzten Hochzeitstage wie ein Blitz aus heiterer Luft vorzubrechen. Denn eine solche Kränkung der Familienehre fordere eine publike Genugthuung. Aber zu den Maaßregeln, welche Theosophus forderte, wünschte man, daß er die Beistimmung, wenigstens das Vorwissen Seiner Durchlaucht des Herzogs beibringe. — „Wie! rief er entrüstet, dürfen wir uns nicht mehr selbst regieren! Steckt der — frei Gewählte die Nase in unsere freien Familienangelegenheiten?“ — Man zuckte die Achseln; man lenkte das Gespräch ab auf den und jenen alten Bekannten, der ähnliche Gedanken mit Sacken gehegt, und nun — der eine im Auslande, der Andere — im fernsten Asien, einer wohl gar bei der Zobeljagd, naturhistorischen Studien nachhänge.

Sacken's Ingrimm barg sich in die Maske des Trotzes. Er eilte nach dem Palast; der Herzog war grade in Mitau. Im Vorzimmer begegnete ihm sein Jugendfreund Keyserlingk, von dem er seit Jahren kaum mehr erfahren, als daß derselbe nicht weniger mißver-

gnügt als er, sein Vaterland auf längere Zeit gemieden. Die Verwunderung, sich hier wiederzusehen, war auf Sacken's Seite größer. Keyserlingk zog ihn bei Seite, und sprach in einem Tone, den er an dem gewaltigen Senior der Kuronen nicht gewohnt war: „Du thust recht daran. Wie die Sachen liegen, blieb uns kein anderer Ausweg. Man muß verstehen, die Träume der Jugend von der Wirksamkeit des Mannesalters zu unterscheiden. Er ist heftig, eitel, aber darin vernünftig: er denkt nicht zurück, wenn wir ihn nicht daran erinnern. Ich schloß meinen Frieden mit ihm. Versuche Du es auch. Er ist zur Versöhnung geneigt, und Du trifft ihn in einer guten Stunde. Er wird thun, als ob er Dich zum ersten Male sähe; sei auch Du klug und setze nicht um einer auftauchenden Jugendgrille wegen das Glück des Lebens auf's Spiel."

Keyserlingk eilte fort. — Was sollte der Herzog, den er nie gesehen, mit dem er nie verhandelt, ihm vergeben, dachte Sacken. An ihm war es, ob er dem Manne verzeihen wolle, der ihm seine Braut geraubt, der sich in seine Familienangelegenheiten unberufen mischte. Höhnend sah ihn das glänzende Wappen der Biron über den Portalflügeln an; er verglich den brillanten Goldfirniß mit der altersgrauen Färbung desselben Wappens am Kamin des Duc de Gontault. Eine innere Wuth durchzuckte ihn; da öffneten sich die Flügelthüren und des Kammerherrn Stimme rief seinen Namen.

Warum durchrieselte ihn jetzt eine nie gekannte

Bangigkeit? Der menschenscheue Reisende war nicht fremd geblieben an den Höfen der Fürsten; seine Füße hatten sich auf dem glatten Boden mit um so mehr Freiheit bewegt, als er die auf demselben Wandelnden glaubte überschauen, verachten gelernt zu haben. Er hatte nicht gezittert vor dem Throne der Bourbonen und des Hanoveraners; weshalb fühlte er jetzt eine solche Bewegung beim Eintritt in den Audienzsaal eines Emporkömmlings? — Was durchzuckte ihn plötzlich die Erinnerung an ein unbedeutendes Abenteuer, an die Rückfahrt aus Königsberg, warum stand das Bild des eitlen Burschen, den er aus dem Wagen stieß, mit hellen, scharfen Farben vor dem Spiegel seiner Seele, jetzt, wo sein Fuß über die Schwelle glitt?

Er stand im Audienzsaale. Vor ihm im vollen Lüstre und Geschmack der Zeit, und doch der Gold- und Brokatglanz der reichen Kleider noch überstrahlt durch das schwarze Auge, Biron, Herzog von Kurland. Biron weidete sich an der Verlegenheit, ja Bestürzung, welche den Freiherrn ergriff, als er in dem Herzog den eitlen Studenten aus Königsberg erkannte. Er war es, unzweifelhaft. Die Natur schafft nicht zwei solche Copieen desselben Urbildes. Und wenn die Züge gelogen hätten, das war derselbe zornige, freche, lächelnde Blick aus dem kugelrunden, blitzenden Auge, den Büren ihm zuwarf, als er, aus dem Wagen gestoßen, rief, sie würden dereinst abrechnen. Sie rechneten in den Secunden, wo keiner die Lippe öffnete, mit einander ab. Die Augen

sagten sich Alles, was auszusprechen war. Die Worte nachher waren nur der formelle Deckmantel für das, was vorher schweigend und vollständiger gesprochen worden.

„Man sagt, Herr von Sacken, sprach der Herzog, Sie wären ein Astrologe und fragten Zigeunerweiber über die Zukunft aus. Ein Wunder, wenn ein Philosoph an Wunder glaubt."

„Die Wunder kommen von selbst, entgegnete Sacken. Ich verlange nicht mehr, als ich jetzt sehe."

„Glauben Sie noch, daß die Welt nicht vorwärts geht? Ich hörte, Sie sollten der Meinung sein."

„Ein alter Spruch, Durchlaucht, meint, man solle den Tag nicht vor dem Abend loben."

„Sie haben weite Reisen gemacht. Ich billige es, wenn meine Cavaliere ihre rauhen Sitten im Auslande abschleifen. Aber Sie sollen ein Menschenhasser geblieben sein."

„Ich fand keinen Grund, meine Ansichten über das Geschlecht zu ändern."

„Glauben Sie nicht, daß es in meiner Macht steht, Ihnen andere zu verschaffen?"

„Vielleicht, wenn Euer Durchlaucht die Macht hätten, mir selbst über mich andere Begriffe beizubringen."

„Es käme darauf an, lächelte der Herzog. Die Welt ist noch groß. Sie lieben ohne Gesellschaft zu reisen, ich würde Ihnen eine Reise in Gegenden empfehlen, wo Sie wenig Menschen anträfen. Sibirien sahen Sie noch nicht. Es ist reich an Naturmerkwürdigkeiten. Mancher

kehrte mit ganz andern Ansichten zurück, als er hinging."

Das Blut pulste heftiger durch des Freiherrn Adern: „Wenn Euer Durchlaucht selbst diese Reise unternehmen wollten, würden Sie gewiß für das Glück Ihrer Unterthanen sorgen."

Die doppelsinnigen Worte waren Sacken entschlüpft; er bemerkte ihre Wirkung in der plötzlichen Blässe, die des Herzogs Gesicht überzog. Doch kehrte schnell die Röthe zurück und er lächelte:

„Ich bin Ihnen noch einigen Dank schuldig, Baron, für eine Gefälligkeit, die Sie einst einem meiner entfernten Verwandten erwiesen. Sie sollen mich nicht undankbar schelten. Vorläufig gratulire ich zu der Heirath in Ihrer Familie. Es ist lobenswerth von Ihnen, daß Sie, um bei der Hochzeit zu sein, die weite Reise in ein Land nicht scheuten, wohin sonst Sie nichts zurückzieht."

„Es thut mir leid, wenn Euer Durchlaucht sich für die Hochzeit interessiren; aber sie unterbleibt."

„Wollen Sie Einspruch thun?"

„Ich."

„Weshalb? Ich finde die Braut reizend. Mich dünkt, auch Sie müssen sie kennen von früher. Oder lieben Sie durchaus nicht an frühere Verbindlichkeiten erinnert zu werden?"

„Ich widerspreche, weil mein Neffe ohne meine Zustimmung heirathen will, der ich sein Oheim, Vormund und Familienseniór bin; weil die Verlobung hinter mei-

nem Rücken geschah, wider meinen Willen, weil es mir zuwider ist, wenn gemeines Blut sich in edle Familien drängt. Darum widerspreche ich und werde es nicht dulden."

„Hm! hm! sagte der Herzog mit unterschlagenen Armen, ich liebe die Männer mit Grundsätzen. Schade nur, die jungen Leute freuten sich so sehr, Sie als Hochzeitsgast zu sehen. Aber als Pathe beim ersten Kindtaufen darf man doch auf Sie hoffen?"

Theosophus ließ sich aus seiner Ruhe durch die des Fürsten bringen. „Dazu wird und soll es nicht kommen, denn ich verbiete unbedingt meinem Neffen die Heirath."

„Wie mögen Sie das?"

„Er ist mein Erbe; ohne meinen Willen hat er nichts."

„Sie vergessen, Baron, daß er Ihre Schenkung schon in Händen hat; es ist durch meine Fürsorge Alles einregistrirt. Ihr Widerspruch kommt darin zu spät."

„Aber nicht der des Seniors. Die Statuten unserer Familie sprechen bestimmt und deutlich in diesem Falle. Es giebt kein Gesetz, meinen Willen zu brechen. Und so wenig ich Euer Durchlaucht bewegen kann, Ihren Herzoghut nieder zu legen, werden Euer Durchlaucht mich bewegen, ihn zu ändern. Hier ist Alles bebrieft und besiegelt, die Ausfertigung der Gerichte, und ich zweifle nicht, daß ein so gerechter Souverain, als Euer Durchlaucht, einen gekränkten Mann in Wahrung dessen unterstützen werden, was sein unverbrüchliches Recht ist."

Der Herzog hatte die Papiere durchblättert und reichte sie freundlich dem Freiherrn zurück. „Warum pudern Sie sich und tragen eine Perücke, Baron? Stoiker Ihrer Gesinnung kann ich mir eigentlich nur denken im schwedischen geschornen Kopf. Ja es war ein gewaltiger Kopf, dieser Karl. Er rannte eichene Thüren ein. Wir, in einem Zeitalter der Verweichlichung und Entkräftung, können das nicht mehr. Aber Ihre Papiere sind in vortrefflicher Ordnung. Kurland kann sich freuen, einen so gesetzlichen Mitbürger wieder gewonnen zu haben. Steht noch sonst etwas zu Ihren Diensten?“

Sacken verneigte sich tief, der Herzog schellte; er war entlassen. An der Thüre rief ihm Biron's Stimme nach: „Baron Sacken, haben Sie sich nicht besonnen?“ — Sacken antwortete „Nein!“ — „Aber Sie sind mir darauf noch Antwort schuldig, ob Sie zur Kindtaufe kommen wollen, vorausgesetzt, wenn zuvor Hochzeit gewesen?“

Der Freiherr verneigte sich: „Wenn zuvor Hochzeit gewesen.“

Er saß wieder im Reisewagen, seine ausgefertigten untersiegelten Papiere in der Tasche, die Kalesche eines Gerichtsbeamten folgte ihm langsam im sandigen Wege. — Sacken hatte seine Zukunft in den Augen des Herzogs gelesen, er wußte was ihm bevorstand. — Eine Reise nach Sibirien. Vielleicht hätte er noch entfliehen mögen. Weshalb? — Ist Sibirien schlechter als Europa? — Auch die Tyrannei sucht nach Gründen, um die Hand-

lungen ihrer Willkühr zu bemänteln. Den geringen Spielraum, bis dieſe Gründe gefunden, nutzte er als ein kluger Mann, ſeinen Einſpruch gültig zu machen. Biron ſollte nicht ſeinen Willen haben.

Er ließ den Wagen in dem kleinen Birkenbuſch vor dem Landhauſe halten, und ſchlich ſich in deſſen Umfriedigung. Alles, im Garten, Hofe, Flur, war Vorbereitung zum morgenden Feſte. Gerüſte, Feſtons, Blumenpyramiden; die Domeſtiken probirten die buntpapiernen Laternen, die den Garten am Abend zu einem Feenpallaſt verwandeln ſollten. In den dunkler werdenden Gängen wandelten die Gäſte auf und ab; man beſprach Scherze, die am heutigen Polterabend die Luſt des Brautpaars erhöhen ſollten. Welche Luſtigkeit, welcher Uebermuth, alles auf Koſten ſeines Beutels, ſeiner Laune. Wie toll vor Freude kreiſelte ſich in den Gängen der alte Lauſon. Er war um Vieles dicker geworden, und ſein Weſen hatte einen vornehmen Anſtrich, der dem ſchlichten Bürger ſonſt fremd geweſen. Behrend dagegen konnte kaum die ernſte Würde, die ihm eigen, aufrecht erhalten; ſo blitzte die Freude aus ſeinem Vaterauge. „Ja, Gevatter, ſagte Lauſon, wer hätte das damals erwartet! Dem Verdienſte wird doch ſeine Krone, und die Welt iſt ſchön und gut.“ — „Ich kann noch immer eine gewiſſe Aengſtlichkeit nicht unterdrücken, entgegnete Behrend. Noch immer iſt die Einwilligung des Freiherrn nicht da. Sein Schweigen iſt bedenklich, wenn man ſeinen Charakter erwägt.“ — „Was bedenken, rief Lauſon,

er muß, er muß! Wofür haben wir unſern durchlauchtigen Herzog, meinen dankbaren Herzensjungen. Wenn er nicht will, ſchicken wir ihn zum Zobeljagen. Deiner muß tanzen nach meiner Pfeife. Dein Franzwein iſt ſauer. Nichts iſt aus ihm geworden. Wir erheben ihn erſt, durch uns kann er es zu etwas bringen. Pereant die Duckmäuſer!"

„Pack!" murmelte der Ergrimmte in die Zähne. Die Brautleute kamen den Gang herauf. Seligkeit in den Blicken der Umſchlungenen. Benigna war ſehr ſchön geworden, der Liebreiz umfloß ihre zarte Geſtalt. Sie wiſchte eine Thräne aus dem Auge: „Und mir iſt doch noch bange, hauchte ihre klangvolle Stimme, wenn er ſo plötzlich vor uns träte, wie ich ihn oft ſah. Der zornige Blick vor ſich hinſtarrend aus dem bärtigen Geſicht, und er ſpräche —" — „Könnte er Nein ſagen, fiel der feurige Liebhaber, ihr den Mund ſchließend, ein, — nimmermehr, wenn er dich ſähe, wie ich jetzt."

Leider konnte der Gemeinte die Züge des ſchönen Mädchens nicht mehr ſo klar ſehen, als er wünſchte. Die eingebrochene Dunkelheit verhinderte es. Eine leiſe Berührung am Arm ſtörte ihn aus der Beobachtung auf. Ein Mann im Mantel, den er für einen der von ihm mitgebrachten Gerichtsdiener hielt, winkte ihm mit verſtohlenen Zeichen. Als er ihm in das Birkenholz folgte, verdreifachte ſich die Zahl der Männer im Mantel. Sacken fühlte ſich ergriffen. Keinen Laut, oder! — war der einzige Laut, den er hörte, und von kräftigen Armen ge-

faßt, und geſtoßen, ward er in einen Wagen gehoben. Der Schlag flog zu, man ſchloß und hämmerte daran, und im nächſten Augenblicke rollten die Räder über den Kiesdamm fort.

Nach einer Weile glaubte er aus der Ferne die Muſik zu hören, welche den frohen Abend auf ſeinem Schloſſe einleitete. Immer ſchwächer, verhallten die Töne bald. Der Wagen fuhr, nachdem die Pferde einige Zeit getrabt, im Schritte fort, ohne anzuhalten. So ging es die Nacht durch.

Sacken kannte ſein Schickſal. Ein Andrer würde nach dem erſten Schrecken unruhig geworden ſein, vielleicht getobt und auf Mittel gedacht haben aus der unwillkommenen Lage ſich loszuringen. Er hüllte ſich, nachdem er ſeine Lage überlegt, ruhig in den Mantel und verſuchte zu ſchlafen. Dieſer erſte Verſuch mißlang. Eine Möglichkeit durchzückte ihn. Außer dem Einen hatte er in Kurland keine Feinde. Nur von dieſem konnte der Gewaltſtreich ausgehn; dann war keine freundliche Löſung denkbar. Aber möglich war eine Verwechſelung der Perſon, denn er war nicht der erſte Edelmann, den man nächtlich aufgegriffen hatte. Um deshalb, als der Wagen durch tiefen Sand fuhr, und es ringsumher todtenſtill war, rief er mit lauter Stimme: „Die Ihr draußen dieſen Wagen eskortirt, könnt Ihr mir Antwort geben, wen Ihr Ordre habt in der Art zu be-

handeln, wie es mit mir geschieht? Nicht daß ich mich widersetzen will, es möchte jedoch sein, daß Ihr einen falschen aufgegriffen habt, was Euch weniger als mich unnöthigerweise in Ungelegenheit brächte. Also Antwort, wenn Ihr dürft, und ich verspreche Euch, so ich der bin, den Euer Auftrag nennt, fürder mich so ruhig zu verhalten, daß Ihr auf der Reise, sei sie nun lang oder kurz, wenig Sorge meinetwegen haben sollt."

Es blieb so still als vorhin: „So dürft Ihr mir doch ein Zeichen geben, wenn Euch das Reden untersagt ist. Ich bin der Freiherr Theosophus Sacken. Wenn es der ist, den Ihr gefangen nehmen solltet, so schlagt auf die Kutsche!"

Ein dreimaliger Peitschenschlag auf das Leder des Kutschendeckels antwortete. Nun war der Gefangene beruhigt. Er schlief den übrigen Theil der Nacht. Der Morgenschein drang, als er erwachte, durch die Bretter, mit denen das Kutschenfenster verschlossen war. In einem Korbe auf dem Rücksitz stand was für ihn zum Frühstück bestimmt schien. Sonst war alles, wie in der Nacht, der Wagen blieb in einem Fahren, bald langsam bald schneller. Durch die Ritzen ließ sich nichts entdecken, kaum ein Streifen des Horizonts. Nur wenn die Aeste am Leder streiften, oder am würzigen Harzgeruch der Kiefern erkannte er, daß es durch einen Wald ging. Befahrnere Wege schien man zu vermeiden, doch hörte er, wie der Wagen über Fähren setzte und Brücken passirte.

Schnitter auf dem Felde sangen ein esthnisches Lied.

Er hatte es wohl schon gehört; noch nie hatten die einfachen Töne ihm indeß so rührend geklungen:

Wo im Staub die Räder rollen,
Fährt der gnäd'ge Herr von dannen;
Möcht' er doch recht lange reisen.
Unsre Hände sind voll Schwielen,
Und gerißt die heißen Sohlen,
Wollt' er doch nicht wieder kehren!
Immer heißer brennt die Sonne,
Immer trockner schmeckt das Leibbrot,
Aerntebier ist immer saurer,
Wenn der gnäd'ge Herr uns zusieht. —
Ach! eh' bleibt im Meer die Sonne,
Eher frißt der Wolf den Vollmond,
Eher bleibet aus der Frühling,
Und die Schwalbe kehrt nicht wieder,
Als er nicht zu uns zurück kehrt
Unser böser gnäd'ger Herr.
Schwielen sind für arme Leute,
Polster für die gnäd'gen Herren.
Arme Leute, arme Leute
Bleiben immer arme Leute!

Nun, nun! brummte Sacken, ich werde ja nicht wiederkehren. Die Reise nach Sibirien dauert Jahre, aus Jahren werden oft Jahrzehnde, aus Jahrzehnden ein Lebensalter. Was der Mensch endlich nöthig hat, trifft er auch dort, sechs Fuß Erde, und mich dünkt, man müsse in den Einöden besser ausruhen als in unsern eng gedrängten Landstrichen, wo der hungrige Blick selbst auf den schmalen Bodenstreif neidisch blickt, und ausrechnet, wie viel Hafer statt der Trauerbirke wachsen

möchte. Das Vieh mag das Gras nicht fressen, das auf Kirchhöfen wächst, sagte mir neulich verdrüßlich der deutsche Küster. Wenn man die Leute, damit sie sterben, nach den asiatischen Steppen schickt, warum sendet man nicht auch die schon Gestorbenen dahin. Raum ist genug. Die Adler rauschen über die kleinen Hügel, der Haase, der Hirsch graset sie ab, der Bär schweift darüber fort, der Fuchs wühlt seinen Bau dazwischen. Wir stören dort Niemand und werden von Niemanden gestört.

Er überschlug die Zahl bekannter Männer, welche unfreiwillig in den letzten Jahren dahin gegangen. Vom Gipfel der Macht in die frierende Entbehrung verstoßen; wie Viele hatten schon im Kampf mit Raubthieren, mit Hunger und Kälte ihr klägliches Leben geendet. Statt in der mit Sammet und Gold verschlagenen Halle, von Kerzenduft umhüllt, lag ihr gefrorner Leichnam in einer schlecht gezimmerten Bretterscheune, und wartete Monate lang bis die Erde aufthaute, die müden Glieder zu empfangen. Er dachte an Mentschikow's Töchter, an wie vieler Anderer Gewaltigen, wie sie die Pelze um den todten Vater, Bruder, Gatten hüllten, einen letzten, ohnmächtigen Liebesdienst dem Dahingegangenen. — „Ein Glück! sprach er, daß ich nicht verheirathet bin. Um mich wird keine Thräne unnöthig fließen. Man kann mich, wenn ich ausgeathmet, zum Fenster hinauswerfen, und die Wölfe sorgen, daß meine Leiche keinem Lebensfrohen ein Aergerniß wird."

Schon war ein zweiter, ein dritter Tag verstrichen.

Man hatte ihn mit dem, was zur Nothdurft des Lebens gehört, versorgt. Er fand regelmäßig beim Erwachen aus dem unruhigen, unbequemen Schlafe die Nahrungsmittel in einem Korbe hingestellt. Im Verlauf der Reise legten seine Wächter von der anfänglich beobachteten Scheu etwas ab, und man reichte ihm auch im Wachen was er bedurfte in die Kutsche. Anfänglich ließ man ihn nur des Nachts aussteigen, später geschah es wohl auch des Tages, immer jedoch nur in der Mitte dichter Wälder, oder auf öden weiten Ebenen, wo kein lebendes Wesen, kein Kirchthurm sich dem Auge zeigte. Bisweilen hielt man auch dann es für nöthig, ihm zuvor die Augen zu verbinden. Die dabei Betheiligten waren, so viel er Gelegenheit fand, sie anzusehen, fremde bärtige Gesichter. Sie wandten, in ihre dichten Mäntel und Pelze gehüllt, ihm den Rücken. Noch entfuhr keine Sylbe ihren Lippen. Durch Zeichen ward ihm angedeutet, wenn er einsteigen sollte. Die Thüre ward wieder fest verschlossen und geprüft.

In den ersten Tagen mußten die Pferde nur dann ausruhen, und gefüttert werden wenn auch er schlief; der Wagen blieb wenigstens in beständiger Bewegung, und er bemerkte nicht, daß die Pferde gewechselt wurden. Später hörte er sie einkehren, und ausspannen. Aus dem Wechsel des Lichtes, und dem Holzgeruch entnahm er, daß man ihn in eine Scheune, oder einen Stall gesperrt. Er konnte indeß wahrnehmen, daß dies stets nur in entlegenen Schenken geschah. Nur selten wurden

dabei Worte gewechselt, welche er verstand, noch seltener hörte er den Branntweinjubel seiner in der entfernten Schenkstube zechenden Wächter. Trotz ihres standhaft beobachteten Schweigens blieb dennoch zwischen ihnen eine Art Verständigung Es war ihm nicht versagt, seine Wünsche zu äußern, und er erhielt darauf durch Zeichen, oder durch die Erfüllung Antwort. Auf diese Weise entspann sich zwischen ihnen eine Art symbolische Sprache, und er schloß daraus, was ihm angenehm war, daß die Wächter dieselben blieben.

Ueberhaupt ließ man in der strengen Vorschrift nach, je mehr die Reise aus den Gegenden sich entfernte, wo noch Deutsch verstanden und gesprochen wurde. Jetzt fuhr man schon Wochen lang durch das eigentliche Rußland. Sacken kannte soviel von der Sprache, um dies zu erkennen. Man übernachtete in Dörfern, und das Gerassel des Wagens auf Steinpflaster sagte ihm, daß man durch Städte fuhr. Hier geschah mehreres zu seiner Bequemlichkeit, nur war man noch taub gegen den Wunsch, daß ihm einmal ein Nachtlager, sei es auch die nackte Erde, außerhalb des Wagens vergönnt werde. Erst als nach Monaten auch dieses weiten Reiches Grenzen hinter ihnen liegen mochten, und ganz fremde asiatische Laute, von denen man nicht voraussetzen konnte, daß der Deutsche davon etwas verstand, wechselten, gab man auch darin nach. Man ließ ihn am heißen Mittag oder in lauen Nächten, einige Stunden im Moose schlafen; in Gehöften durfte er dagegen niemals aussteigen.

Fast hätte er alle diese Gunst durch eine Unbesonnenheit verscherzt. Der Wagen fuhr wieder auf Straßenpflaster; ein Geschwirr von viel tausend Menschenstimmen wogte durcheinander, er war auf einem großen Markte. Das sagte ihm das Kreischen und Zanken der Weiber, die ihre Waare ausboten, das Gebrüll der Kühe und Ochsen, das Pipen und Flattern des Federviehes, der Geruch der Früchte und Kräuter. Der Wagen konnte kaum Schritt für Schritt fort; jetzt hielt er an. Auf dem Knie liegend, das Ohr an das Leder gedrückt, lauschte er, ob er keinen verwandten Laut auffange? Vergebens. Das mochten baskirische, kalmuckische, tatarische und samojedische Sprachen sein; kein Wort darunter, das er verstand. Und doch, in einiger Entfernung hörte er schlechte polnische Worte. — Es war ein Jude. Er hätte ihn an's Herz drücken mögen, und hätte er von Schmutz gestarrt. — Gütiger Gott! was war das für ein Ton? — Ein deutscher Mund, deutsche Worte, nur zwei, ein Schritt von ihm, deutlich klang es: „Du lieber Himmel, da bringen sie wieder Einen nach Sibirien!“ — Ein Schrei des Entzückens brach unwillkührlich aus der Brust, strömte über die Lippen, er weinte, er streckte die Arme aus, er küßte das Leder des Wagens. — Die Stimme war verstummt, keine Entgegnung, die Peitsche knallte und der Wagen rollte über die Steine. Bald war das Steinpflaster, bald das summende Marktgewühl verschwunden.

Die Strafe folgte nach. Ueber Monatsfrist ward

der Gefangene kaum aus dem Wagen gelassen. Vermuthlich mied man absichtlich wieder die große Straße. Die monotone Stille gewann durch die eintretende Kälte an drückendem Gewicht. War es der Winter allein, oder die Nähe des furchtbaren Bestimmungsorts? Eine unsichtbare Hand reichte ihm einen großen Fuchspelz sich darin vor der Kälte zu schützen, es war das erste Zeichen der Versöhnung von Seiten seiner unsichtbaren Gewalthaber. Aber konnten Pelze, Mützen, Fußsäcke, wärmende, starke Getränke die Lichtlosigkeit seines Käfig's heller machen, konnten sie mit ihm reden? Ach der Winter verscheuchte auch die letzte Gesellschaft, die letzten, mit denen er Gespräche pflog, die Sperlinge, die Amseln, den Kuckuk, die Schwalben, die Störche. Das Heulen der Wölfe schreckte ihn nur zu oft aus dem Schlafe; er bemerkte die Angst, welche sie auch seinen Begleitern einflößten, wenn die hungrigen Schnellläufer die Kutsche umschwärmten. Die Pferde wurden unruhig, man brannte Pistolen und Feuerwerke auf die Lästigen ab. Alles deutete auf die unwirthbaren Gegenden, in die sie vorgedrungen; magere Kost, Haferbrot, gedörrte Fische, schlechtere Wege. Man ließ ihn häufiger aus dem Wagen steigen, der oft in ganzen Tagen kaum Meilen zurück legte, und gönnte ihm die Bewegung, welche bei der Beschaffenheit der Gegend nicht gefährlich war. Weite überglaste Schneeflächen, nur unterbrochen von nacktem röthlichen Felsgeschiefer; kümmerlicher Kniewuchs, oder vereinzelte Birken, die traurig ihre nackten Zweige in die eisige

Luft schüttelten, verriethen dem Reisenden, in welche nördliche Regionen er schon gedrungen war. Die Schneehühner waren schon länger seine Begleiter gewesen, jetzt schweifte auch das Rennthier, einsam und in Gruppen, über die Felder. Noch deutlicher redete der nächtliche Sternenhimmel, mit den veränderten Figuren. Ihm war die Nacht willkommener. Freundlicher, wärmer, menschlicher sprachen zu ihm die Millionen flimmernder Welten in den Bildern, die er so oft auf der Karte verfolgt, deren Namen ihm geläufig waren, an deren fabelhafte Gestalten die vorweltliche Mythe, ausgeschmückt von dem Schönheitssinn hochgebildeter Völker, die Geschichte des Heroenalters der Menschheit geknüpft. Was sprach dagegen zu ihm der Tag, der ein eiskaltes Sterbekleid über die Schöpfung ausbreitete; und wäre die Sonne so mächtig gewesen, die Schneedecke fortzuziehen, es lag doch nur eine ausgestorbene Welt darunter. Wie augenblendend die Sonne auf die Felder strahlte, es war doch nur ein matter höhnender Schimmer; selbst der einzelne Raubvogel, der Nahrung suchend über die weißen Flächen dahin flatterte, dünkte ihn des kühnen Fluges, des rauschenden Fittichwurfs, des zornigen Blicks eines Alpenadlers zu entbehren.

Sacken saß festverschlossen im Wagen, als ein Sturm ihn aus seinen Träumen weckte. Der Orkan, der schneidend durch das Leder drang, wälzte Schneemassen heran. Er schwieg, oder rollte über die unermeßlichen sibirischen Ebenen fern gen Abend. Der Himmel war ver-

dunkelt. Anfangs glich es einer Erleichterung, einer wohlthätigen Lösung der Natur nach einer entsetzlichen Beängstigung. Aber die Wolken schüttelten nicht allmählig ihre Fülle aus. Dick zusammen gepeitscht, borsteten sie auf einmal, die Atmosphäre war ein Schnee, er fiel nicht mehr, er wälzte, preßte sich herab. Bis über die Leiber ging er den Pferden, bis über die Räder wuchs er am Wagen. Das Fuhrwerk blieb stehen, denn kein Peitschen und Fluchen half mehr. Nach einer bangen halben Stunde hörte er seine Wächter absteigen und die Pferde losschirren. Es war feuchte Nacht um ihn. Sie wechselten Worte, die er verstand, sie verließen ihn, anderwärts Rettung zu suchen, vielleicht nur für sich, für die Thiere. Ihn ließ man allein, verschlossen, hülflos, in der Nacht, der Wüste, dem sibirischen Schneemeer zurück. Er schrie, er klopfte an die Bretter, er beschwor sie bei Gott und allen Heiligen, ihn nicht zu verlassen, ihn mitzunehmen. Umsonst. Sie hörten ihn nicht, oder wollten ihn nicht hören. Die Pferde mit ihren Reitern arbeiteten sich durch den Schnee, jetzt hörte er nichts mehr, und war allein, eingekerkert, dem Verderben geopfert.

Er war nicht mehr allein, denn durch die Schneemassen arbeiteten sich die Ungethüme der Wüste. Von weit her gaben sie sich Signale, daß sie ihre Beute wieder gefunden, eine Beute von den Wächtern selbst ihnen preisgegeben. Nie hatte ihm das Heulen der Wölfe so entsetzlich geklungen, so lang aushohlend, so teuflisch lächelnd, das Symbol des Hungers und der Höllenfreude

zugleich. Nun stürzten sie heran in wilden Sprüngen. Das Heulen wurde lauter, heller, freudiger, es war die Witterung des Menschenfleisches. Preisgegeben war er den Bestien, zerrissen von ihnen, verschlungen, bestimmt, spurlos zu verschwinden, ohne Abschied von der Welt, ohne Lebewohl von irgend einem Wesen, wahrscheinlich ohne daß eine menschliche Seele von seinem Untergange Kunde erhielt. Er war auf seine Knie gesunken, er preßte die Hände, er versuchte zu beten. Da fuhr das erste Ungethüm über den Kutschendeckel, drüben im tiefen Schnee wieder untersinkend. Ein zweites krallte an das Leder. Jetzt versuchte es oben, jetzt unten Eingang. Er glaubte den warmen Hauch des Rachens durch die dicke Decke zu fühlen, indeß der gräßliche Schrei heißhungriger Wuth seine Nerven zerfleischte. Jetzt waren sie unter, über ihm, jetzt kratzten sie an dem Leder, jetzt nagten sie an den Brettern, rüttelten an der Deichsel. Er pries seine ersten Peiniger, die ihm einen so festen Käfig gebaut. Aber wie lange konnte das Menschenwerk, das doch auch durch die lange Reise gelitten, der wilden Naturkraft der hungrigen Bestien Widerstand leisten. Er war ohne Waffen; aber was hätten Waffen in der Hand des einzelnen geschwächten Mannes vermocht! Auf das Sterben war er vorbereitet; aber darum betete er, daß sein letzter Augenaufschlag noch einem menschlichen Wesen ins Gesicht blicke. Da ergriff es krampfhaft seine Brieftasche und kritzelte mit dem Stifte sein Testament auf die Tafel. Man mußte es ja lesen können, wenn

gleich in tiefem Dunkel geschrieben, denn ein Lichtstrahl, der seine Seele durchzuckte, diktirte es ihm: „Vergebung allen meinen Feinden. Vergebt auch mir, die ich Euch ohne Grund quälte. Mein Neffe sei glücklich, an der Hand Deiner Benigna, der ich alle meine Habe —“

Der Griffel entfiel ihm. Denn von neuem wüthete der Sturm. Der Orkan heulte um die Wette mit den Wölfen. Die Schneemassen wurden zu Bergen aufgehäuft, und der nächste Stoß trieb wieder die Berge auseinander. Die Ungethüme selbst mußten geworfen, geschleudert, mit dem Wetter kämpfen. Da riß ein neuer Stoß den Wagen um, und krachend stürzte er auf die Seite. Jetzt waren die Breschen für den Feind da. Zum zweiten Male gab sich Sacken verloren. Verhüllt in den Pelz, die Augen zugedrückt, erwartete er, am Boden liegend, das Unvermeidliche. Aber die Hülfe war mit dem Sturm gekommen. Mehrere Schüsse, Peitschenknall, Pferdewiehern, Hundegebell und das Hallo vieler Menschenstimmen verscheuchte die grimmigen Thiere im Augenblick, wo der Zahn eines Wolfes die schwächeren Bretter des Kutschenbodens, der jetzt frei zur Seite lag, durchgerissen hatte. Er war gerettet. Seine Wächter waren mit frischen Pferden, und dem Aufgebot einer ganzen Dorfschaft zurückgekehrt. Aber er sah wenig mehr, als den ersten Totaleindruck, den das Nachtbild einer asiatischen Dorfschaft, in wildfremden Trachten, angeleuchtet von Kienbränden, auf seine angegriffenen Nerven verursachte. Einem, dessen weitgeschlitzte Au-

gen und aufgerissener Mund unter der glattgedrückten Nase ihn zu anderer Zeit mit Entsetzen erfüllt hätte, fiel er um den Hals. Denn es war ein Mensch.

Dann versank er in Bewußtlosigkeit, und sah nicht mehr, wie man den Kutschenkasten auf einem Schlitten befestigte; auch erfuhr er nicht, daß man ihn in dem Dorfe zu Bette brachte, und so lange pflegte, bis die Weiterreise ohne Gefahr wieder angetreten werden konnte. — Er hatte bis da genaue Zeitrechnung gehalten, und wußte bestimmt, daß er schon über sechs Monate unterweges war. Von jetzt an ward er an dem Kalender irre, denn seine Krankheitszufälle erneuerten sich, ohne doch bedenklich zu werden. Auch wußte er nicht mehr, in welchen Gegenden er sich befand. Er glaubte bis da, als tüchtiger Geograph, den Strich der Reise im Allgemeinen genau verfolgt zu haben. Die Völkerschaften, die Produkte der Länder, wie die Himmelszeichen verwirrten sich; aber er hatte auch nicht mehr wie früher darauf Acht. Er wußte nur, daß man, wahrscheinlich um seine Qual zu steigern, ihn auf dem längsten Wege nach dem Ort seiner Bestimmung führte. Ihm war es gleichgültig geworden, denn er beschäftigte sich mit sich selbst. Seine Zukunft war einförmig; bewegter die Vergangenheit, auf die er zurück blickte; und je ernster er das Auge darauf richtete, um so unzufriedener ward er mit sich. Wie anders sah er in dem dunkeln Wagen Vieles an, wie vor dem, als das Licht der Sonne, der Schatten der Verhältnisse darauf fiel. Wie Vielen hatte er Unrecht

gethan, wie oft aus ungegründetem Argwohn Andern und sich geschadet. Warum hatte er den Handlungen seiner Nebenmenschen immer die unlautersten Beweggründe untergelegt; und wenn er darin richtig geblickt, wer gab ihm ein Recht auf die Motive allein zu sehen, und nicht auf die Wirkung, auf die That, wie sie geworden. Wie Vieles hatte er danach zu bereuen, um wie viel milder beurtheilte er die, welche ihn gekränkt hatten. Was hatte er ein Recht, was sein Neffe als Lebensglück betrachtete, aus nichts anderm als einer schwarzen Grille zu hintertreiben, wie tyrannisch war er dabei gegen seinen uneigennützigen Königsberger Freund und dessen unschuldige Tochter verfahren! Und durfte er danach Biron, wenn er es war, der ihm die Qual bereitet, nur tyrannisch nennen? Bei der Erinnerung an Benigna Trotha gährte noch einmal der Kelch bitter auf; allein freundlich blickte ihn ihr kluges Auge wieder an, und sie reichte ihm über die sibirischen Wüsten die Hand zur Versöhnung. Wer war hier der Tyrann gewesen, wer hatte das Glück von sich gestoßen? Nicht sie. Aber sie, die er so ernst geliebt, die er so hoch geschätzt, daß er ihren Werth durch Prüfungen läutern wollen, zu denen er nicht berufen war, sie jetzt sittlich entwürdigt, zur Scheingattin, mit Verleugnung ihrer eigenen Würde, ihrer heiligen Rechte, einem andern sinnlichen Bunde den Deckmantel der Dezenz umwerfend! Trug er auch da die Schuld? — Er gedachte des Tatarchans, in dessen Filzzelt er während eines zweiten Fieber

anfalls einige Tage ausgeruht, der zwei Frauen zugleich hatte, eine alternde und eine jugendliche. Er hatte jene gefragt: ob sie mit der Rivalin zufrieden sei? Sie hatte geantwortet: Wenn nur mein Herr zufrieden ist.

Der Winter war vorüber, die Lerchen sangen wieder, der würzige Duft frischer Kräuter drang erquickend in seinen Käfig. Aber grausamer Weise schloß man diesen jetzt abermals viel behutsamer. Nur in dunkeln Nächten, in Waldesschatten ward er auf Augenblicke herausgelassen. Auf den Frühling folgte der Sommer, aber noch immer nicht das Ziel seiner Reise. Er meinte nach seiner Berechnung jetzt in der Nähe des chinesischen Reiches zu sein. Damit stimmten mehrere Anzeichen: ein kräftiger aromatischer Thee, ein Lieblingsgetränk, welches er lange entbehren müssen, wurde ihm häufiger gereicht; er hörte wieder Glocken läuten, ein Ton, der ihm fast wie eine Menschenstimme willkommen klang. Ja man nöthigte ihn eines Morgens sich die Augen verbinden zu lassen, und während dessen ward eine Operation an ihm vollzogen, welche ein ganzes Jahr lang unterblieben war: man nahm ihm den Bart ab, und die Scheere wühlte auch in seinen langen Haaren. Das war das Symbol der Verdammung; so wußte er sich denn am Ziele seiner mühseligen Fahrt. Er glaubte auf eine menschliche Behandlung hoffen zu dürfen, vielleicht nur auf den anständigen Bann innerhalb bestimmter Gränzen; denn man hatte ihm weder Ketten noch den gewöhnlichen Verbrecherkittel angelegt, im Gegentheil war er wieder in

den europäiſchen Kleidern, welche er halb zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit während der Reiſe abgelegt. Und doch fühlte er eine Bangigkeit, daß dieſe nun aufhören ſollte. Wie läſtig auch, es war doch nun ein alter Bekannter, eine Gewöhnung, von der kein Weſen von Gefühl ohne eine gewiſſe Wehmuth ſich trennt.

Die Sonne brannte heiß auf das Kutſchenleder. Der Wagen fuhr langſam. Er hörte das Streifen der Senſen, das Fallen der Mahd. Die Schnitter ſangen. — Die Chineſen, dachte der Freiherr, ſollen das gedrückteſte Volk ſein, und doch mögen ſie ſingen! Alſo es giebt Stoff zur Heiterkeit in der ganzen Welt. — Er drückte die Augen zu, ſanft geſchaukelt von der lauen Luft, von dem ſandigen Wege. Angenehme Bilder von Glück und Friede gaukelten ihm vor. Da hörte er ſie ſingen, in kuriſcher Sprache:

Wieder iſt er, aus der großen
Stadt, zurückgekehrt, der Herr.
Bringt der Gnäd'ge Honigkuchen,
Bringt er Zuckerbrot für uns?
Honigkuchen nicht und Zucker,
Schlimme Mienen, ſauren Blick,
Arbeit doppelt, böſe Worte.
Schelten kann er wie zwei Hundert,
Böſe ſehen wie drei Hundert,
Und die Schläge zählt er nicht.
Wenn er doch recht gnädig wäre,
Und in ſammtnem Handſchuh ginge,
Wollte Weizenbrot dem Prieſter
Opfern, und zwei Kannen Meth.

Was war das? — Er wachte; es war kein Traum. Wie kamen kurländische Bauern an die Gränze von China? — Der Wagen stand ganz still. Die warme, stille Nachmittagssonne drang durch die Ritzen, der Sonnenstaub wirbelte so befreundet, der Harzgeruch der Kiefern, das Rauschen der Lüfte in den Zweigen, alles klang ihm so bekannt. Er rief hinaus. Keine Antwort, kein Zeichen; die Pferde stampften und wieherten nicht. Hatte man ihn abermals verlassen? Hier waren keine Wölfe, keine Einöde. Eine lustige Instrumentalmusik präludirte. Er rüttelte an der Thür; sie ging auf. Er sprang hinaus. Weder Rosse, Kutscher noch Wächter waren zu sehen. Das Fuhrwerk stand in einem kleinen Birkenbusch, den er kennen mußte. Schnell wandte er sich um. Das Portal mit den hölzernen Stufen kannte er auch. Es war sein Landhaus. Dort die Hecke, hinter der er lauschend vor einem Jahre stand, bis sie ihn in den Busch lockten. Er rieb die Augen. Es war keine Täuschung, die helle, klare Julisonne neigte sich über den Spitzen des Föhrenwaldes. Er schlich vorsichtig ans Thor. Jubel und Musik. „Der Neugeborne lebe hoch!“ schallte ein munterer Chor, Gläserklang, Trompeten. Eine andere Stimme brachte eine andere Gesundheit aus: „Unser guter Oheim Theosophus Sacken, daß es ihm wohlgehe und er bald heimkehre!“

Nun hielt er sich nicht länger. Er stand im Saale, wo der Kindtaufenschmaus ungefähr dieselben Gäste versammelt hatte, welche ein Jahr zuvor bei der Hochzeit

waren, Vettern aller Art, Lauson, Behrend, seine Tochter Benigna, eine blasse junge Mutter. Nur an ihrer Seite saß ein anderer, stolzer Gast, dessen Gegenwart den Eintretenden zurückgetrieben hätte wenn es sich noch thun lassen — der Herzog. Doch grade dieser hatte ihn ins Auge gefaßt, die kugelrunden Glasaugen hatten einen so schlauen fragenden, durchbohrenden und triumphirenden Blick auf ihn geworfen, daß er wie eingewurzelt stehen blieb. Biron war an der Rede: „Sie thun ihm Unrecht, meine werthen Freunde. Er hatte nur Gründe bei der Hochzeit auszubleiben, und sie waren gewichtig, das versichere ich Sie. Dagegen hat er mir sein Ehrenwort gegeben, bei der Taufe zu sein, und er wird seinem Fürsten doch nicht wortbrüchig werden. Meine Ehre darauf: er kommt." — „Nein er kommt nicht, rief er, wie plötzlich überrascht, er ist schon da. Willkommen werther Freiherr!"

Sacken fühlte sich umringt, die Hände geschüttelt, bewillkommt. Man zog ihn an die Tafel, er war ein willkommener Gast; aber der Grad von Ueberraschung, den er erwarten mußte, war nicht da. Man hatte ihn wirklich erwartet, man dankte ihm, man schien nicht einmal davon etwas zu wissen, daß er der Verheirathung seines Neffen entgegen gewesen, und mit dem Einspruch in der Tasche vor einem Jahre an derselben Thüre gestanden, durch die er heut zum Kindtaufschmaus eintrat. Ja er erfuhr jetzt erst, daß es gerade der Jahrestag der Hochzeit und seines Verschwindens war. Von diesem

letzten aber wußte man nichts. Man überstürmte ihn mit Fragen, wo er so lange geblieben, wie er sich dem gerührten Danke seiner Kinder ein Jahr durch entziehen können? Lauson, in dessen Kopfe schon der Wein spukte, drückte ihm über Tisch die Hand: er habe ihm Unrecht gethan, ihn für einen sauertöpfischen Neidhans zu halten; jetzt sehe er ein, ein wie raffinirt braver Kerl er wäre, indem er zuerst auf so herzliche, großmüthige Weise eingewilligt, und dann noch so nobel gehandelt auf und davon zu gehen, um den Kindern den Dank zu ersparen. Der Herzog nahm das Wort, bevor der von so viel Unerwartetem Betäubte es ergreifen konnte: „Meine Freunde, wozu unsern nobelgesinnten Freund durch ungestüme Fragen in Verlegenheit setzen. Wo er inzwischen war, geht uns nichts an, und er wird vermuthlich, wenn er schweigt, Gründe haben, weshalb er schweigt. Uns genüge seine freundliche Wiederkehr, und gerade um diese Stunde. Ich namentlich habe ihm zu danken, daß er mein eingesetztes Wort gelöst hat, und trinke ihm deshalb dies Glas zu mit dem Wunsche: Vergessenheit für alles Unangenehme, was hinter uns liegt!“

Sacken hatte einige Gläser getrunken: war es die Erhitzung der Reise oder die Ungewohnheit; es glühte siedendheiß ihm durch die Adern. Aufspringend warf er, statt dem Fürsten Bescheid zu thun, das Glas zu Boden, und rief: „Nimmermehr!“ Jetzt erst war man betroffen, und ahnete etwas Ungewöhnliches, und Sacken ließ die Versammelten nicht lange ahnen. Denn in un-

besonnenem Eifer, mit stolpernden Worten und Zorneshast, erzählte er was ihm begegnet, ohne Namen zu nennen, was er freilich, da er sie selbst nicht wußte, auch nicht füglich konnte. — Während alle Gesichter bis auf Sacken's eigenes, blaß geworden, erhob sich Biron ruhig und ging auf ihn zu: „Baron, Sie erzählen uns Dinge, welche, wenn ich sie nicht aus Ihrem Munde hörte, ich für unglaublich erklärte. Wem darf ich solche tolle Gewaltthätigkeiten gegen einen respektablen Edelmann zutrauen? Bedenken Sie wohl, daß schon der Verdacht eine strafbare Beleidigung ist. Aber untersucht soll die Sache werden, und aufs strengste wenn Sie verlangen. Um deshalb, sobald Sie mir schriftlich die Thäter nennen, bitte ich Sie um alle Beweismittel, und Sie sollen erstaunen, wie ich Jemand verfolgen kann, der so meine Autorität kompromittirt. Gehen Sie inzwischen, schlafen aus, und überlegen. Ich meine auf einer so langen Reise lernt man klug werden," — setzte er mit leisem Tone hinzu.

Als Sacken fortgegangen war, um zu überlegen, und das Resultat entsprach nachher den Erwartungen des Prinzen — äußerte dieser im vertraulichen Kreise der ihm zunächst Sitzenden: „Wie schade, daß der wackere Freund noch immer dergleichen Phantasien ausgesetzt ist. Sie scheinen es zu bezweifeln und für Komödie zu halten, aber ich bin fest überzeugt er selbst glaubt allen Ernstes an die Geschichte, die er sich auf der einsamen Reise, Gott weiß wohin, selbst gebildet hat. So sind

die Gelehrten, die sich von der Welt abschließen, und nur ihrem Ideenkreise leben. Er nährte schon lange die fixe Idee, Alles in der Welt gehe im Kreislauf, und alle Bestrebungen kehrten resultatlos auf den Punkt zurück, von wo sie ausgingen. Diese Idee scheint er in seiner Art verwirklicht zu haben, und er hat eine Reise um die Welt gemacht, um nichts zu sehen, als die Thür wo er in den Wagen stieg und wieder ausstieg. Bei alledem ist er ein Ehrenmann, ich versichere es Sie, und wünsche nicht, daß Jemand daran zweifelt. Man soll sich nicht über ihn lustig machen, er steht unter meiner Protektion. Lassen Sie ihm seinen Wahn, so lange er daran Gefallen hat. Es könnte gefährlich werden ihm denselben ausreden zu wollen. — Gefährlich sage ich," wiederholte der Prinz mit Nachdruck, und sein herrschender Blick traf überall auf ehrerbietig gesenkte Häupter.

Als derselbe seine Prachtkarosse bestieg, nickte er noch gnädig zu Sacken und sagte ihm: „Die Herzogin interessirt sich für Sie, mein Herr von Sacken. Danken Sie es ihr, wenn Ihre Reise früher zu einem glücklichen Ziel gelangte, als Ihre Wißbegier vielleicht, nach Verdienst, befriedigt ward. Sollte sie es noch nicht sein, und Sie wünschten neue Reisen, so rechnen Sie auf meine Beihülfe!"

Sacken verneigte sich tief, und schwieg.

Unterweges in der Haide, unterhielt sich Biron mit dem reich gallonirten Leibkutscher, welcher seinen Wagen lenkte. Diesen Dienst hatte derselbe erst vor kurzem an-

getreten, dennoch ging aus der Vertraulichkeit hervor, daß sie sich schon länger kennen mußten. Auch uns muß das Gesicht bekannt sein.

„Du meinst also, Philosoph, sagte der Herzog, daß die Kur geholfen hat?“

„Ausgetauscht ist er, Durchlaucht, antwortete der Kutscher sich zu ihm herüber lehnend. Pur ausgetauscht. Sie hätten nur sehen sollen, wie er sich Mühe gab, ein menschliches Wort mit einer Menschenseele zu sprechen, und wie zuletzt er aufjauchzte, wenn er nur ein Paar tunguſiſche oder karaibische Sylben hörte, oder wie die Race da heißt. Reden mußte er nun durchaus, und da's mit Menschen nicht ging, parlirte er mit den Vögeln, brummte mit den Bären und heulte mit den Wölfen. Lieber Gott, er fing sogar mit einem Maikäfer, der um den Wagen summte, Konversation an. Durchlaucht kamen mir immer da in den Sinn, als wir bei Tauroggen fuhren, und Sie nicht sprechen sollten mit ihm, und dafür pfiffen und grunzten und quikten. Ja so bleibt Alles in der Welt beim Alten. Es heißt nur: heut mir, morgen dir. Aber wahrhaftig, das Herz blutete mir bisweilen im Leibe, daß ich ihn nicht anstoßen, und ihm sagen konnte, was für ein Esel er gewesen.“

„Du hast Deinem Herrn treu gedient, auch als sein Gefangenwärter. Und entschädigt, denk ich, bist Du durch Deinen neuen Dienst.“

„Durchlaucht, fuhr der Kutscher auf, das bin ich. Und ich wünschte nichts, als daß ich es Ihnen auch mal

so vergelten könnte. Wenn Sie einmal nach Sibirien müßten, den Weg kenne ich jetzt."

„Unverschämter!" rief der Herzog, und riß das Fenster herunter. Der Kutscher murmelte: „Na, na, nur nicht ungebärdig. Ich weiß auch, was mein kleiner Finger mir sagt. Das Sibirien ist ein Land, wo noch viele Menschen Platz haben, und Herzogthümer dazu, größer wie zehn Kurlande. Und es sah mir grade so aus, als sollte ich noch mal auf längere Zeit dahin reisen, ob mit einem Herzog oder einem Baron, das ist in unserer Zeit alles gleich. Eine Glaskutsche oder eine Kibitke, sie brechen beide, wenn man umwirft. Und die glücklichsten Geschöpfe bleiben doch die Krähen; denn sie waren in Sibirien so laut und froh als in England und Frankreich."

Theosophus Sacken hatte die Lust verloren, eine zweite Reise zu unternehmen. Er zog sich, nachdem er mit dem Neffen seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nach Königsberg zurück, und miethete sich auf's neue beim Advokaten Behrend ein. Der Verkehr jetzt war viel freundschaftlicher; auch mit dem wunderlichen alten Lauson hielt er gern zusammen, und er täuschte die Voraussage des philosophischen Kutschers in sofern nicht, als er versicherte, mit lieben Menschen zusammen zu sein, wäre ein Genuß, um den es sich schon zu leben lohne. Er war geduldig und zufrieden. Nur auf etwas schien er zu warten und das mit Ungeduld. Er meinte auch für Biron von Kurland müsse die Stunde der Vergeltung schlagen, ohne daß er sie grade heranwünschte. Aber

Biron's Macht wuchs mit Jahr um Jahr, er war allmächtig, Europa's Fürsten bewarben sich um seine Gunst, und die französischen Birons gratulirten ihm förmlich für die Ehre, die er ihnen erzeigt, ihr Verwandter sein zu wollen. Ja nach Anna's Tode schien er, als erklärter Regent des Russischen Reiches, anerkannt von Europa und der Russischen Nation, unantastbar in seiner Macht zu stehen. Da warf eine Nacht das Gebäude des Glückes um. Ein kühner Abenteurer genügte, ihn zu stürzen. Noch speiste er zu Abend freundlich mit dem Feldherrn Münnich, und nach Mitternacht ließ derselbe Münnich ihn nackt in Ketten schlagen; und von Allem entblößt, unter schrecklichern Umständen wie jener damals Sacken, sandte ihn der Undankbare nach Sibirien. Dieser empfand eine Genugthuung, es war nicht Rachegefühl, es war nur Befriedigung für sein Thema, daß der Mensch doch den Kreislauf machen müsse, und keine Gunst des Schicksals den Geschaffenen so hoch schnelle, daß er nicht vom Höhenpunkte des Glückes dem Ausgangspunkte wieder nahe komme.

Der Träumer.

Novelle

von

August Kopisch.

Vom Strande, welcher nun Stabiä, die fast zweitausend Jahr in Aschenregen begrabene Stadt, lieblich überblüht, gelagert zwischen dem Golf von Neapel und dem von Salern, erhebt sich über den Spiegel des anmuthigen Meeres, erst mit sanfteren Hügeln, bald aber geschwungener und kühner, ein mächtiges, vielzackiges, oben dunkelb ewaldetes Kalkgebirge, dessen fruchtbare, terrassirte Hänge der Bienenfleiß der Menschen überall reichlich mit Oel- und Weingärten und mit unzähligen, zierlichen Ortschaften überbaut und geschmückt hat. So vollendet ist daselbst das Werk des Fleißes, daß es vor die Augen tritt, wie ein müheloses, unmittelbar göttliches Geschenk, als habe das Paradies sich hernieder gesenkt in die Thäler und um die Lehnen der zackigen Anhöhen.

Unter den vielen Ortschaften aber erhebt sich eine, Gragnano genannt, besonders gesegnet mit köstlichen Purpurtrauben. So reichlich trägt die Rebe dort, daß die Winzer noch im Schatten gehn, wenn sie schon die Blätter hinweg gebrochen, die Trauben allein geben

Schatten genug. Nicht zu früh, nicht zu spät reifen sie dort an den luftigen Hängen und füllen die gewaltigen Fässer mit köstlichem Getränk, so daß die Besitzer daselbst von Jahr zu Jahr an Wohlhabenheit zunehmen. Ja, rings um den ganzen schönen Golf sagt man, will man Jemanden als wohlhabend bezeichnen: er hat sein Kellerchen in Gragnano.

Nun hatte daselbst vor Jahren Gott einem Mann Namens Strintillo solcher Kellerchen nicht nur eines, sondern mehrere beschieden, auf deren Besitz sich Herr Strintillo nicht wenig zu Gute that. Seine liebste Rede war: Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geschehen! — Herr Strintillo wollte jedoch manchmal sehr dummes Zeug; besonders wenn ihm dergleichen geträumt hatte; denn er war über alle Maaßen abergläubig und hielt gewaltig viel auf seine Träume. So hieß er einst in eine dürre Felszacke einen Brunnen hauen, weil ihm dort im Traum von seinem Vetter Ciccio ein Glas Wasser gereicht worden. Als man ihm aber vorstellte: hier werde kein Wasser kommen, sprach er: „Ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geschehen!“ — Sofort wurde mit dem Hauen des Brunnens begonnen. Man sprengte daß die Steine flogen. Drei Monate vergingen, — immer kam noch kein Wasser; aber Don Strintillo verlor den Muth nicht und würde, jedem Spötter zum Trotz, noch heute graben lassen; hätte sein Vetter Ciccio nicht Wasser in die Grube gegossen, und ihm ein Glas dar-

aus geschöpft und zu trinken gereicht. — „Wer hat nun Recht?“ fragte Don Strintillo und trank das Glas rein aus. Zwar kam später, trotz alles Grabens, kein Wasser mehr nach; aber Don Strintillo hielt den Traum für erfüllt und war zufrieden und, als man ihm einige Zeit nachher von Ciccio's List sagte, sprach er: „So sagt Ihr nur damit ich nicht Recht haben soll,“ und alles endigte damit, daß er nur desto mehr im Glauben an seine Träume bestärkt wurde, recht nach dem alten Sprüchwort: zerstoße den Narren im Mörser und er wird ein Narr bleiben, nach wie vor. Jeden Morgen, sogleich nach dem Frühgebet, langte Don Strintillo nach seinen Traumbüchern, deren er nicht genug bekommen konnte. Dieselben widersprachen sich zwar hie und da; aber das war ihm eben recht; denn, traf sein Traum nach dem einen Buche nicht ein, so fand er in dem andern Trost. Alles, was ihm widerfuhr, wußte er immer hinterher den Träumen anzupassen, die er kurz vorher oder lange vorher gehabt hatte. Als ihm seine gute Frau starb, sagte er zu seinem Vetter Ciccio mit Thränen in den Augen: „Da sieh, wie meine Träume zuletzt doch eintreffen! — Vor drei Jahren, just in derselben Nacht, sah ich im Traum eine Katze, die auf glühenden Kohlen stand und gewaltig schrie. Was diese Katze bedeuten sollte, konnte ich damals in meinen Büchern nicht finden und auch nicht denken: nun ist es aber klar: die Katze, die auf Kohlen steht, ist meine Frau im Fegefeuer; denn, unter uns gesagt, sie kam mir manch-

mal nicht aufrichtig vor. Nun aber laß uns für ihre arme Seele beten!“ —

„Ihr thut ihr Unrecht,“ sagte Don Ciccio.

„Laß uns beten, sagte Strintillo, vor Gott sind wir Alle Sünder!“

Zum Glück wurde seine schöne Tochter Angiolina nicht von ihm erzogen, sondern von einer verständigen Muhme, die er ins Haus genommen, und wuchs an Seel und Leib so herrlich heran, daß sie mit sechszehn Jahren das Wunder der ganzen Gegend war. Unzählige Freier hatten sich bereits vergeblich bei dem wunderlichen Vater um sie beworben, als eines Tages zwei bei ihm zusammentrafen, welche sich besser berechtigt glaubten als alle früheren. Der ältere dieser Freier, Don Granco, war zwar von Gestalt häßlicher und drolliger, als man irgend ein Figürchen aus Brot kneten könnte, dabei jedoch der wohlhabendste Mann in Gragnano und, was ihn bei Strintillo gleichermaßen empfahl, wie er ein leidenschaftlicher Liebhaber von Träumen. Der andere dieser Freier aber war das Gegentheil von diesem, weder ein Träumer, noch mit Reichthümern gesegnet, aber sonst mit Allem ausgestattet, was an jungen Leuten wohlgefällt. Er war jung und schön, kräftig und rührig und rasch in Allem was er that, der beste Tänzer am Ort und geliebt von Jung und Alt. Begabt mit der süßesten Stimme, die je von Mannesmund erklungen, verstand er zu Tänzen und Spielen augenblicklich die zierlichsten Weisen und Lieder zu erfinden, und hatte vor Kurzem

erst in einem Wettsingen mit den besten Improvisatoren der Umgegend eine schön ausgelegte Mandoline gewonnen, zu deren beseelten Klängen er, unter Angiolinens Fenster, manch schmelzendes Lied gehaucht. Kurz, Don Granco besaß das Herz des Vaters und Giovanni das Herz der Tochter, und war bei dem Alten ebenfalls so wohl angeschrieben, daß er die beste Hoffnung hatte. So gerüstet traten Beide zugleich in das Zimmer, Jeder im Vertrauen auf sein Glück, hatte Keiner ein Hehl vor dem Andern, und Giovanni ließ den drolligen Don Granco seine Werbung zuerst anbringen. Dieser hub folgendermaßen an: „Mein ehrenwerther Freund Strintillo, vielleicht ist Euch bereits bemerklich geworden, wie mich schon seit geraumer Zeit der Liebesgott quält und peinigt, und zwar um Eurer schönen Tochter willen, welche, wie alle Welt weiß, von der Nasenspitze bis zur kleinen Zehe nichts anders ist als ein Zucker und ein Honig, und, daß ich es kurz heraussage, durchaus gemacht für Euren Diener Granco. Viel Redens kann ich nicht machen, gebt sie mir zum Weibe: ich stelle sie in ein Glasschränkchen, und lasse kein Stäubchen auf sie fallen, so wahr ich Granco bin, es soll Euch nicht leid werden! — Ihr wundert Euch vielleicht, woher ich den Muth nehme, und sogar auf einmal mit der Thür ins Haus falle? doch seht diese zerknitterte Schlafmütze dahier und vernehmt, was mir diese Nacht geträumt hat."

Bei diesen Worten ward der arme Giovanni leichenblaß. Auf einen Traum seines Nebenbuhlers war

er nicht gefaßt, und da er Strintillo's Leidenschaft für Träume kannte, fürchtete er sehr, daß Granco die Oberhand gewinnen könnte.

„Der Traum ist, fuhr Granco fort, so gut wie einer sein kann und ein Morgentraum, er paßt überall ein und schließt zusammen, daß gar keine Fuge bleibt." Hierauf erzählte Granco mit langweiliger Ausführlichkeit: wie ihm Angiolinchen im Traum erschienen sei, um und um mit Blumen besteckt, und ihm eine Rose gegeben habe: wie sie dann zusammen einen großen goldnen Fisch gefangen und mit einem Hammer todtgeschlagen hätten, der Fisch aber habe so viel Rogen gehabt, daß alle seine Kessel und Töpfe nicht langen wollen, ihn aufzunehmen. Als er deshalb den Hut abgenommen, sich hinter den Ohren zu kratzen, sei er aufgewacht, die Schlafmütze in der Hand, die er vor Freuden über den prächtigen Traum ganz zerküßt und zerbalgt habe. „Da seht, wie sie aussieht, überall zerknittert und zerknillt!"

„Warum aber dünkt Euch der Traum so gut?" fragte Giovanni. Da sagte Don Granco: „wenn Ihr es ihm nicht selber ansehet, will ich Euch belehren; der Traum ist sechsmal gut:

Einmal, weil der Gegenstand der Liebe selber darin ist.

Zweitens, bedeuten die Blumen, daß das Zuckerkind bald heirathen wird.

Drittens, bedeutet die Rose, die sie mir gab, daß ich ein beneideter Mann sein werde.

Viertens, bedeutet das Angeln und daß der Fisch

anbeißt, unsere Heirath, und daß wir immer wohlhabend sein werden, denn der Fisch war von Golde.

Fünftens, bedeutet der Hammer, daß wir die Heirath durchsetzen werden, es mag in die Quer kommen, wer da will, und endlich:

Sechstens, bedeutet der viele Rogen zahlreichen Kindersegen.

Nun sagt selber, was fehlt dem Traum noch an seiner Vollkommenheit. Fragt einmal Don Strintillo, er ist gelehrter als ich; aber er mag ihn nach Rothbart's Traumbuch auslegen, oder nach Schwarzbart's, er ist gut und bleibt gut. Nach der klugen Sibylle fällt er freilich anders, aber da sind die Nummern verdruckt, und wer ihr traut ist immer betrogen. Was meint ihr, Don Strintillo, fragte Granco mit zuversichtlicher Miene, ist er nicht gut, ist er nicht prächtig?"

Aber Strintillo, der auf keine Frage rasch zu antworten gewohnt war, und der, unter uns gesagt, noch etwas auf die Sibylle hielt, bewegte nachdenklich den Kopf, wandte sich zu Giovanni, und fragte: „Hat Euch auch etwas geträumt?" —

„Mir? Nein oder doch, ja, entgegnete Giovanni, und ergriff die Hand Strintillo's: Mein lieber Don Strintillo, seit ich eure Tochter gesehen, lebe ich beständig, Tag und Nacht, in dem Traume fort, daß nie Leute glücklicher zusammenleben würden, als eure Tochter und ich!" Hiebei standen ihm die hellen Thränen in den Augen. Don Strintillo sah ihn freundlich an und sagte:

„Nun, mein lieber Giovanni, ich weiß, daß meine Tochter euch wohlwill und habe nichts gegen euren wachenden Traum und gegen euren schlafenden auch nichts, ehrenwerther Don Granco, beide Träume können recht gut sein, doch erstens, habe ich sie nicht selber geträumt und zweitens, seid ihr an einem bösen Tage zu mir gekommen, denn hört: Als ich diesen Morgen ausgehen will, kommt mir rechts ein altes Weib entgegen, links huscht mir ein Häschen über den Weg und, wie ich wieder ins Haus trete, läuft mir, bis ins Zimmer, Ciccio's rother Hund nach, der mir nie Gutes bringt. Daher ist der heutige Tag sehr böse, und gar nicht gemacht, um dergleichen zu beschließen, geduldet Euch also noch heute, morgen früh sollt Ihr ausführlichen Bescheid haben. Keiner von Euch wird darum von mir verachtet; aber ich will die Sache beschlafen. Der Himmel wird mir einen Wink geben, dem ich folgen kann. Das Schicksal meines einzigen Kindes liegt mir zu sehr am Herzen, als daß ich dergleichen ohne himmlischen Rath beschließen könnte. Lebt wohl. Heute drohet Unglück in meinem Hause, darum wird Euch weder Speise noch Trank gereicht. Ein andermal sollt ihr mir herzlich willkommen sein."

Mit solchen Reden entließ Don Strintillo für diesen Tag die beiden Freier. Don Granco fand alles sehr natürlich, und blieb, im Vertrauen auf seinen sechsmal vortrefflichen Traum, so glücklich als vorher. Aber Giovanni gerieth, als er das Haus verlassen, über den

abergläubigen Strintillo ganz außer sich, und als er ins Freie kam, rief er zum blauen Himmel empor: „wenn das Schicksal eines Wesens wie Angiolina an Strintillo's albernen Träumen hängt, was soll aus ihr, was soll aus mir werden! Lieber himmlischer Vater, erhelle doch die Augen des Alten, daß er die Tochter nicht auf ewig unglücklich macht, thue seinen Sinn auf über seine Thorheiten, oder willst Du ihn nicht umschaffen, sende ihm wenigstens einen Traum, worin Angiolina ihm um den Hals fällt und ihn bittet, mich zu nehmen; oder wie Du sonst seinen Willen lenken willst, denn Du vermagst ja alles und jedes, wie Deine Weisheit es für gut findet!" — Dieser letzte Gedanke machte Giovanni etwas ruhiger. Langsam schlich er zurück unter Angiolinens Fenster, und flüsterte die traurige Botschaft hinauf. Angiolinchen, obwohl selbst erschrocken, suchte seine Sorgen zu beschwichtigen, und sagte zu ihm: „Lieber Giovanni, tröste dich, mein Vater hat Dich lieb, wir wollen Gutes hoffen, gehe nach Deinem Weinberge und zerstreue Dich mit arbeiten. Geh, ich will auch etwas vornehmen, so wird Sorge und Unruhe am besten bekämpft." Langsam ging Giovanni nach seiner kleinen Besitzung. Sie schien ihm heute kleiner als je, weil er sie mit Granco's Gütern verglich. Er ging an die Arbeit und kämpfte mit Gewalt gegen seine Sorgen, aber er war immer noch in einem Zustande, der einem Fieber glich. Der Mond schien lieblich und klar, es trieb ihn nach dem Hause seiner Geliebten, er nahm seine Mandoline mit und

spielte unter ihrem Fenster alle Lieblingsweisen; aber wenn er an den andern Morgen gedachte, sanken ihm die Hände von den Saiten. „Geh zur Ruh, lieber Giovanni!“ bat Angiolina mit süßem Flüstern mehre Male flehentlich. Er ging auch, kam aber immer wieder zurück und um Mitternacht sang er unter dem Fenster der Kleinen, die selbst nicht that was sie ihn hieß, folgendes Lied aus seinem Herzen, während der Vesuv dazu leuchtende Gluthen in die Mondnacht emporwarf: —

Unruh'ge Du, Du rufst mir: ruhe! zu:
Bin todesmüd' und finde doch nicht Ruh!
Wo ruht des Schiffers Haupt im Sturmesdrang?
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

Ich bin der glüh'nde Stein, der dort entfleugt
Dem Schlund und, schon im Fallen, wieder steigt,
Emporgewirbelt von erneutem Drang.
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

Ein Ameishaufen bin ich, den gestört
Die Lieb', all' meine Sinne sind verkehrt:
Am Himmel wankt vor mir der Sterne Gang.
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

Ich bin die Wachtel, über'm Meer verirrt,
Kein Land erblickt sie, jagt und schlägt und schwirrt,
Dicht unter ihr der Wellen Grabgesang.
Ach Gott! ach Gott! wie ist die Nacht so lang!

In solchen Gedanken kam den beiden Liebenden der Morgen heran, und sie erwarteten mit Ungeduld Strintillo's Erwachen.

Don Granco nahm, wie wir wissen, die Sache viel

ruhiger, er verließ sich auf seinen Traum, that einen guten Schlaf, erwachte jedoch bei Zeiten, legte sogleich die zierlichsten Kleider an, die sich in seinen Kisten und Kasten vorfanden, und machte sich auf den Weg nach Strintillo's Hause, vor welchem er den guten Giovanni mit seiner Mandoline sitzend fand.

„Schon hier?" fragte Granco.

„Ja wohl, sagte Giovanni, wir kommen noch zu früh, Don Strintillo ist noch nicht erwacht."

„O, wohl ist er erwacht! rief Strintillo und erschien an der Thür: kommt herein, ihr beiden Herren, Ihr sollt Bescheid haben. Ich habe einen Traum gehabt, der an Schönheit seines Gleichen sucht und so deutlich ist, daß Ihr ihn Euch selbst auslegen könnt, so wenig Ihr vom Traumauslegen versteht."

Don Granco trat freundlich ein und rieb sich die Hände, zitternd folgte Giovanni. „Da setzt Euch und hört meinen Traum!" sagte Strintillo. Beide setzten sich und der Träumer hub an: „Gestern, als ich mich schlafen legte, nahm ich mir fest vor, über Eure Angelegenheit zu träumen. Es währte nicht gar lange, so kam ich aus der Finsterniß des Schlafes in einen wunderschönen großen Weingarten, der mich sehr in Verwunderung setzte; denn an den Trauben, die dort hingen, waren die Beeren so groß, daß jede Beere wohl einen Schoppen halten mochte, und jede Traube mochte gegen die 1000 Beeren haben, aber die Trauben, die da waren, konnte ich nicht zählen; denn es war alles roth und

schwarz davon, über und über! Das Sonderbarste war, daß sich die Trauben vor meinen Augen färbten, und reif wurden und die reif wurden, sanken zu Boden und ließen den Most von selbst ausgehen, in Rinnen von weißem Marmor, die unter den Weinstöcken waren. Alle die Rinnen aber gingen zusammen in einen großen Teich. Wem mag wohl der Weinberg gehören? dacht' ich bei mir und sah mich um nach Jemandem, der es mir sagen könnte. Da war eine Gans, die von den Beeren fraß, und etwas herschnatterte, das immer klang, wie Bräutigam, Bräutigam. — Sollte das meiner Tochter Bräutigam sein? dachte ich weiter. — Ja, ja, ja, schnatterte die Gans. Indem ich so weiter gehe, kommt mir mein Vetter Ciccio entgegen, und sagt mir: wo bleibst Du, Strintillo, lasse die Hochzeitsgäste nicht warten! — Aber so geschwind ging das nicht; denn statt Sandes waren alle Gänge so dick voll Ducaten, daß wir manchmal bis an die Brust hineinsanken. Endlich kamen wir in einen Keller, wo noch mehr volle Weinfässer lagen, als ich oben Trauben gesehen hatte. Wem gehört dies Alles? fragte ich Ciccio. Angiolinens Bräutigam, war die Antwort. Wir mochten so, wohl ein paar gute Stunden, bei lauter vollen Fässern vorbeigekommen sein, als der Keller endlich ein Ende nahm und sich nach einem großen freien Platze öffnete, wo ganz unzählige Hochzeitgäste sämmtlich auf ungeheuren Würsten saßen, an Tischen von runden Käsen, in deren Mitte jedesmal Springbrunnen von lauterem Wein waren, die nach allen Gästen hin Strahlen

schossen. Weder Gläser noch Flaschen waren zum Trinken gestellt, und die Gäste fingen auf gut spanisch den Strahl, der auf sie zukam, mit den Mäulern auf, welches überaus lustig zu sehn war. Auf den Tischen waren Messer gelegt, womit die Gäste sich nach Belieben Käse von den Tischen losschnitten. Mitten auf dem Platze stand ein großer Ofen, wo man gar fette Ochsen hineintrieb, die auf der andern Seite, köstlich gebraten, wieder herauskamen und um die Tische herumspazirten, wo sich dann jeder Gast sein Lieblingsstück losschnitt, worauf die Ochsen sich allemal höflich verneigten und wieder weiter gingen. Auf der anderen Seite war ein Teich von heißem Oel, worin ungeheure gebratene Fische herumschwammen. Dort amüsirten sich viele Gäste mit Harpuniren und holten sich allemal den Fisch heraus, zu dem sie Lust und Appetit hatten. Eben so war es mit dem Federvieh bestellt, welches von einem großen Pastetenrande eingehegt, theils gebraten, theils gekocht, theils gedämpft herumlief, auch in allerhand Saucen schwamm und ebenfalls sehr artig den Rücken oder die Brust hinhielt, je nachdem man sich dieses oder jenes Pfaffenschnittchen losschneiden wollte. Für die, welche gern Maccaroni aßen, hingen sie von den Bäumen herunter wie Palmenzweige, so niedrig, daß die Liebhaber davon die Hände auf den Rücken legten und sie mit den Zähnen abrissen, wie Ziegen das Laub abknubbern; sie durften auch nicht erst Käse daran thun, denn aller Staub, dessen dort viel herumflog, war fein geriebener Parme-

sankäse, so daß die Macaroni-Gäste über und über zu lauter Käse wurden. So reichlich war alles bei dieser Hochzeit und ich sah mich noch immer vergeblich nach dem Bräutigam um. Endlich kam er daher mit meiner Tochter an der Hand."

„Nun und wer war es?" fragte Granco ganz freundlich.

„Er war aus Gragnano, das hörte ich sagen."

„Aber wer war es?" fragte Granco noch vergnügter.

„Wer es war, mein lieber Granco, das konnte ich unmöglich erkennen, antwortete Strintillo; denn dieser Bräutigam strotzte so von Gold und Juwelen, daß ich vor Glänzen durchaus seine Figur nicht ausnehmen konnte, so viel Mühe ich mir gab, ich konnte mir seine Züge nicht zusammenfinden, bis ich über dieser Bemühung aufwachte, da schien mir die helle Morgensonne gerade ins Gesicht. Nun rathet selbst, auf wen deutet der Traum?"

„Nun, jedenfalls auf einen wohlhabenden Mann," sagte Granco lächelnd.

„Richtig, sagte Strintillo, ein Reicher soll sie haben, dann wird sie glücklich sein, weiter sage ich nichts, und nenne Keinen, um Keinen zu beleidigen. Wer sich so reich glaubt, richte binnen drei Wochen ein Fest zu. Gefällt es mir, so soll es sein Hochzeitfest sein und er mag meine Tochter heimführen mit allem Segen Gottes."

„Aber . . . " begann da todtenbleich Giovanni . . .

„Nichts weiter, fiel ihm Strintillo in die Rede, ich

bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geschehn!" Damit ging er in sein Gemach und ließ die beiden Freier in sehr verschiednen Empfindungen stehn.

Don Granco, seines Sieges mehr als gewiß, kniff vor Freuden den Mund zusammen, blies sein Oberlippchen auf, drückte gleich einem Kropf-Täuberich das Kinn an den Hals und gurrte behaglich „Hm, Hm!" Damit ging er und nahm sich so drollig aus, daß auch ein Todter über ihn hätte lachen müssen. Doch Giovanni lachte nicht, der Arme stand da wie gefroren. Sein Auge sah nicht mehr, sein Ohr hörte nicht mehr. Hätte Jemand ihm ein Messer durch das Herz gestoßen, er würde den Stoß nicht gefühlt haben. Die helle Morgensonne schien ihm in die offenen Augen, aber er war wie in finstrer Nacht. Er wankte hinaus, als wäre der feste Boden unter ihm nur Wind und Woge.

Angiolina, die mit der treuen Muhme am Fenster lauschte, rief ihm mit Zittern entgegen: „Nun?" —

Er blickte sie an, bleich wie der Tod, schlug sich mit der Hand aufs Herz und wankte stumm dahin.

„Giovanni! Giovanni! rief ihm die Geliebte nach; aber er wandte sich nicht wie sonst. — Er wankte fort, bis ihn der Schmerz gewaltsam zur Erde niederzog. Angiolina sah ihn sinken: da vermochte sie nicht mehr, sich zu halten, sie eilte die Treppe hinab und hin zu ihm. Unter einem Mandelbaume lag er wie entseelt. Den Hut hatte er von sich gestoßen, sein Gesicht an die Mutter Erde gedrückt.

„Giovanni! Giovanni!“ rief Angiolina aus zitternder Brust, und warf sich ihm zu Häupten, aber Giovanni winkte ihr hinweg, nahm mit beiden Händen Staub von der Erde, und ließ ihn in seine blühenden Locken fallen. „Giovanni! Giovanni! rief Angiolina und nahm sein Haupt in ihre schönen Hände: Nicht so, nicht so! lieber, süßer Giovanni! Soll ich mit Dir sterben?“ rief sie schluchzend, und der Strom von heißen Thränen, den sie über seine Stirn ergoß, schien ihn wieder zu beleben. „Was ist geschehen?“ fragte sie, doch Giovanni vermochte nicht zu antworten. Indem war die treue Muhme herangekommen und fragte: „Kinder, was ist euch?“ Nur mit Mühe konnte sie von Giovanni den Hergang herausfragen. Auch sie ward von dem grausamen Spruch Strintillo's, dessen Starrsinn ihr wohl bekannt war, herzlich betrübt, und weinte mit den Trauernden als gute Christin, endlich aber faßte sie sich, und sprach: „Liebe Angiolina, geh nur wieder heim, es könnte Dich Jemand hier sehen und das wäre nicht gut!“ — „Ach! ob mich Jemand hier sieht oder nicht! Wer im Sterben liegt, frägt wenig mehr nach der Welt!“ erwiederte das holde Kind fast stimmlos.

„O! fasset Euch, liebe Kinder, sprach die Muhme wiederum: vielleicht ist noch nicht alles verloren? Geh zurück ins Haus, Angiolina. Geh, bete zu Gott und der heiligen Jungfrau: die vermögen den Sinn des Vaters wohl noch zu wenden, und Du Giovanni, raffe Dich auf. Weißt Du was Du thust? — Geh zu meinem

Bruder Ciccio, der ist ein studirter Mann; vielleicht giebt der Dir guten Rath?"

„Guten Rath? — Kann er mir sagen wie, wer arm ist, in acht Tagen zum reichen Manne wird, auf ehrliche Weise, kann er das?"

„Geh zu meinem Bruder Ciccio! sag ich Dir, wiederholte die Muhme: Besseres vermag ich Dir jetzt nicht zu rathen. Folge mir, geh!" So trennte sie die beiden Liebenden. Angiolina wankte langsam mit ihr ins Haus zurück, Giovanni zögernd zu Don Ciccio.

„Warum so traurig?" trat ihm dieser entgegen. Da faßte Giovanni Ciccio's Hand, und schüttete sein ganzes betrübtes Herz aus. „Wieder eine schöne Geschichte von Strintillo! rief Ciccio erbittert aus: ich habe schon oft gesagt, die Träume bringen ihn noch ums Himmelreich! — Armer Giovanni! was sich für Dich thun läßt, soll gethan werden, aber .... hiebei zuckte Ciccio mit den Achseln: Strintillo wird Strintillo bleiben, was in seiner Haut steckt ist alles närrisch. Ich kann Dir wenig Hoffnung geben, laß uns aber doch auf frischer That einen Angriff auf sein Herz versuchen und zwar mit all den Seinen; komm, wir wollen uns noch den Pater Antonio mit zu Hülfe nehmen, der predigt wie Paulus: wenn der ihn nicht mürbe macht; so ist und bleibt er ein Stein und dein Schicksal von Eisen!" Damit ergriff der gute Don Ciccio Hut und Stock, nahm ein kleines Säckchen mit Senfsamen in die Hand und ging mit Giovanni zu Pater Antonio. Diesen fanden sie

zwar bereit, ihnen beizustehen und er ging mit ihnen; aber er gab Giovanni fast noch weniger Hoffnung als Ciccio. So traten die drei in das Haus Strintillo's und mit Ciccio in das Zimmer der Muhme Cecca, die seine Schwester war, und bei welcher sie Angiolinen fanden. „Ach, sagte Cecca, wie sie von dem Vorhaben der Kommenden hörte, heute werden wir schwerlich zu Strintillo gelangen! Er hat sich fest verschlossen und läßt Niemanden vor." — „Schadet nichts, sagte Ciccio, ich thue wie Unverstand und werde schon eindringen! Hier in dem Säckchen habe ich ein Pröbchen von dem Senfsamen, nach dem Strintillo schon so lange verlangt hat, damit werde ich die Thür öffnen! Ihr bleibt noch zurück, ich gehe zuerst hinein und rede mit ihm, dann später kommst Du nach Cecca, dann Angiolina, dann Giovanni und, wenn unser Bitten und Ermahnen nichts fruchtet, will der gute Pater Antonio das Letzte versuchen." Hiemit ging Don Ciccio, das Säckchen in der Hand, auf Strintillo's Zimmer los. Vorsichtig folgten die Andern. Ciccio pochte.

„Niemand herein!" rief Strintillo.

„Ich bin es, lieber Vetter," sagte Ciccio.

„Niemand herein!" rief Strintillo wiederum.

„Gut, sagte Ciccio, so werde ich Dir den Senfsamen durch das Schlüsselloch hineinblasen!" Hiemit nahm er dessen, halbe Hände voll, und blies ihn durch das gewaltig große Schlüsselloch.

„Ach ſo? kommſt Du endlich mit dem Senf," fragte Strintillo und öffnete die Thür.

„Ja wohl, ich bringe Dir Senf, ſagte Ciccio, und zwar von zweierlei Art."

„Von zweierlei?"

„Ja, von zweierlei: erſtlich hier den in dieſem Säckchen, wie gefällt Dir der?"

„Der iſt ſehr ſchön, ſehr ſchön!"

„Nicht wahr, der iſt ſchön! Aber Strintillo, der andere iſt noch bei weitem ſchärfer."

„So? Nun dann bin ich begierig, wo haſt Du ihn?"

„Hier auf meinen Lippen."

„Auf den Lippen? Ich ſehe ja nichts."

„Er kommt ſchon, ſagte Ciccio. Du weißt doch, daß der gute Senf den Kopf aufräumt und die Gedanken klar macht, ſieh, ſolchen bring ich Dir auf den Lippen; ſage mir doch Strintillo, wie kannſt Du es über das Herz bringen, Dein Kind vor Dir ſterben zu ſehen?"

„Höre Ciccio, nahm Strintillo das Wort: wenn das Dein Senf iſt, ſo trage ihn wieder hinweg, ſolchen brauche ich nicht!"

„Gerade ſolchen brauchſt Du, lieber Strintillo, Du mußt nieſen, bevor Du klar ſieheſt, was Du thuſt. Du mordeſt Dein Kind, wenn Du ſie dem braven Giovanni nimmſt, und dem runzligen Granco giebſt. Willſt Du denn Meerſpinnen zu Enkelkindern haben?"

„Ich folge dem Wink des Himmels, ſagte Strintillo, dabei bleibt's! Was der Himmel beſchließt, darüber müſſen wir Menſchen nicht grübeln."

„Aber ist denn Dein vermoderter Betthimmel, unter dem Du träumst, unser Herrgott, oder bist Du ein Heiliger, der Visionen hat?“

„Nein, sagte Strintillo, aber ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geschehn.“

Hierüber trat die Muhme ein, laut weinend, und bat Strintillo mit Händeküssen, seinen Sinn zu ändern; aber, was auch gesagt wurde, Strintillo kniff den Mund fest zusammen und blieb stumm.

Angiolina trat hinein und warf sich ihm zu Füßen, ihr Schmerz rührte ihn zu Thränen; aber er blieb stumm.

Giovanni trat herein und brachte seine Sache vor, so gut er konnte; doch Strintillo blieb stumm. Nichts veränderte den steinernen Mann.

Endlich kam auch der Pater Antonio, hieß die Andern hinausgehen und sprach allein zu ihm, und, wie es den Horchern schien, eindringlich; denn Strintillo brach endlich sein Schweigen. Wie aber erschraken sie wiederum, als sie, statt günstiger Worte, Folgendes vernahmen:

„Glaubt mir, ehrwürdiger Pater Antonio: ich leide bei den Schmerzen meines Kindes, wie Abraham auf Moria; doch menschlicher Wille muß dem himmlischen nachgesetzt werden. Mein Traum sei nicht himmlisch, sondern Blendwerk der Hölle, sagt Ihr? Woher wollt Ihr das beweisen, warum soll er nicht gut sein? Was Arges widerfährt denn meiner Tochter? Beide Freier sind gleich brave Leute, beide haben sie lieb, — dem Reichsten geb' ich sie. Da sagt Ihr mir: sie liebe nur einen von Bei-

den: o glaubt mir, die Liebe lahmt zuweilen; doch kommt ſie ſpäter nach. Frauen ſind wie die Weinreben, ſie laſſen ſich an jeden Mann binden, und gewöhnen ſich an jeden, der ſie zu ziehn weiß. Wie war es denn mit meiner Seligen? Sie wollte mich erſt durchaus nicht haben: in der erſten Nacht wollte ſie mir entlaufen, am Ende fand ſie ſich doch recht gut in mein Hausweſen, und, wenn wir uns ſpäter oft gezankt haben, geſchah es nur aus guter Meinung. Darum Pater Antonio laſſet ab mich zu peinigen und zu röſten. Es kann Euch alles nichts helfen. Die Tochter iſt meine Tochter, ihr Vater heißt Don Strintillo, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geſchehn!"

Nach dieſer Rede machte Strintillo den Mund wieder feſt zu. Da mochte Pater Antonio predigen, ſchelten, mit göttlicher Strafe drohen und die Hölle malen ſo roth er wollte, Strintillo blieb verſchloſſen, wie die Auſter, zu der man kein Meſſer hat. Endlich ging Pater Antonio von ihm hinweg. „Nun ſoll mir kein Senf mehr da herein kommen!" ſagte Strintillo, und verrammelte die Thür.

„So! mache zu, verrammle Dich, daß kein guter Gedanke mehr zu Dir kann! ſagte Ciccio, Thränen des Zornes in den Augen und wandte ſich ſanft zu Giovanni: komm mein lieber Giovanni, faſſe Dich, der Hochzeittag iſt noch nicht da. Gott thut viel in einem Augenblick, wie viel mehr kann er in acht Tagen thun." So redete Ciccio zu Giovanni und ſah ihm dabei theilnehmend in die Augen, die er voll Thränen glaubte: doch zu ſei-

ner großen Verwunderung fand er sie trocken und sein Gesicht bleich, aber unerwartet heiter. „Ich danke Euch Herr Notar und Euch Pater Antonio," sagte Giovanni ganz gelassen, eben so gelassen: „lebe wohl!" zu Cecca und „lebe wohl!" zu Angiolinen, die halb entseelt auf ihr Zimmer geführt ward, und leichten, ja fröhlichen Trittes eilte der Jüngling aus dem Hause, ein Liedchen summend, gleich als wäre nichts Uebles vorgefallen. — „Diesen Leichtsinn begreif ich nicht," sagte Ciccio. — „Ich begreife ihn wohl, sagte Pater Antonio. Der tiefsten Verzweiflung ist es eigen, die schreckliche Gegenwart gleichsam zu überspringen und in das zu flüchten, was wir Leichtsinn nennen. Ein getroffener Hirsch springt hoch empor, ehe er niedersinkt und sich verblutet. Er ist nicht so heiter wie er scheint, glaubet mir!" — Und Pater Antonio hatte Recht. Giovanni ging die Straßen hindurch, wie es schien, fröhlicher als sonst. Er nickte sogar Don Granco, der ihm des Weges entgegen kam, einen so freundlichen Gruß zu, daß dieser sich ganz erstaunt nach ihm umwendete. Aber der Jüngling war nur der Fröhlichkeit hohles Bild, in seinem Innern tobte es wie eisiger Wintersturm, und trieb ihn fern von Menschen. Die Gärten vorüber, klomm er höher und höher das wilde Gebirg hinan, einsamer, immer einsamer ward die pfadlose Gegend um ihn her, immer steiler die Felsen, immer schmaler die herabrinnenden Bächlein. Schaaren kleiner Waldvögel flogen vor ihm auf, aus den Myrthen und Loorbeerbüschen, bis er unter einer Felswand dicht an

einem Abgrunde erschöpft niedersank. Zu seinen Füßen lag, gleich dem entfalteten bunten Schweif eines Pfauen, alle Herrlichkeit und Pracht des neapolitanischen Golfes und seiner Inseln hingebreitet. Garten an Garten und Stadt an Stadt, an dem schönen Saume des Meeres, der sich hin schwingt wie der Flug der Schwalbe: während sich aus der Ebne vor den blauen Apenninen der Vesuv erhebt und, gleich bunten Blumen, Aschengewölk auf Aschengewölk emporthürmt. Da rief Giovanni: „heiliger Gott, wie schön ist diese Welt und wie unglücklich bin ich in dieser schönen Welt!“ — Jetzt, erst jetzt brachen ihm die Thränen aus den Augen und er weinte bitterlich. Da mußte es sich fügen, daß zu derselbigen Stunde der Räuber Checco, mit seinen lustigen Gesellen, in jener Einsamkeit umherschwärmte, zu seiner Ergötzung Kaninchen zu jagen. Kühn wie er war, kletterte er eben um den Gipfel des Felsens, an welchem Giovanni lag, als das Erdreich unter den Füßen des Räubers wich und hinabschob. Was er auch ergriff, sich zu halten, Gras und Busch, alles ward los und rollte mit ihm dem Abgrunde zu. Da vernahm Giovanni das Geräusch, blickte um sich, sprang gewandt hinzu und, die Linke fest um einen überhängenden Baum geschlungen, ergriff er den Stürzenden mit der Rechten, als er eben verloren schien, und hielt ihn dicht an dem Abgrunde schwebend. Obwohl stark genug, ihn eine Weile zu halten, war er doch nicht mächtig genug, ihn völlig heraufzuziehen und Beider Lage ward mit jedem Augenblicke gefahrlicher, da nicht

allein Giovanni's Kraft minder wurde, sondern auch die Wurzeln des Baumes, woran sie hingen, mehr und mehr nachließen. Giovanni aber war edelmüthig genug, ihn nicht loszulassen; da rief Checco seine Gefährten herbei, welche die Beiden, nicht ohne Gefahr, aus der peinlichen Lage befreiten. „Habt Dank, Ihr Braven!" sagte Checco und umarmte seine Freunde, doch zu Giovanni gewendet, sprach er: „Dich hat Gott gesandt, ihm sei Dank und der heiligen Jungfrau! Lasset uns beten!" Damit nahm er den Hut ab, Alle thaten ein Gleiches, knieeten mit ihm nieder und beteten zu Gott und der heiligen Jungfrau. Hiebei muß erwähnt werden: dieser Checco war zwar ein Räuber, jedoch ungewöhnlicher Art, angebetet von den Seinen und bei dem Volke mehr geliebt als gehaßt. Sein Patron war Crispinus: er nahm den bösen Reichen und gab den guten Armen. Durch einen ungerechten Urtheilspruch um sein rechtmäßiges Erbe gebracht, hielt er jede Obrigkeit nur für eine Anstalt, das Volk hinab zu drücken, hatte sich mit mehreren ähnlich gesinnten, flinken Burschen verbunden, und streifte bald hierhin im Lande, bald dorthin, wie er es nannte „dem Unrecht abzuhelfen!" Bei diesem Geschäft nahm er es freilich nicht so genau, wie die lateinischen Bücher, in welchen die tausend und aber tausend Rechtsfälle verzeichnet sind. Er sah alles nur entweder schwarz oder weiß. Verwickeltes hieb er durch, wie Alexander Magnus den Knoten, und das audiatur et altera pars war keineswegs sein Wahlspruch. Im Ganzen mußte bei ihm der Unglückliche

siegen, der Glückliche wenigstens theilen, wobei Checco sich als Richter auch nicht völlig vergaß, sondern oft recht ansehnlich zulangte. Wem er half, den ließ er das für ihn Erlangte sodann, sehr klug, in veränderter Gestalt irgend wo, wie zufällig, finden; damit derselbe nicht durch sein Geschenk in Verdacht geriethe. Zuweilen trat er, bei hellem Tage, mit seinen Gesellen in ein reiches Haus, wo er wußte daß eben ein erwuchertes Sümmchen lag, schloß die Thüren, und bat sich das Sümmchen zu guten Zwecken aus, und, wer ihm dieses nicht sogleich herbeischaffte, ward weder geknebelt noch gefoltert; sondern auf ein mitgebrachtes Leder gelegt und von den lustigen Gesellen so lange geprellt, bis er, des lästigen Spieles überdrüßig, Ungernes gern that und Alles bewilligte. Von dieser Art des Geldeintreibens ward Checco „der Preller" genannt; und wahr ist es, seine Leute verstanden das Prellen gut, sie brachen Niemandem die Rippen und vertheilten die blauen Flecken, mit Ansehn der Person, ziemlich gleichmäßig auf dem Leibe ihrer lebendigen Spielbälle. Daß dieses Treiben böser Art sei, glaubte keiner von ihnen. Alle waren jung und rüstig und immer bereit zu den tausend Schwänken, die Checco sich ausfand, diesen oder jenen Streich nachdrücklich durchzuführen. Sie bildeten zusammen gleichsam eine lustige Vehme und ließen zuweilen Prügel regnen auf Schultern, die sich dergleichen nicht vermutheten. Hatten die Schläge zuweilen nicht den richtigen Mann getroffen, so sagte Checco: „nun dafür wird ihm Gott andere Sünden

vergeben, geißeln wir uns!" Hierauf pflegten sie sämmtlich Stöcke zu nehmen, stellten sich im Kreis und hieben einander weidlich durch. Verschlagen waren alle wie Füchse, listig wie Schlangen, vorsichtig wie die Marder, und wollte man sie fangen, so wurden sie zu Aalen, und entwischten aus den Händen der Häscher, wenn man sie schon fest zu haben glaubte. Das ganze Gebürg, voll labyrinthischer Höhlen, war der Pallast, in dem sie wohnten. An steilen Felswänden hatten sie kleine Stufen und Griffe zum Klettern gehauen, an denen sie, gleich Steinböcken, wunderbar schnell hinan laufen konnten, die aber, gleich einem Räthsel, so wunderlich verworren durcheinander gingen, daß Niemand den Flüchtigen nachzueilen vermochte. So hatten sie, wo man sie umzingelt zu haben glaubte, noch hundert Ausgänge und waren ihren Verfolgern an List immer überlegen. Es war als ob keine Kugel sie treffen könnte, und wenige waren im Volk, die sie nicht für Zauberer hielten. Als hätten sie den Karneval geplündert, erschienen sie bald in dieser bald in jener wunderlichen Verkappung und gaben den Leuten viel zu erzählen. Dabei versäumten sie kein Madonnenfest, gingen fleißig zur Messe und bei einem Pater Namens Andronico zur Beichte, der ihnen oft harte Büßungen auflegte, welche sie gewissenhaft erfüllten. So beteten sie nun auch hier und dankten Gott und der heiligen Jungfrau für Checco's Rettung.

Aber als sie ausgebetet hatten, sprang Checco auf, schlug sich an die Brust und begann zu Giovanni, der

wieder in Gram versunken war: „Checco's Herz ist Dein. Du bist traurig? kann ich Dir Hülfe schaffen, es soll geschehen. Hast Du einen Feind, er soll mein gewahr werden!“

„Mir kann Niemand helfen, als Gott!“ sagte Giovanni, bedeckte sein schwermüthiges Gesicht mit den Händen und schwieg. Checco bestürmte ihn jedoch so lange mit theilnehmenden Fragen, bis er ihm, obwohl langsam, mittheilte was ihn quälte, nachdem Checco das Versprechen gegeben, daß er weder Strintillo noch Granco ein Leid zufügen wolle: denn Giovanni wußte wohl mit wem er sprach. Als er ausgeredet hatte, erwiederte Checco rasch: „die Umstände sind einfach: der Alte will Dir nicht willfahren, aber wohl die Tochter. Nimm ihm die Tochter mit Gewalt, bringe sie daher in die Wildniß und lebe mit ihr, geborgen in meiner anmuthigsten Höhle, bis der Alte sich in die Geschichte findet und Euch verzeiht. Traue mir, die Höhle soll eingerichtet werden wie eine Putzstube, nichts soll euch fehlen, und bliebt ihr ewig bei mir!“ — Dies sagte Checco mit großer Zuversicht; aber wie staunte er, als Giovanni sich plötzlich wie getröstet erhub und ihm entgegnete: „Checco, bald wäre gethan was du sagst; aber da sei Gott vor, daß ich solch Unrecht auf mich lüde! Die Tochter ist des Vaters: ich hätte wenig Segen davon, der alte Strintillo aber den Tod, und Angiolina würde nimmer froh. Nein, besser ist schlicht und recht. Ich will Gott bitten, daß er mir seinen heiligen Engel herniedersende und mich und Angio-

linen aus der Verzweiflung erlöse, gleich wie er mich und Dich hier wunderbar gerettet. Thöricht war es von mir, einen Augenblick an seiner Allmacht zu zweifeln.“ Hiemit schüttelte Giovanni Checco's Hand und ging vor ihm den Berg hinab. Checco aber blieb betroffen stehn, dann rief er ihm feurig nach: „geh braver Knabe, Gott wird Dir helfen, wunderbar wie er uns hier gerettet! Aus diesem Baum, der uns Beide trug, will ich ein Kreuz machen, bei dem will ich oft beten. Gott erhalte Dich! Sage Niemanden, daß Du mich gesehen!“— „Ich will es verschweigen,“ sagte Giovanni und ging. Checco aber sprach rasch zu den Seinen gewendet: „laßt uns gehn, Gesellen, ich muß mich gegen Giovanni dankbar beweisen. Holt das Leder, worauf Ihr zu prellen pflegt und folgt mir.“ Festen Trittes ging er ihnen voran, und sie merkten an seinen blitzenden Augen, daß er irgend einen Plan gefaßt. Einer lief und holte das Leder. Schweigend gingen sie durch den Wald von schattigen Steineichen und Kastanien. Alle sahen sich jedoch verwundert an, als sie merkten, daß Checco seine Schritte nach einer Einsiedelei wendete, welche sehr einsam und entfernt von allen andern Häusern lag. Der Träger des Leders fragte Checco'n: ob er Buße thun wolle, und die Prellhaut in des Eremiten Kapelle weihn? —

„Diesesmal nicht,“ sagte Checco und ging schweigend auf den Eremiten zu, der erst vor seiner Thür saß, aber bei Checco's Nahen aufstand und ihm entgegen rief: „Nehme Gott die Sünde von Euch, was sucht Ihr bei mir?“ —

„Das thue Gott. Kennt Ihr mich?“ —

„Ob ich Euch kenne? Ihr ſeid Checco der Preller, ſagte der Eremit wie trotzend: was führt Euch zu mir?“

„Dankbarkeit, ich bringe Euch Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun. Ich fand eben einen braven Knaben, der mir das Leben gerettet, mit Gefahr ſeines eignen, und ſehr unglücklich iſt. Da ihm aber zu ſeinem Glück nichts fehlt als leidiges Geld, ſo bitte ich Euch, holt Euren Schatz hervor, wo Ihr ihn verſcharret habt, und gebt ihn dem armen Teufel. Euch iſt das Geld ſo nichts nütze, da Ihr ein frommer Mann ſeid und in freiwilliger Armuth lebet. Gebt ihm den Schatz und nehmt Gottes Segen dafür!“

„Wie? ſagte der Eremit faſt betroffen, welchen Schatz?“ — „Den Ihr hier im Walde gefunden.“ —

„Im Walde gefunden?“ —

„Ja, bei dem Graben der heiligen Kräuter: ſie müſſen ſehr lange Wurzeln haben, weil Ihr immer ſo tiefe Gruben macht. Laßt Euer Grabſcheit nicht liegen, ich hab es gefunden. Ihr ſeid ein Schatzgräber, das weiß die ganze Welt.“

„Ich ein Schatzgräber? — Ich einen Schatz gefunden! — Ich Geld hergeben! — Ich tiefe Löcher graben!“ — rief der Eremit einmal über das andre.

„Die Sache iſt ſicher, her mit dem Kaſten, Geizhals, ſperre Dich nicht!“ —

Aber der Eremit blieb bei ſeinen Ausrufungen: „Ich einen Kaſten! Ich ein Schatzgräber! Ich einen Schatz ge-

funden! Ich tiefe Löcher graben! Ich Geld hergeben! wollt Ihr heilige Kräuter? wollt Ihr Rosenkränze? was wollt Ihr von mir armen Manne?!" —

„Den Schatz! denn ich weiß gar wohl, Du bist allein darum Eremit, um hier umher ungestört und wohlfeil Schätze zu graben; weil Du weißt, daß hier aus alten Kriegen manches verscharrt liegt. Also her mit dem todten Gelde, es soll lebendig werden!"

Der Eremit aber faltete die Hände, warf sich auf seine Kniee, drückte die Augen fest zu und murmelte ein Gebet vor sich hin.

„Dein Gebet kommt nicht von Herzen, sagte Checco. Auf! Gutes thun, ist besser als schlecht beten. Komm, wenn Dir das Geld so fest anklebt, wollen wir Dich ein wenig schütteln, vielleicht fällt einiges ab?"

Der Eremit blieb stumm.

„Auf das Leder mit ihm!" rief Checco und flink ergriffen Checco's sechs Begleiter den Eremiten, legten ihn auf die Prellhaut, trugen ihn auf einen freien Platz, sahen gen Himmel, dann auf ihn und prellten und fingen ihn so meisterlich, daß er immer siebenmal länger in der Luft war als auf der Haut. Um besser im Takt zu bleiben, sangen sie ein besondres Lied dazu und jedesmal wenn das Lied zu Ende war, hielten sie inne und befragten den Gepeinigten: ob ihm nun bald der Ort einfiele, wo er den Schatz verscharrt habe? — Aber der Eremit beharrte bei seinem Schweigen. Als sie nun die Prellerei und das Lied wohl zehnmal wiederholt hatten,

ſahen ſie wieder nach, und befragten den Geprellten wiederum wie vor; aber er blieb ſtumm, ja er blieb ſogar in unbequemer Stellung liegen, und regte ſich nicht. Sein Athem ſchien ſtill zu ſtehen. Da erſchraken die flinken Geſellen und ſprachen zu einander: „wir haben es zu arg gemacht, er iſt todt, und der Schatz verloren!“ — „Legt ihn auf den Raſen, ſprach Checco, gehn wir!“ — Sie thaten es. Als ſie im Gebüſch waren, ſagte Checco leiſe: „nun bleibt ſtehen und habt Acht, der Schelm erhebt ſich noch!“ Lange ſtanden ſie und ſpähten, endlich wendete ſich das Haupt des Eremiten langſam herum. Er ſah rechts, ... er ſah links, ... vor ſich und hinter ſich, und, als er Niemanden erblickte, ſprang er munter auf, ſchüttelte ſich gleich einem Pudel, der aus dem Waſſer kommt, ſtemmte die Hände in beide Seiten und kicherte, wie Jemand der Einen angeführt hat, lachte, biß ſich vor Freuden in den Finger, rieb vergnügt die Hände und ging fröhlich nach ſeiner Hütte.

„Seht der Schelm hat uns gefoppt, und ſich nur todt geſtellt,“ ſagte Checco.

„Prellen wir ihn noch einmal!“ ſprach einer der Geſellen.

„Nein, ſagte Checco. Kommt, der Schelm muß anders gefaßt werden! Er hat einen Schatz, das iſt ſicher. Man ſieht es an ſeinem Lachen, er kommt ſich klüger vor als wir ihm vorkommen; doch ich ſtehe euch dafür, er ſoll bald andrer Meinung werden!“

Hiemit verloren ſich die Räuber wieder in die Wild-

niß und der Eremit freute sich, daß er die Preller mit seiner List um den Schatz geprellt, den er wirklich besaß und so ernsthaft hütete, wie irgend ein Vogel Greif in der Fabel.

Des frommen Mannes Treiben war, unter uns gesagt, einigermaßen schändlich und stellte das Gegentheil der heiligen Abgeschlossenheit und Gottesverehrung wahrer und ehrwürdiger Anachoreten dar, die ihr Gemüth mehr und mehr reinigen von weltlicher Begier und Habsucht und sich allein göttlichen Dingen zuwenden. Denn er ließ sich, als Einsiedler, von armer Leute frommen Spendungen ernähren und grub unterdeß allein nach irdischen Schätzen, nicht um sie zu gebrauchen oder zu vertheilen; sondern um sie, als ächter Geizhals, in seiner Nähe wieder zu verscharren. Holzhauer hatten ihn beim Graben belauscht, und so hatte sich im Volk das Gerücht von seinem Schatze verbreitet, welches bei frommen Seelen keinen Eingang fand, bei Checco jedoch um so mehr, da er seit einiger Zeit im Walde mehrere tiefe Gruben gefunden, und bei der einen sogar des Eremiten Grabscheit.

Nun lassen wir den Eremiten und denken wieder an Giovanni. Dieser ging, wie bereits erzählt worden, wieder das Gebürge hinab. Ueber eine Stunde war er gegangen .... als er sich von allen Seiten beim Namen rufen hörte. Er vernahm zuerst des guten Don Ciccio Stimme, dann die Stimmen von mehreren seiner Freunde. Die braven Leute hatten überall ängstlich nach ihm gefragt und sich im Walde vertheilt ihn aufzufinden, weil

sie, nach Pater Antonio's Rede, nichts geringeres glaubten, als Giovanni sei ausgegangen, sich das Leben zu nehmen.

„Da ist er! da ist er!“ rief Don Ciccio laut aus, als er ihn sah, und bald umringten den traurigen Jüngling alle seine liebsten Freunde, herzten ihn und küßten ihn und weinten an seinem Halse. Von dieser vielen Liebe und Theilnahme ward Giovanni herzlich gerührt. „Giovanni, Giovanni, was soll aus uns werden wenn Du nicht mehr bei uns bist! riefen Alle, betrüb' uns nicht, wir wollen Dich trösten, so gut wir es vermögen. Alle jungen Leute zu Gragnano haben sich vorgenommen, dem alten Strintillo ein Charivari zu bringen, und der garstige Granco soll vor lauter Katzenmusik nicht schlafen können, bis Beide vor Aerger den Verstand verlieren. O! Du bist nicht so allein, wie Du glaubst, alle verschmähten Freier helfen mit Spektakel machen.“ So betrübt Giovanni war, so mußte er doch über diese sonderbaren Aeußerungen von Liebe lachen und sagte: „herzlichen Dank meine Freunde für Euren guten Willen; aber lasset das Gelärm, damit wird Strintillo's Sinn nicht geändert und Granco's auch nicht. Unverbesserlich eigensinnig ist einer wie der andere, nein, wenn keine andere Hülfe kommt, muß ich mich in Gottes Schickung ergeben! Verzweifelnd ging ich aus, aber ein wunderbarer Vorfall, von dem ich zu schweigen versprochen, hat mich überzeugt, daß Gottes Hand sichtbar über mir ist, und daß ich noch leben soll.“

Unter solchen Gesprächen gingen sie durch den Wald

hinab, in dem unzählige Nachtigallen schlugen. Die herrliche Natur und die Liebe der Freunde tröstete Giovanni, und sein herber Schmerz ward sanfte Wehmuth. Als er heimkam, zwangen ihn seine Freunde, Speise und Trank zu nehmen, wogegen er einen Widerwillen gefaßt. „Trink ein Glas mehr, wie sonst, es wird Dir gut thun," sagte Ciccio: „Guten Ausgang!" riefen seine Freunde und stießen mit ihm an. „Gott kann noch Alles wenden!" sagte Ciccio. — „Fast hoffe ich es," sagte Giovanni und lachte, mit Thränen in den Augen. Seine Freunde blieben bei ihm, bis er vor Mattigkeit die Augen schloß: da legten sie ihn auf sein Bett, löschten seine Lampe aus und verließen ihn.

Des andern Tages kamen sie bei guter Zeit zu ihm, halfen ihm munter bei seinen Arbeiten und suchten ihn auf alle Art zu zerstreuen. Don Ciccio und Pater Antonio kamen auch und sprachen ihm treulich zu, gegen Abend bat er Alle ihn allein zu lassen: er wolle beten gehen! — Als er sich allein sah, ging er nach einer einsamen Kapelle, die sein seliger Vater erbaut hatte, und schmückte das Bild der heiligen Jungfrau mit frischen Kränzen. In ähnlicher Weise vergingen drei Tage. Unterdeß war Granco emsiglich beschäftigt, alle Vorbereitungen zu seinem Fest zu bedenken; aber bei aller Emsigkeit brachte er wenig heraus: er war gewohnt sparsam zu leben und wußte nicht, wie man etwas reichlich einrichtet. Besprach er sich mit seinen Freunden, so schienen ihm alle ihre Vorschläge zu hoch ins Geld zu gehn, sie

waren mitunter auch sehr närrisch, so daß er endlich merkte, daß er von Allen gefoppt werde. Häuschen von Würsten gebaut mit Fußböden von Rosinen und Mandeln und getrockneten Feigen, große Wasserfälle von Wein und Liqueur, das Auswerfen von Doppeldukaten unter das Landvolk, ein Feuerwerk eine halbe Meile breit, das Wegschenken von 60 geputzten Eseln, das Schlachten und Vertheilen von 500 Hämmeln, 1000 Pfund gebratenen Mückenlebern, 30 Eimern Hühnermilchsuppe, und ähnliche Vorschläge wollten ihm durchaus nicht zu Sinne: dazu blieb jenes angedrohte Charivari, vor welchem ihn die dasigen Gerichte nicht zu schützen vermochten, nicht aus, und verfolgte ihn wo er ging und stand; kurz er rannte hin und her, ward zuletzt ganz verwirrt und toll, und sagte: „die Gragnaner verdienen meine Güte nicht, ich will meine Hochzeit ganz einfach und gediegen einrichten, der lumpige Giovanni wird doch nicht wagen mit zu halten!" — So sprach er und beruhigte sich schon, als er plötzlich aus diesen süßen und bequemen Spargedanken durch ein Gerücht geweckt wurde, welches sich schnell durch die Ortschaft verbreitete. Ihm ward es von seinem albernen Diener Cetrullo hinterbracht, welcher ihm erzählte: seinem Nebenbuhler Giovanni sei, in vergangener Nacht, bei der Kapelle seines Vaters ein Engel erschienen, und habe ihm Hut, Rock, Kragen und alle Taschen voll Gold geschüttet, und der Glückliche rüste sich jetzt in allem Ernste zu einem großen Feste. — „Dummes Zeug!" rief Granco, der dies nicht glauben

wollte, einmal über das andre aus: „dummes Zeug! dummes Zeug!“ — Mit diesem Geschrei lief er schnurstracks auf Giovanni's Behausung zu, wo er dessen Freunde in Menge versammelt fand. Alle jubelten und liefen geschäftig aus und ein; aber als Granco sich nun genauer erkundigen wollte, empfingen sie ihn mit einem so furchtbaren Charivari, daß er sich ganz erboßt zurückzog und nun beschloß, Giovanni'n und aller Welt zum Trotz, das Fest so zuzurüsten, daß selbst der Sultan nicht sollte mithalten können!

Giovanni's Erlebniß war wirklich eigener Art, er schwur seinen Freunden hoch und theuer, daß ihm, als er an seines Vaters Kapelle gebetet, ein Wesen in überirdischem Glanze erschienen sei, welches einen Regen von Gold über ihn ergossen und ihm mit himmlisch süßer Stimme zugesprochen und gesagt habe: „da nimm, Giovanni, gehe, rüste alles reichlich und prächtig, am Abend des Festes will ich Dir wieder erscheinen und noch mehr Segen über Dich ausschütten. Gehe im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau.“ — Aus dieser letzten Rede könnt' Ihr schließen, lieben Freunde, setzte Giovanni hinzu, daß es kein böser Geist war, der mir erschienen, nein ein Bote Gottes, und ich habe festes Vertrauen, daß er am Abend des Festes wiederkehrt!“ — Giovanni's Freunde schüttelten die Köpfe; doch Giovanni war kein Schwärmer und hatte sich nie einer Lüge schuldig gemacht, auch lag das Gold sichtlich vor ihren Augen, Alle waren überglücklich, vor Allen aber Angiolina: sie that

mit der Muhme vor Freude nichts als Weinen und Beten. — Aber das bedeutendste Gesicht über diesen Vorfall machte — der alte Strintillo. Die Erscheinung des Engels paßte recht in seinen Kram. „Sieh, sieh Strintillo, was daraus wird! sprach er zu sich selbst: mein Traumwesen soll mir Niemand mehr tadeln; denn wie es scheint geschehen ihm zu Liebe Zeichen und Wunder, um alle Welt zu überzeugen, daß Strintillo's Glaube kein Narrenglaube sei; nein, richtig und zutreffend nach allen Seiten und in allen Stücken!" Dabei freute sich der eitle Mann noch, daß seiner Tochter zu Ehren nun so große Feste zugerichtet würden, wodurch er hoffte, sein Name werde überall auf lange berühmt werden, ohne daß er dabei sonderlich viel Unkosten hätte. Alle diese Gedanken machten ihn so närrisch vergnügt, daß er zu seiner Tochter ging und sie streichelte und küßte, wie er nie gethan, und bei jedem Kusse gab er ihr einen Schmeichelnamen, wie: „mein Zuckernüßchen, meine Taube, mein Wieselchen, mein Hündchen, mein Kätzchen, mein Affe, mein Eselchen, mein Lämmchen, mein Hühnchen, mein Kaninchen, gieb mir das Pfötchen, streichele Dein Papachen, zupf' ihn am Näschen, kraue ihn ums Bärtchen! So, so, gieb ihm ein Schmätzchen, Du Zuckerbiene, laß Dich anbeißen, Du Marzipan, Du Artischocke! Geh' Du Senfgurke, Du machst Deinem Vater Kummer und Sorge, und doch liegst Du ihm näher am Herzen, als das Hemde auf seinem Leibe! Du Meerkrebs Du, warte ich will Dich folgen lehren, sei Deinem Vater gut,

komm', blase ihm aufs Aeugelchen, so! aufs andere auch! O! mein Goldfischchen, Deine Wängelchen sind wie die Aepfelchen! Ja, ja, die jungen Burschen müssen wie die Narren werden, wenn sie Dich sehen, warte nur, Du wirst zwei Hochzeitfeste auf einmal erleben, so was hast Du mir zu danken, denn wo bliebe das Alles, wenn Dein Vater nicht gut zu träumen verstände. Danke Gott täglich auf Knieen, daß Dein Vater im Schlafe besser sieht, wie jeder Andere im Wachen. Das Tarantelchen! will sie wohl das Mündchen halten und nicht immer drein reden, wenn der Vater Weisheit spricht!" So und noch viel närrischer geberdete sich Don Strintillo vor Freuden, daß sich zu seinen Träumen so sonderbare Dinge gesellten, und die Muhme mußte ihn mit Gewalt von der Tochter reißen, er hätte sie umgebracht!

Doch eilen wir wieder zu Giovanni. Dieser hatte nun alle seine vorige Lebhaftigkeit wieder gewonnen. Im Schatten einer traulichen Reblaube, um eine runde Tafel, bei süßen Feigen und blinkendem Weine, saß er mit seinen Freunden und berieth sich über das, was nun geschehen sollte. Kam die Summe des über ihn ausgeschütteten Goldes auch lange nicht dem Vermögen Branco's gleich, so vertraute er doch fest auf des Engels Wiedererscheinen, und das Empfangene war immer mehr als hinreichend zu Ausrüstung eines überprächtigen Festes. „Spare diesmal nichts!" hatte der Engel zu ihm gesagt.

„Nun, so muß das Fest etwas ganz Besonderes werden!“ meinte Don Ciccio. — „Ja wohl!“ schrien Alle. — „Gewiß, sagte Giovanni, und ich denke schon lange darüber nach. Still, still, nun hab' ich es!“ fuhr er auf einmal auf.

„Nun, was denn, was denn?“ riefen die Freunde.

„Ich will .... doch nein, ... besser ist es, Ihr erfahrt es später. Ihr würdet glauben, daß es nicht möglich sei, und mich nur abreden wollen. Morgen sollt Ihr Alles erfahren! Doch Euch, Don Ciccio, bitte ich mit tausend Küssen: kommt mit mir nach Neapel, dort wollen wir einen Freund holen, dessen ich zu meinem Vorhaben bedarf, wie meiner Augen zum Sehen!“ — „Aber sagt mir nur, was Ihr wollt?“ — „In Neapel erfahrt Ihr Alles! Kommt nur, Don Ciccio, verlieren wir keine Zeit!“

Schnell waren zwei gesattelte Maulthiere herbeigeschafft und die beiden Freunde nahmen Abschied: „morgen kommen wir wieder, dann erfahrt Ihr Alles!“ — Hiemit ließen sie die Andern verwundert stehen, und trabten den lustigen Weg nach Castellamare hinunter, wo sie einen zweirädrigen Wagen mit zwei Pferden nahmen, oder, besser gesagt, einen geschnellten Pfeil, auf dem sie längs des Ufers am schönen Golf hinflogen; denn die Pferde liefen, als hätten sie Feuer gefressen! Unterweges fragte Ciccio Giovanni zu wiederholten Malen: wen er aus Neapel holen wolle?

„Das werdet Ihr sehen, lieber, lieber Don Ciccio! war Giovanni's einzige Antwort: laßt mich, ich bin glück-

selig, glückselig!" und damit fiel der Jüngling dem braven Notar um den Hals, küßte ihn und drückte ihn unaufhörlich so heftig, bis dieser ihm endlich seinen Mantel hinhielt und sagte: „hier, wenn Du durchaus so heftig drücken und küssen mußt, nimm meinen Mantel in die Arme, quetsche ihn und balge ihn nach Herzenslust, der hält es aus, aber mit einer lebendigen Seele habe Geduld und lasse sie leben! Wenn Einer sich freut, muß denn der Andere dabei zu Grunde gehen?" Alle diese Reden aber halfen nichts, und Don Ciccio hatte noch viele Qual auszustehen. Lachend wandte sich der Kutscher und rief: „Der junge Herr ist verliebt, das merkt man, nun Gottes Segen!" — „Ich danke, rief Giovanni: da, Pepo, nimm das Goldstück, laß die Pferde fliegen wie die Schwalben, dann mögen sie hundert Jahre ruhen!" — „Keine Sorge! rief Pepo zurück: meine Thiere fressen den Weg, sie laufen die Wände hinan, über Land und Wasser! Wollt Ihr über das Meer fahren? Ihr sollt nicht naß werden!" — Hiebei lenkte der feurige Knabe nach der Brandung hin .... „Mach keine Possen!" rief Ciccio ihn haltend, und, schnell wieder zurücklenkend, fuhr Pepo die Straße lachend dahin und ließ den Staub weit hinter dem Wagen. Kaum gönnte sich Giovanni unterweges einige Erquickung, und es war zur Zeit des Mittagschlafes, als sie in Neapel einrollten. Vor einem halb verfallnen Pallast ließ Giovanni Halt machen.

„Kommt, kommt!" rief Giovanni zu Ciccio, und eilte vor ihm eine alte Treppe so rasch hinan, daß Ciccio

rief: „Du wilde Ziege! kannſt Du nicht warten bis ich nachkomme?“

Als Ciccio oben ankam, fand er den Jüngling ungeduldig an eine Thür pochend, zu welcher der dicke Mann kaum hindurch konnte, vor lauter gemalten Wolken und Thronen und Altären und Triumphwagen und Geſpenſtern und Teufelsſchlangen und Theaterdrachen, die ſie von allen Seiten zu verſchlingen drohten. Er machte ſich eben vom Takelwerk eines römiſchen Schiffes los, als ein junger freundlicher Mann mit dem Kopf aus der Thür ſah: „Giovanni!“ — „Sacchetti!“ und die Jünglinge lagen ſich in den Armen.

„Herzensfreund, beſuchſt Du mich einmal? Sei willkommen! Womit kann ich dienen?“

„Lieber Sacchetti, ich komme hier mit meinem Freunde, dem Herrn Notar Ciccio Camarano, rette mir das Leben; Du kannſt es!“

„Wie, das Leben? Will Dich Jemand umbringen? Mit dieſer Herkuleskeule ſtehe ich Dir bei, wer bringt Dich um?“ rief Sacchetti und ergriff eine papierne Keule.

„Die Liebe, hilf mir Du!“ —

„Von Herzen gern, wenn ich kann!“ rief Sacchetti und führte die Freunde in eine Malerwerkſtatt, worin es noch wunderlicher ausſah, als vor der Thür. Alles ſtand voll von Räderwerk und Teufelsſpuk und Feerei. Ueberall ſtolperte man über Stricke, Kloben und Winden, Farbentöpfe, Pinſel und gerollte Leinewanden. . . . .

„Hier iſt wenig Platz, rief Sacchetti: Ihr müßt Geduld

haben, kommt hier hinan!" Damit führte er sie einige Stufen hinauf, und sie nahmen auf Wolken vor einer vergoldeten Sonne Platz. „So, setzen wir uns hier! In diesem Himmel, vor dieser hellen Sonne, wird uns Alles klar werden!" Lachend setzten sich die Freunde, und Giovanni erzählte in Eile die Geschichte seiner Liebe und schloß mit folgender Bitte: „Nun, mein lieber Sacchetti, sieh' auf Dich hab' ich, nächst dem Himmel, am meisten gerechnet. Auf dieser Erde giebt es ja nicht Fisch nicht Vogel, nicht Thier nicht Kraut, nicht Baum nicht Strauch, das Du nicht darstellen könntest mit Deiner großen Kunst, als wenn es wirklich wäre. Komm und hilf mir in meinem Weinberge ein Fest anrichten, welches den Sinn des harten Mannes bezwingt." — „Von Herzen gern, sagte Sacchetti: sage nur wie?" — Hierauf theilte ihm Giovanni einen Plan mit, welchen der Erzähler noch verschweigen muß; aber zu dem Sacchetti rief: „Vortrefflich, vortrefflich!" — „Doch Alles wird nichts ohne Dich, sagte Giovanni: hilf mir, lieber, lieber Sacchetti, Du kannst es und thust es!"

„Ich thu' es und will sehen, ob ich es kann, sagte Sacchetti: wir haben aber kaum drei Tage Zeit; und ich zweifle fast, ob ich Alles zu Stande bringe? . . . Doch ja, es geht! . . . . . Für das Glück eines solchen lieben Freundes arbeit' ich auch die Nacht. Der alte Strintillo soll Wunder sehen!"

„Engel Gottes!" rief Giovanni und weinte an Sacchetti's Halse.

„Nun, drücke ihn nicht auch todt!“ sagte Ciccio, und machte den Maler frei, der fortfuhr und sagte: „Jetzt Freund Giovanni, fahr Du mit Deinem Freunde ruhig wieder heim. Besorge Du nur Haken, Spaten und eine Menge alter Weintonnen! Halte Alles geheim, morgen Abend im Dunkeln komme ich mit Gehülfen und Farben und Pappen, mit Töpfen, Tiegeln, Zangen, Hammern, Nägeln und Pinseln und mit Hölle und Teufel hinaus, und richte Dir Alles so ein, daß die Gragnaner ewig von mir erzählen sollen!“

„Hier hast Du eine Hand voll Gold zum Einkauf, lieber Sacchetti!“

„So, das thut Noth, sagte der Maler: denn meine Schulden will Niemand für baar Geld annehmen.“

„Hast Du Schulden?“ fragte theilnehmend Giovanni.

„Nein, eigentlich doch nicht; aber immer leere Taschen, das Geld liebt mich nicht!“

„Nun, spare jetzt auch nichts, daß Alles recht prächtig wird! sagte Giovanni im Gehen: ich verlasse mich auf Dich! Leb' wohl!“

„Auf Wiedersehen! Leb' wohl bis morgen!“ sagte Sacchetti, und geleitete die Freunde hinab, zur Thür hinaus, durch Drachen und Schlangen, hinunter bis vor die Hausthür, wo er sie freundlich entließ.

Als Giovanni noch einigen Schmuck für seine Angiolina gekauft hatte, nahmen sie frische Pferde, und eilten nach Gragnano so schnell wieder zurück, als sie gekommen waren.

Obwohl es darüber fast Mitternacht geworden war, eilte Giovanni doch unter das Fenster seiner Geliebten und weckte sie mit süßem Gesange, erzählte ihr sein Vorhaben und wie weit es damit gediehen, und rief einmal über das andere: „Sacchetti ist durch seine Kunst ein Zauberer, größer als Bajalardo oder Virgilio, und mein Herzensfreund, verlasse Dich auf ihn, wir werden siegen!“ Die Liebenden warfen sich Küsse zu und gingen zur Ruhe. Lange konnte Giovanni nicht einschlafen; doch als er erwachte, war die Sonne schon hoch am Himmel, und seine Freunde umstanden sein Bett mit neugierigen Fragen. Giovanni sprang auf und kleidete sich an: „Alles sollt Ihr erfahren, lieben Freunde, habt mich lieb und wartet nur bis auf den Abend, hier ist Geld, thut mir den Gefallen, und kauft, ein Jeder so heimlich als möglich, recht viel alte Weintonnen zusammen, die wir dann bei Nacht in meinen Weinberg schaffen wollen; weder Don Granco noch irgend Jemand darf merken, was hier vorgeht!“ — „Ja, lieber Giovanni, Alles soll geschehen, was Du willst!“ riefen die Freunde und zerstreuten sich, die Einkäufe zu machen. — „Lieber Don Ciccio, sagte Giovanni zu dem Kommenden: herzlich bitte ich Euch, seid in diesen Tagen mein Beistand, besonders was Fisch und Fleisch betrifft. Ihr seid ein Kenner und wißt was gut ist: macht meine Einkäufe, mir schwindelt der Kopf, ich möchte mich leicht betrügen lassen.“ Sie setzten sich hin und rechneten aus, was sie nöthig hätten, Ciccio erhielt das Geld, ging aus, und that sich überall nach allem Besten um. Beim

fröhlichen Mittagmahle kamen die Freunde wieder zusammen, alle Besorgungen gingen rasch und aufs Beste, weil überall herzliche Theilnahme handelte. Ueber solchen Dingen kam der Abend heran, es wurden Wachen ausgestellt und im Schleier der Nacht Weinfaß nach Weinfaß über die Gartenmauer hereingekugelt. Man ging um so behutsamer damit um, weil der Garten an den Don Granco's anstieß, welcher am wenigsten davon erfahren sollte.

Unterdessen kam auch der brave Sacchetti auf Nebenwegen an, jubelnd empfing ihn Giovanni, und in einem großen Schuppen ward abgeladen und ausgepackt.

„Du hast doch für Alles gesorgt!" sagte Giovanni, indem er die Sachen überflog und ihn küßte. — „Hier sind eine Menge Röhren, die wir noch wohl brauchen werden, hier Stricke, da Farbentöpfe, hier Pinsel, Nägel, Schrauben, Zangen, Hammer, hier Gelenke und Rollen mit Zugschnüren u. s. w., kurz es fehlt an Nichts! Nun aber laß mich das Terrain betrachten!" — „Jetzt bei Nacht?" — „Ja freilich, meine Vorstellung ist für den Abend berechnet!" — So gingen sie, mit ein paar Fackeln, in die geräumige Kluft, worin die Fässer lagen. „Das Terrain ist herrlich, und schon sind fast zu viel Fässer da! Glaubt mir, Alles wird sich machen! Don Strintillo muß hierher erst von Granco's Feste kommen und ein kleines Hiebchen haben, dann wird Alles gehen, wie es soll! Nun zu Bett, morgen ist wieder ein Tag, ich bin matt und müde und muß etwas ruhen. Ich zieh' die Kleider

nicht aus, denn morgen muß es früh wieder losgehn." — „Legt Euch nicht zu Giovanni, sagte Ciccio: sonst erwürgt er Euch die Nacht vor Freude." — „Er hat sein Zimmer besonders, sagte Giovanni: sonst würde ich nicht aufhören, mit ihm zu plaudern!" Alle gingen fröhlich auseinander, fanden sich am andern Morgen zeitig wieder ein und arbeiteten nun Tag und Nacht mit Sacchetti's Leuten und unter seiner Leitung so emsig, als gelte es einen geschwollenen Strom abzuwehren oder ein Feuer zu löschen. Das schönste Wetter begünstigte sie, und sie waren fertig, ehe sie sich dessen versahen, schon vor dem bestimmten Tage, und konnten nun Alle gemächlich ruhen und sich am Tage selbst ganz ihren Launen überlassen. — Don Ciccio hatte seine Einkäufe vortrefflich ausgeführt, gute Köche gedungen, und Alles war bereit, um gemächlich bei der Hand zu sein.

In denselben Tagen ging es bei Don Granco eben so emsig, aber nicht ganz so fröhlich her: denn da wußte sich Niemand ordentlich Rath in irgend einer Sache. Zwar hatte der Mann das Knausern mit Geld aufgegeben, sein Kopf aber knauserte fort mit Gedanken. Zuletzt gedachte er nur daran, wie es zu machen wäre, daß es schiene, als wenn recht viel dabei aufginge. Er schickte weit umher nach berühmten Fressern und Säufern, auf deren Kunst man Wetten machen sollte, und ließ viel falsches Blattgold holen, um damit Alles zu vergolden; weil er, kindischer Weise, in dieses Gefunkel alle Schönheit setzte. Immer war ihm bange, daß Giovanni ihn

übertreffen könne! und er schickte aus Neugier bald diesen, bald jenen Boten, um Giovanni Etwas abzusehen. Aber die Boten kamen nur mit Lügen wieder, da sie von ausgestellten Wachen abgehalten wurden und jene Kluft so glücklich mitten in Giovanni's Garten lag, daß man von anderwärts her nicht hineinsehen konnte. Granco wollte vor Neugier sterben; denn er selbst getraute sich wegen des Charivaris nicht wieder hin. Aber als nun der Nachmittag erschien, an welchem das Fest stattfinden sollte, und Alles schön vergoldet war, bildete sich Don Granco dennoch ein, bei ihm sei Alles unübertrefflich! machte sich auf, geputzt wie ein Osterei, holte Don Strintillo und den Richter des Orts ab und sprach, indem er Beide mit stolzem Behagen bei seinen zahlreichen Gästen, die mehrentheils von fern gekommen, einführte: „Hier, meine Herren, ist der ehrenwerthe Richter von Gragnano, Herr Don Orzo, und hier mein künftiger Schwiegervater, und hier, zu Strintillo gewendet, ist meine Hochzeit!“ — „Halt! halt! Herr Granco, meinte Strintillo, bis jetzt sagt nur Euer Fest und Herr Strintillo; ob Ihr Hochzeit und Schwiegervater sagen dürft, das wird sich nachher zeigen! Jetzt sehen wir uns um, wie es bei Euch aussieht? Herr Don Orzo der Richter wird mir beistehen, um Alles wohl zu betrachten!“ — „Von Herzen gern, meinte Don Orzo, und Beide gingen, ihre Stockknöpfe bedeutsam an die Unterlippen haltend, umher, zu sehen, was es daselbst Alles gebe? Was ihnen zuerst auffiel waren zwei ungeheuer lange Tafeln, die unter

der Last von Speisen fast zusammenbrachen; aber fast kein Gericht war da, welches nicht wenigstens am Rand oder in der Mitte vergoldet gewesen wäre! ja etwas, worauf sich Granco am meisten einbildete, war eine vergoldete Laube mit einer Bank. Auf letztere mußten sich die beiden Herren setzen. Die Laube selbst glich mehr einem Käfig, so klein hatte sie Granco machen lassen, um sie, ohne zu große Unkosten, über und über vergolden lassen zu können; hie und da hatte sie sein Diener mit ebenfalls ganz vergoldeten Würsten und langen Käsen und Kürbissen so behangen, daß sie ziemlich unbequem war und Strintillo rief: „Hier ist ja ein völliger Weihnachtsmarkt!" — „Wer kauft Wurst, wer kauft Käse," rief scherzend der Richter. — „Nun, meine Herren, werdet Ihr etwas sehen, was Ihr Euer Lebtag nicht gesehen habt!" sagte Granco und lud auch die übrigen Gäste ein, sich dort umher auf Bänken und Stühlen niederzulassen. Sein Knecht Cetrullo ging mit vergoldeten Flaschen umher und schenkte ein, so viel man wollte: als zwei mit Blumen ausgeschmückte Fässer in die Mitte getragen wurden, an welchen das Gold ebenfalls nicht gespart war! Hierauf wurden zwei Tische gebracht, auf deren jedem ein ganzer gebratener Hammel lag; zu jeder Tonne trat schön geputzt ein berühmter Trinker, zu jedem Tisch, ebenfalls schön geputzt, ein berühmter Esser, Alle weither berufen zu diesem Feste. Die Gäste wurden eingeladen, auf Diesen oder Jenen zu wetten und sich an ihren Bemühungen zu vergnügen! So lächerlich diese Art der Unter-

haltung den Gästen anfänglich erschien, so langweilig wurde sie ihnen in kurzer Zeit, und Don Strintillo und der Richter stiegen aus ihrem Käfig heraus, wobei ihnen die goldenen Würste um die Ohren schlugen, und zogen es vor umherzugehen und zu sehen, was es noch weiter gebe; aber — mit Verwunderung bemerkten sie, daß Granco's Phantasie eben nur bis so weit gereicht hatte! — „Nicht wahr, sagte er zu ihnen tretend: die Leute essen recht manierlich, man bekommt selbst Appetit! Da! kostet von diesem Huhn! Hier ist ein Gläschen Wein: wollt Ihr Liqueur? hier ist welcher von Bari. Den Käse müßt Ihr versuchen, blas't das Gold herunter, es könnte Euch schaden! Hier ist wieder ein Weinchen, das seines Gleichen sucht! Da ist Wildschwein; hier stehen Puten; seht wie Alles funkelt! Junge Lämmer mit Zwiebel scheinen mir auch nicht übel! Nun, Don Strintillo, wie seid Ihr zufrieden mit meinem Fest?"

„Ich sage gar nichts," sagte Strintillo und trank vergnügt ein Glas Wein von einer Sorte, die er überaus liebte.

„Wie schmeckt Euch der Wein?"

„Vortrefflich!"

„Nun das ist mir lieb, so will ich Euch eine Tonne voll einschenken!" —

Damit ergriff er ein ungeheures Glas, welches die Form einer Tonne hatte, und reichte es Don Strintillo, welcher sich damit behaglich in ein Winkelchen setzte und es sich schmecken ließ; der Richter empfing ein Gleiches und setzte sich zu ihm. Granco trug ihnen mit emsiger

Hast Zwiebäckchen und allerlei Süßigkeiten zu, war so vergnügt wie ein Maikätzchen, sprang hin und her und flüsterte bald diesem bald jenem Gast ins Ohr: „Glaubt mir, die Braut ist mein: seht mein Schwiegervätterchen, wie es dasitzt und sich gütlich thut!“ Dann rief er wieder laut: „Meine Herren und Frauen, die berühmten Esser und Trinker hier und Don Strintillo gehen Euch mit gutem Beispiel voran, eßt und trinkt, hier ist Alles vollauf! Schäme sich Niemand! hier muß es drunter und drüber gehen! — Musikanten, spielt auf!“ —

Da setzten sich zween Dudelsackpfeifer und ein Knabe mit einer Violine in Bewegung, und machten eine Musik wie das Meer, wenn es ras't! Mancher Gast hielt sich die Ohren zu; aber Granco rief lachend: „Ja! nicht wahr, die Kerls spielen stark? Dafür haben sie heut aber auch satt gegessen und getrunken!“ —

In dieser Art war das Fest Granco's bestellt, welches selbst dem guten Don Strintillo langweilig vorgekommen wäre, wenn ihn nicht das Glas in Gestalt eines Tönnchens und die angenehme Gesellschaft Don Orzo's getröstet hätte. So ward er mehr und mehr zufrieden und sagte zuletzt zu Allem: „ja, ja!“ so daß sich Granco vor Freude gar nicht mehr zu lassen wußte.

Darüber ward es dunkel: ein Esser war schon mit seinem Hammel, ein Trinker schon mit seiner Tonne fertig. Wetten waren gewonnen und verloren. Da wußte Don Granco weiter nichts mehr als: „Setzen wir uns nun an die Tafel, meine werthen Herren und

Frauen, Alles ist bereit.“ Auch diesmal hätte Don Strintillo wieder „ja, ja!“ gesagt; aber der Richter erinnerte ihn, daß er, wenn er gerecht sein wolle, das andre Fest ebenfalls in Augenschein nehmen müsse. „Ja, ja!“ sagte Don Strintillo. — „Da gehe ich mit, sagte Granco, ich bin selbst neugierig, was Giovanni angerichtet hat?“ — So gingen sie aus dem Garten nach Giovanni's Hofe. Giovanni kam ihnen entgegen und lud Orzo und Strintillo freundlich ein, willigte jedoch in Granco's Gegenwart nur unter der Bedingung, daß er schwiege, ja es ward der Trumpf darauf gesetzt, daß er, wenn er den mindesten Laut von sich gäbe, die Braut verloren haben solle. Don Granco war dies zufrieden und gelobte in die Hand des Richters, zu schweigen, mit Worten wie mit Zeichen. — Giovanni bat auch den Richter, anfangs kein Wort zu Strintillo zu reden, sondern ihm stumm zu folgen; denn so verlange es die Haupteinrichtung seines Festes, bis sie zu den eigentlichen Gästen kämen. „Sonderbar!“ sagte der Richter, „sonderbar!“ Strintillo, und „hm, hm!“ Don Granco. Da winkte ihm der Richter, daß er schwiege. Hierauf ging Strintillo mit Giovanni voran, hinter ihnen der Richter mit Granco. So kamen sie in den Garten, wo sie am Eingang jener Kluft eine Thür fanden, mit der flammenden Inschrift darüber: Thor von Strintillo's Traume. — „Thor von Strintillo's Traume? was bedeutet das?“ fragte Strintillo. — „Geht hindurch und sehet selbst zu, Herr Strintillo, sagte Giovanni: folgt ihm, meine Herren und sprecht kein Wort zu ihm.“

Hiermit verließ Giovanni die Herren, welche Strintillo'n lange Zeit durch einen dunkeln Gang nachtappten, während sich das laute Schreien einer Gans vernehmen ließ. Strintillo sprach beständig mit sich: „Still, ich höre die Gans aus meinem Traume! ... Strintillo's Traum? was soll das bedeuten? — O, o, o! nun wird es heller! Was ist das hier? .... Hier ist ja meine Weinlaube mit den großen Trauben! O! wie viel ihrer sind, wie sie wachsen, wie sie groß werden! und da kommt Don Ciccio, richtig, es ist mein Traum wie er leibt und lebt!" — „Ja und hier bin ich, sagte Ciccio, um Euch wieder zum Bräutigam zu führen, seht, wie die Trauben wachsen! Machen wir, daß wir weiter gehen; sie kommen von allen Seiten, wir können sonst nicht mehr hindurch!" — Strintillo blieb immer erstaunt stehen: „nein, das ist ganz mein Traum, mein Traum!" — Auch Granco und selbst der Richter wurden von den sonderbaren Dingen sehr in Verwunderung gesetzt, und begriffen nicht, wie Alles zuging. Granco aber fing an, für sein Glück bange zu werden. — „Was sind das für Bretter hier am Boden?" — fragte Strintillo Ciccio'n. — „Mit diesen Brettern sind heute die Goldstücke, in die Ihr neulich versunken seid, bedeckt worden, damit man besser gehn könne; da seht, hier leuchten welche durch die Ritzen. Ich will Euch ein paar aufheben." — Damit scharrte er einige Goldstücke aus den Ritzen und gab sie Strintillo, der sie verwundert betrachtete. „Wahrhaftig, pure Goldstücke! Mein Traum, mein Traum!" — Nun hätte Granco

vor Wuth Alles zerreißen mögen; aber er fürchtete nur einen Finger zu bewegen; weil er die Braut dann ganz verloren glaubte. So traten sie in einen Keller, der ganz voll Weinfässer war: Ciccio zapfte eines an und gab den Herren zu kosten; man bot auch Granco an, aber so gern er getrunken hätte, er stand wie eine steinerne Säule, und gab kein Zeichen von sich; weil er sich beständig irgend einer Falschheit vermuthend war. Strintillo fand den Wein vortrefflich. Nun gingen sie eine lange Weile zwischen lauter Fässern, welche nach Sacchetti's Angabe so künstlich gestellt waren, daß sie ein Labyrinth bildeten, welches Ciccio mit einer schwachen Kerze immer anders und anders anleuchtete, so daß Alle, selbst der Richter, getäuscht wurden, um so mehr, weil Sacchetti unbemerkt nachschlich und in Eil immer mit Kreide das Datum an den Fässern veränderte. Als Granco nun kein Ende und immer anderes Datum sah, ging es ihm über den Spaß, und er dachte bei sich: hier hat der Teufel sein Spiel; solch einen langen Keller hab' ich mein Lebtag nicht gesehen! — Wie aber ward ihm zu Muthe, als sie auf den freien Platz kamen, und hinter einem Zaun von Dornen die lustigen Gäste um die Käsetische, die Springbrunnen von Wein, den Bratofen mit Ochsen, die Teiche mit gebackenen Fischen, den Hof mit dem gebratenen Geflügel, die Macaroni-Bäume und Alles sahen, wie Strintillo es geträumt hatte. Ciccio reichte den Herren zum Beweis von allem Einzelnen zu kosten, da hätte Granco innerlich bersten mögen vor Aerger;

aber noch hielt er sich tapfer. Endlich kamen sie um eine Ecke, als ihnen eine helle Sonne im Brillantfeuer entgegen leuchtete, und Giovanni, Angiolinen an der Hand, Strintillo entgegentrat und um seinen Segen bat. Hinter ihnen die Muhme und eine Anzahl Gäste. Strintillo war vor Staunen außer sich: „Mein Traum, mein Traum!“ rief er einmal über das andere, und wollte eben die Hand Giovanni's in die seiner Tochter legen, da konnte sich Granco nicht mehr halten und schrie: „Don Strintillo, Don Strintillo! haltet ein! Hier geht es mit dem Teufel zu! — Gebt Giovanni Euer Kind nicht, sonst nimmt er sie mit in die ewigen Flammen!“

Da ward Strintillo einen Augenblick stutzig und ließ die Hände wieder sinken, sah in die Höhe und schien sehr ernsthaft nachzudenken. „Aber was ist das da oben?“ rief er auf einmal erstaunt aus. — Alle folgten seinem Blick und erstaunten wie er, denn von wunderbarem Licht umstrahlt, schien eine weiße Gestalt über einem Felsen gleichsam emporzuschweben. Alles war todtenstill und die Gestalt rief: „Giovanni, empfange diesen Schatz mit dem Segen des Himmels!“ — Die Gestalt verschwand, und man sah auf dem Felsen etwas Glänzendes schimmern. Giovanni eilte hinauf und brachte nicht ohne Mühe einen Kasten herab, welcher kostbar gearbeitet und im Verhältniß zu seiner Größe über alle Maaßen schwer war.—„Seht selbst, sagte Giovanni: ob ich neulich gelogen?“ und Alles drängte sich um den Kasten: er ward auf einen Tisch gehoben und dem Richter übergeben, ihn zu öffnen.

„Das geht alles mit dem Teufel zu!“ sagte Granco. — „Versündige Dich nicht, sagte Strintillo: Wie könnte der Teufel den Segen des Himmels geben? Schweige und laß uns sehen, was in dem Kasten ist?“ — Derselbe war nicht so leicht zu öffnen, weil das Schlüsselloch künstlich verborgen war, und der Richter hielt eben nachdenklich die Hand an den Mund, als sich durch das fröhliche Gedränge ein Mann in rauhen Kleidern hindurcharbeitete. Es war — jener von Checco geprellte Waldbruder.

„Herr Don Orzo, begann er athemlos: ich habe Euch wichtige Dinge zu sagen, die nicht aufgeschoben werden können, hört mich armen Mann und dann richtet!“ —

Alles war mäuschenstill.

„Rede“, sprach Don Orzo.

„Diesen Morgen, fuhr der Eremit fort: diesen Morgen erfuhr ich von einem Pilger, der zu mir kam, daß hier in Gragnano ein Engel mit einem Goldregen erschienen sei und diesen Abend wiedererscheinen wolle.“ —

„Ja, eben war er da!“ riefen Alle.

„Das habe ich eben gehört, sagte der Eremit: und ich komme nun über den Engel zu berichten!“

„Aha! rief Don Granco, nun werden wir etwas hören!“

„Still!“ rief der Richter.

„Auch ich habe Engelserscheinungen gehabt, sprach der Eremit: obwohl sie mich nicht so glücklich machten als den Bräutigam hier!“ —

„Nun erzählt, erzählt!“ riefen Alle. —

„Fünf Nächte sind vergangen, seit ich einsam in meiner friedlichen Hütte schlief; da ward ich plötzlich von einer traurigen Musik erweckt, die Thüre that sich wie von selbst auf, ein Licht verbreitete sich in meiner Zelle, und, brennende Kerzen in der Hand, traten drei Jünglinge herein, die mir Engel schienen, weil sie Flügel hatten!“ — Hier schwieg der Eremit und weinte.

„Nun, und was thaten die Engel?“ —

„Sie stellten sich um mich her und sangen ein Lied, und war ich erst erschrocken, so war ich es jetzt noch mehr; denn sie sangen: als ob mein Ende nahe wäre und ich das Irdische verlassen müsse! Da rieselte es mir eiskalt durch alle Glieder und ich tappte an mir herum, ob ich noch im Leibe wäre? — Vielleicht hätte ich mich noch wiederum gefaßt; aber nun erschien an der Thür ein rauher schwarzer Dämon, mit gräßlichen feurigen Augen und rief: „Bist Du reif, alter Geizhals?“ Damit reckte er die Krallen nach mir aus und wollte mich fassen; aber die Engel wehreten ihm und fragten ihn: „was willst Du, Drache?“ — „Des Schatzgräbers Seele will ich!“ brüllte der Rauhe. Aber der eine Engel hatte ein Rauchfaß und schwang es vor ihn und sprach: „Der Schatz, den er gefunden, ist ein heiliger Schatz und rettet seine Seele. Hebe Dich weg, Satanas!“ — Aber Satanas wollte nicht weichen, und zählte alle meine Sünden her und forderte meine Seele. Da hatte der andere Engel ein blitzendes Schwert und trieb ihn damit hinweg, daß ich ihn nicht mehr sah: aber der dritte sprach zu mir:

„Sei getrost, Deiner Sünden sind viel, aber sie sind Dir vergeben um des Schatzes willen, der ein heiliger Schatz ist; zeuch ihn hervor und folge uns damit ins Paradies, so wird Satan Dich nimmer erlangen!“ — Da ward ich etwas getroster, doch zitterte ich noch immer und nahm weinend einen Hebel und hub den Stein empor, der die Schätze barg die ich unlängst gefunden, einen neben dem andern. Als ich sie mit großer Mühe vorgezogen, sagte der Engel mit dem Rauchfasse, indem er es über mich schwang: „Wohl Dir, daß Du gehorcht! Aber wirf Dich nieder auf Dein Angesicht und bete. Stirb ab der niedern Welt, so ist der Himmel Dein!“ —

„Ich that es und der dritte Engel warf ein schwarzes Tuch über mich, unter dem lag ich wie eine Nonne, die eingekleidet wird, und die Engel sangen wieder ein Lied, wovon ich wenig verstand, weil ich unter dem Tuche lag. Auch wurde der Gesang immer schwächer und schwächer und schien sich zu entfernen, bis er endlich gar aufhörte. Ich aber zitterte noch immer unter der Decke und wagte nicht, sie emporzuheben und aufzustehen; denn ich war noch immer der Meinung, ich solle wirklich ins himmlische Paradies gehen. Mehr als zwei Stunden blieb ich liegen und wagte kaum zu athmen. Endlich hörte ich Gesang von Vögeln und vernahm Tritte, die mir nahe kamen; bald darauf ward mein Tuch aufgehoben und ein heller Glanz schien mir in die Augen. Ich meinte den Glanz des Paradieses zu schauen und die Engel; aber — der Tag war angebrochen und Tommaso der Ziegenhirt

ſtand vor mir mit einer Kumme Milch und die Engel — kamen nicht wieder!“ —

Als der Eremit hier herzlich ſeufzend inne hielt, brach die ganze Verſammlung in ein lautes Gelächter aus: „Vor ihm ſtand Tommaſo der Ziegenhirt mit einer Kumme Milch und die Engel kamen nicht wieder!“

„Und der Schatz war weg!“ jammerte der Eremit darein und zerraufte ſich und zerſchlug ſich. Da nahm das Gelächter immer mehr überhand, bis der Richter Schweigen gebot und zum Eremiten ſprach: „Verzeiht, wenn ich mitlache, aber es iſt ſonderbar, einen Mann, der ſich in die Waldeinöde zurückgezogen, in ſolcher Art um irdiſche Schätze jammern zu hören.“

„Lacht wie ihr wollt; aber hört mich weiter! ſagte der Eremit: und ſchützt mich den Geſetzen nach, gegen Raub und Einbruch! Ich höre, daß der Gragnaner Engel ſo eben einen Schatz gebracht hat und wette, daß es einer der meinigen iſt. Ich will ihn genau beſchreiben; es iſt ein ſchön gearbeiteter Kaſten, mit vielem Meſſing beſchlagen und geht von unten zu öffnen: inwendig liegt zu oberſt ein Pergament, darunter Gold und Juwelen.“

„Habt Ihr die Schrift davon geleſen?“

„Nein, leſen kann ich nicht; aber es ſind viel Schnörkel darauf und es hängen gewaltige Siegel daran.“

„Könnt Ihr den Kaſten öffnen?“

„O ja, ſogleich, und hier iſt der Schlüſſel!“ Mit Behendigkeit wandte der Eremit den Kaſten, öffnete ihn und der Richter fand alles, wie jener es beſchrieben.

Schon wollte der Eremit nach dem Kasten langen und sich den Besitz desselben wieder zueignen, schon wurden Giovanni und Angiolina bleich und Granco froh; als der Richter sagte:

„Halt! Erst laßt uns lesen, was hier geschrieben steht?“ — Er entfaltete das Pergament und las:

„Hiemit sei jedwedem kund und zu wissen, daß ein jeder, welcher diesen Schatz auffindet und denselben den wahren Erben oder Nachkommen des Don Bernardo Carino nicht zukommen läßt, verdammt sein soll bis in alle Ewigkeit, als ein schändlicher Räuber und Entwender fremden Gutes. Er soll krumm werden und lahm und blind bleiben, bis seine Seele hinunterfährt, wo keine Erlösung ist!“

Don Orzo hatte noch nicht ausgeredet, als alle riefen: „Bernardo Carino? Bernardo Carino? war das nicht Dein Urgroßvater, Giovanni, von dem alle Welt sagt, daß er der reichste Mann vor dem Kriege war?“

„Ja wohl, rief Giovanni: und ich kann es gerichtlich beweisen!“

„Das weiß ich selbst genau, sagte der Richter: ich habe Deinen Großvater noch wohl gekannt. Aber Ihr mein frommer Waldbruder, verlangt Ihr dieses Geld noch sammt jenem Fluche des Verstorbenen?“

„Nein! sagte der Eremit und weinte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen: aber was habe ich nun für das Ausgraben des Schatzes?“ —

„Du sollst über meinen Geiz nicht klagen, sagte

Giovanni: und, wenn Dir die Armuth so schwer fällt will ich mit Dir theilen!".

„Bravo! rief der Richter: Aber ein Viertheil genügt dem Finder, das andere behalte mit Gottes Segen!" —

„Und hier nimm meine Tochter Angiolina dazu!" sprach Don Strintillo und legte ihre Hand in Giovanni's.

„Aber die Geschichte mit den Engeln ist ja noch nicht im Klaren?!" rief Granco dazwischen.

„Schweigt Granco, das Reden hilft Euch doch nichts sagte Strintillo: Mein Traum ist erfüllt, um und um und nach allen Seiten und in allen Stücken. Was der Himmel thut, darüber dürfen wir nicht grübeln, die Engel sind gut, die Tochter ist meine Tochter, Giovann mein Schwiegersohn, ich bin Don Strintillo und was ich haben will, muß geschehn!" —

Gedichte.

Vom Pythagoräischen Lehrsatze.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz nach Pythagoras benannt
Gilt heute wie er galt zu seiner Zeit.
Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt;
Es thaten kund geschlachtet und verbrannt
Ein hundert Ochsen seine Dankbarkeit.
Die Ochsen, seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;
Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen,
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Adelbert v. Chamisso.

Umkehr.

Leben kann man nicht von Tönen,
Poesie geht ohne Schuh,
Und so wandt' ich denn der Schönen
Endlich auch den Rücken zu.
Lange durch die Welt getrieben
Hat mich nun die irre Hast,
Immer doch bin ich geblieben
Nur ein ungeschickter Gast.
Ueberall zu spät zum Schmause
Kam ich, wenn die andern voll,
Trank die Neigen vor dem Hause,
Wußt' nicht wem ich's trinken soll.
Mußt' mich vor Fortuna bücken
Ehrfurchtsvoll bis auf die Zeh'n,
Vornehm wandt' sie mir den Rücken,
Ließ mich so gebogen steh'n.
Und als ich mich aufgerichtet
Wieder frisch und frei und stolz,
Sah ich Berg und Thal gelichtet,
Blühen jedes dürre Holz.
Welt hat eine plumpe Pfote —
Wandern kann man ohne Schuh —
Deck' mit Deinem Morgenrothe
Wieder nur den Wandrer zu.

von Eichendorff.

Tafellied.

Viele Lerchen hell erwacht,
Die zum Himmel ſteigen,
Viele Sterne in der Nacht,
Vieler Wipfel Neigen,
Viele friſche Herzen dann,
Die begeiſtert lauſchen —
Da bricht erſt der Lenz recht an,
Klang in's Waldesrauſchen.

So ſind viele hier geſellt,
Rüſtige Geſellen,
Die ihr Sach' auf Klang geſtellt,
Schauſpiel' und Novellen;
Viele dann die recht ſich freu'n
Wenn wir's löblich machen,
Und greift einer falſch darein,
Auch von Herzen lachen.

Und wo ſolche Reſonanz,
Klingt das Lied erſt helle,
Wie wir hier vereint zum Kranz,
Blüht die ſand'ge Schelle,
Kukuk ruft und Nachtigall,
Und von Luſt und Schmerzen
Weckt der Schall den Wiederhall
Rings in tauſend Herzen.

Ein Land, das ihr schweigend meint
Und wir freudig singen,
Und ein Meer, das uns, vereint,
Soll hinüber bringen.
Frische Fahrt denn, nah und fern,
Allen muth'gen Seglern,
Die getreu dem rechten Stern,
Schleglern oder Heglern!

von Eichendorff.

Entgegnung.

„Sei antik doch, sei teutonisch,
Lern', skandire unverdrossen,
Freundchen, aber nur ironisch!
Und vor allem laß die Possen,
Die man sonst genannt: romantisch!"
Also hört man's ringsher schallen,
Aber mich bedünkt: pedantisch
Sei das Schlimmste doch von allen.

Wem der Herr den Kranz gewunden,
Wird nach alle dem nicht fragen,
Sondern muß, wie er's befunden,
Auf die eig'ne Weise sagen,
Stets auf's neu mit freud'gem Schrecken,
Ist sie auch die alte blieben,

Sich die schöne Welt entdecken,
Ewig jung ist, was wir lieben.

Oft durch des Theaters Ritzen
Bricht's mit wunderbarem Lichte,
Wenn der Herr in feur'gen Blitzen
Dichtend schreibt die Weltgeschichte,
Und das ist der Klang der Wehmuth,
Der durch alle Dichtergeister
Schauernd geht wenn sie in Demuth
Ueber sich erkannt den Meister.

von Eichendorff.

Des Seilers Tochter.

1.

Er saß in wüster Gesellen Kreis,
Vom Weine glühend, von Liebe heiß.

„Ich sag' euch, laßt die Narrethei'n!
Ich werde des Seilers Tochter frei'n!

„Das schwör' ich euch mit heil'gem Eid,
Das schwör' ich euch bei Seel' und Seligkeit!

„Dies Ringlein hier an meiner Hand
Ist ihrer Lieb' und Treue Pfand.

„Sie wird mein Weib, eh' das Jahr verrann —
Meine Braut soll leben! stoßt an! stoßt an!"

Das Glas zersprang — sie haben gelacht —
Er stürmte fort durch die dunkle Nacht.

Vom Weine glühend, mit wirrem Sinn,
Schritt er durch finstre Straßen hin.

Aus einem Fenstrr blitzt Lampenschein —
Er tritt in ein helles Stübchen hinein.

Die er so treu geliebt, sie liegt
An eines Andern Brust geschmiegt.

In sel'gem Traum von Lieb' und Glück
Hängt Mund an Mund und Blick an Blick.

Er stand erbleichend stumm und starr —
Dann hat er gelacht — „Ich Narr! ich Narr!"

Wild lachend stürzt' er aus dem Haus
In die dunkle, stürmische Nacht hinaus.

2.

Wie drängt sich das Volk — einen bleichen Mann
Schau'n sie mit Scheu und Mitleid an.

Der Priester schreitet ihm zur Seit' —
Einem bleichen Mann gilt das Geleit.

Stolz ist sein Blick, fest ist sein Gang —
So wälzt sich der Zug die Straß' entlang.

Aus der Kirche tritt an des Mannes Hand
Eine liebliche Jungfrau im Brautgewand.

Das blühende Mägdlein so schön und fein,
Das ist des Seilers Töchterlein.

Sein glühendes Auge hat sie erblickt —
Die Jungfrau sieht ihn, die Jungfrau erschrickt.

Zu ringen scheint er mit Lieb' und Haß —
Er wurde roth, sie wurde blaß.

„Ei, kennst du mich noch, mein feines Lieb,
Und bin doch ein Räuber und bin doch ein Dieb?

„Kennst Du dies Ringlein an meiner Hand?"
Sie hat sich bebend abgewandt.

Da schritt er weiter und lachte voll Hohn —
„Was ich geschworen, erfüllt sich schon.

„Und wenn auch der Priester uns nicht traut:
Des Seilers Tochter ist meine Braut!

„Wie strömen herbei so viele Gäst' —
Das ist ein stattliches Hochzeitfest!"

Er hörte nicht auf des Priesters Wort,
Er hat gelacht in einemfort.

Und muthig zu derselben Stund'
Ist er gestorben mit lachendem Mund.

Er hat gehalten seinen Eid —
Er hat des Seilers Tochter gefreit.

E. Ferrand.

Die Linden blühen wieder.

1.

Die Linden blühen wieder —
Ich steh' unter'm Lindenbaum,
Im Herzen quellende Lieder
Und Lieb' und Jugendtraum.

Ich möchte den Namen begrüßen,
Der hier vor Jahren stand,
Ich möcht' ihn weinend küssen —
Der Name verwuchs, verschwand.

Doch könnt' ich den Stamm umarmen
Mit Liebesdruck und Kuß,
Daß seine Rinde erwarmen
An meinem Busen muß.

Ich sinne und weiß nicht, worüber?
Ich weiß nicht, was ich will.
Der süße Name, wo blieb er? —
Du klopfendes Herz sei still.

2.

Mir ist, als hätt' ich verloren
Was Liebes aus meinem Sinn,
Es klingt mir in den Ohren
Stillschmerzlich: hin ist hin.

Doch ist mir, als müßt' ich es finden,
Was ich vergaß und verlor,
Im Schatten der blühenden Linden,
Und sehnend blick' ich empor.

Da seh' ich Mücken spielen,
Und flüsternd süß und lind
In dichten Blättern wühlen
Den kosenden Abendwind.

Er will einen Namen mir nennen,
Und hoffend lausch' ich stumm,
Ich fühl' meine Wangen brennen,
Ich seufze und weiß nicht, warum? —

E. Ferrand.

Armand von Béarn.

„Nach Orthez reit' ich, wie's der Graf geboten.
Denk' an der Väter Spruch: des Mannes Wort
Ist schnell geschürzter, nie gelöster Knoten.
Leb wohl mein Bruder! Wahre treu das Fort
Von Lourdes. Nicht auf fränkische Losung höre;
Nur Sankt Georg sei des Kastelles Hort.
Ob als Vasall dem Grafen ich gehöre —
Das Schloß ist England's. Rettest Du, Johann,

Des Bruders heil'ge Treu? Schwörst Du's?" —
„„Ich schwöre.""
„Genug. Wir kennen uns. Ein Wort, ein Mann.
Unselig Loos dem Diener zugefallen,
Erkennt er zwei, statt eines Herren an." —
Herr Armand steht jetzt in des Grafen Hallen
Vor seines Lehnsherrn Angesicht; gedrängt
Um ihn die Freiherrn, Ritter, die Vasallen.
Es schweigt Graf Foix. Den Blick stirnrunzelnd senkt
Er auf den Boden, nestelt mit der Hand
Am Dolch, der an des Gürtels Ketten hängt.
Dann bricht er los mit heis'rer Stimm': „„Armand,
Bist Du mein Lehnsmann?"" — „Daß ich Euch pflichtig
Als meinem Herrn, wann hätt' ich's je verkannt?" —
„„Nach Thaten, nicht nach eitlen Worten richt' ich.
Mein Kriegsvolk nimmst Du es in Lourdes ein?
Dem fremden Herrn gelobte Treu ist nichtig.""
„Ein armer Ritter bin ich, nenne mein
Die Ehre nur." — „„Des Knechtes Widerstreben
Beschönigt kein Geschwätz. Ja oder Nein?"" —
Armand erbleicht und leis die Lippen beben:
„Um Gott, Herr Graf, was muthet Ihr mir zu?
Ich darf, ich kann das Schloß nicht übergeben." —
„„Verräther, schreit der Graf, so weigerst Du?
Nimm Schelmes Lohn!"" — Fünf blut'ge Quellen rinnen
Vom Dolch gebohrt aus Armand's Brust im Nu.

„O Herr, dies iſt kein adliches Beginnen.
Vergeb' Euch Gott!“ ruft Armand von Béarn,
Um deſſen Aug' ſich Todesflöre ſpinnen.
Lautlos im weiten Kreis die Ritter ſtarr'n.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Handwerksbursch.

Beim Heil'gen auf der Brücken
Sitz ich auf ſteinerner Bank,
Und werfe das Ränzel vom Rücken,
Und ſchau' den Fluß entlang.

Es ſchwellt der Wind das Segel —
Heidi! das geht vom Fleck.
Der Schiffer, der faule Flegel,
Ruht ſchmauchend auf dem Deck.

Den Schiffer drückt kein Ranzen,
Der ſtößt an keinen Stein,
Der braucht nur die Füße zum Tanzen —
So'n Schiffer möcht' ich ſeyn.

Was keucht denn dort an Stricken
Maſt-ſchleppend ein ganzer Hauf?
Sie ſtöhnen, die Kniee knicken —
Schwer geht der Kahn ſtromauf.

Da ſcheint mir auch der Segen
Beim Schiffer nicht weit her.
Stromabwärts — meinetwegen;
Stromauf — da paſſ' ich ſehr.

Die Biene, der Käfer, der Schmetterling,
Die laſſen nie das Wandern.
Sie ſummen, tanzen, ſchwirren flink
Von einer Blume zur andern.

Vor jedem Kelche halten ſie
Das Handwerk zu begrüßen,
Und ihrem Sprüchlein wird ſich nie
Das Blumenthor verſchließen.

Nicht Blüthenduft, nicht Honigthau
Vermißt der genäſch'ge Geſelle,
Und nimmer brummt die geiz'ge Frau,
Betritt ein Neuer die Schwelle.

Doch Biene, Käfer, Schmetterling,
Wahrt euch nur vor Gensdarmen,
Vor Schwalbe, Spatz und Diſtelfink —
Die kennen kein Erbarmen.

Die ewigen Pappel-Alléeen
Langweilen mich zu Tod;
Die Kieſel der Chauſſéeen
Sind erſt die wahre Noth.

Verlockend ruft dem Trägen
Das neugedeckte Haus:
Zeit wär' es sich zu pflegen,
Ruh' hier ein Stündchen aus.

Das Pferd mit Kummt und Schelle
Erblickt's den goldnen Stern,
Will nicht mehr von der Stelle,
Da hält der Kärrner gern.

Das Pferd mit Kummt und Schelle
Fürwahr das räth mir klug,
Spann aus, spann aus Geselle,
Geld hast Du ja genug.

Ich greife in die Tasche —
Wo steckt der Beutel doch.
O weh! statt Geld's erhasche
Ich nur ein weites Loch.

Wurmstichig ward die Tasche,
Zum Henker ging der Kern.
Ade, du grüne Flasche!
Ade, du goldner Stern!

Da ständ' ich denn an der Mauer
Der alten grauen Stadt.
Heut' ward das Wandern sauer,
Heut' kriegt ich's herzlich satt.

Es weiden im trocknen Graben
Die Kühe tief im Gras.
Am Wachtthurm krächzen die Raben,
Der Unt'roffizier nach dem Paß.

Sah ich Zeit meines Lebens
Doch nicht solch stattlich Thor.
Im Kriege lägen vergebens
Wohl tausend Mann davor.

Dort hängt das Eisengitter,
Das zwinge mir Einer mit Sturm!
Und drüber bohrt der Ritter
Den Spieß in den ringelnden Wurm.

Der Stadt Wahrzeichen merke
Ich mir vor Allem genau.
Sie fragen wohl im Gewerke
Mich einst nach dem Lindwurm schlau.

Wo wohl vordem Schießscharten
Gewesen mögen seyn,
Dort blüht ein lustiger Garten
Vor jedem Fensterlein.

Sonst starrten aus den Lucken
Wallbüchs' und Falkonett,
Jetzt seh' ich niederkucken
Ein Dirnlein zart und nett.

Reseda, Myrt' und Rose
Begießt sie emsiglich.
Bin ich 'ne Blume, du Lose,
Weshalb besprengst du auch mich.

Sankt Jürgen mit dem Wurme
Prägt sich vortrefflich ein,
Blickt drüber her vom Thurme
Thorwächters Töchterlein.

Mit Staub bedeckt ist Hut und Rock,
Auf dem Pflaster klappert der Knotenstock.
Das Ränzel drückt, noch mehr der Schuh —
Mein Engel, wo geht's der Herberg zu?

Du wendest ab stolz dein Gesicht?
Scheint dir der wandernde Bursche nicht?
Bis Sonntag ist es nicht mehr weit,
Dann wird dein Sprödethun dir leid.

Dann zieh' ich im besten Staat und Glanz
Mit einer Andern hinaus zum Tanz.
Du sitzest einsam auf der Bank,
Und schaust mir nach die Straß' entlang.

Franz Freiherr Gaudy.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimathland,
Wo die ſchattigen Kaſtanien
Rauſchen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Roſen ſchöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge ſchaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürriſch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Mag kein Einziger verſtehn.

Dieſer Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten luſt'gen Lieder
Hab' ich alle faſt verlernt;
Immer in die Melodieen
Schleicht der Eine Klang ſich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenſchein.

Als beim frohen Erntefeſte
Man den großen Reigen hielt,
Hab ich jüngſt das allerbeſte
Meiner Lieder aufgeſpielt;
Doch wie ſich die Paare ſchwangen
In der Abendſonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Luſt,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Bruſt,
Wo ſich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt ſchwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango ſchlingt.

Nein! Des Herzens ſehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Luſt entſagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück;
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenſchein!
Unter'm Schatten der Kaſtanien
Muß ich einſt begraben ſein.

Em. Geibel.

Preußen's Dioskuren.

(Auf Wilh. von Humboldt's Tod, 8. April 1835.)

Zwillinge, nicht durch Geburt, durch des Geistes erhabene Einheit,
Trug seiner Fittige Kraft Euch zu den Sternen des Ruhms.
Selbst nicht die Söhne des Zeus, die Leda's Schooß ihm geboren,
Die durch des Aethers Gewölb' leuchtend wandeln die Bahn
Weil sie unsterblichen Ruhm durch Kampf und Arbeit errungen,
Selber die Herrlichen nicht buhlen mit Euch um den Sieg.
Denn nicht das würdigste Ziel erreichst du am Ziele der Rennbahn,
Noch ist's der edelste Preis, den dir der Cestus gewinnt.
Höher grünet der Zweig, der des Sängers Scheitel bekränzet,
Und um Einen nur steht tiefer der Weise als Zeus*).
Euch hat Athene erwählt, die lautere Flamme zu schüren,
Die auf dem hehren Altar lodernd der Himmlischen glüht.

---

*) Sapiens uno minor est Jove. Hor.

Mütterlich reichte sie Euch des Busens göttliche Nahrung,
Heiligen Trieben enthüllt keusch auch die Jungfrau die Brust.
Furchtbar im ehernen Kampf erwuchsen die Söhne des Ares,
Welche die Wölfin gesäugt, wurden zu Löwen der Schlacht.
Euch ernährte die Göttin aus reinem, aus goldenem Urquell,
Was sich Prometheus geraubt, wurde Euch segnend geschenkt!
Darum den Sternen an Glanz, den Zwillingswandrern vergleichbar,
Steigt Ihr auf Schwingen des Ruhms hoch zum Olympos empor.
Aug' in Auge geheftet betrachtet einander und prüfet,
Ob Ihr auf irdischem Rund sonst Eures Gleichen gesehn.
Du durchmaßest die Meere, des Erdballs verborgene Fernen,
Wohin nimmer zuvor sterblicher Fuß sich gewagt.
Nicht der tobende Strom, noch der Steppe unendliche Wüsten,
Nicht die gähnende Kluft hemmten des Forschenden Schritt.
Bis zu dem felsigen Haupt des Riesenkönigs der Berge,
Das sich im einsamen Raum, jenseit der Wolken verliert,

Dem nicht des Gleichers Glut, nicht Hephäſtos ſprühende Flamme
Von der granitnen Stirn thauet das ewige Eis,
Wohin der Adler nicht dringt, kein menſchlicher Laut ſich erhebet:
Dahin bracheſt Du Dir kühn die verwegene Bahn;
Läge der Weisheit Schatz gebannt in den Tiefen des Hades
Eingang hätteſt Du Dir gleich dem Herakles ertrotzt.
Was ſich dem Auge enthüllt der erdumkreiſenden Sonne,
Was uns die Tiefe verbirgt, haſt Du erblickt und erforſcht.
Doch, wie weit Du die Zonen der Erde durchſtreift und durchwandert,
Pallas Günſtling wie Du, nirgend trafſt Du ihn an.
Ihn, den die Göttin geliebt gleich Dir, und mit Gaben verherrlicht,
Zeigten nicht Gleicher nicht Pol, zeigt Dir der heimiſche Heerd;
Daß Du nicht ewig hinaus in die Fremde ſtrebeſt und ſchweifeſt
Ward Dir das köſtlichſte Gut treu in der Heimath gehegt.
Hier, wie Tullius einſt in Tusculum's heiliger Stille,
Weilt Er mit ſinnendem Geiſt, tiefem Beſchauen geweiht.
Trieb Dich nach Außen der Drang an Okeanos äußerſte Grenzen,

Wandte Er forschend den Blick in das Geheimniß der Brust.
Du sahest spähenden Aug's aller Küsten und Völker Verkehren,
Ihrem verworrenen Laut horcht' Er mit lauschendem Ohr.
Lehrend hat Ihm der Geist in jeglicher Zunge geredet,
Ja aus den Gräbern herauf dringt offenbarender Spruch.
Doch nicht reiner hat selbst hellenischer Mund Ihm gesungen,
Als wohllautendes Wort Dir von der Lippe ertönt.
Und so wart Ihr gepaart nur durch Euch selber besiegbar,
Jedem die Brudergestalt Spiegel der eigenen Kraft. — —
Weh, da nahte der Tag, wo der Gott mit gewendeter Fackel,
Selbst von Trauer gebeugt, sanft Euer Bündniß gelöst.
Höher strahlt Ihr an Ruhm als die Zwillingssöhne der Leda,
Doch ein strenger Geschick sandt' Euch der Ewigen Rath.
Denn nicht schloß Euch der Gott, wie jenen das Auge gemeinsam,
Einzeln zu wandeln den Pfad, heißt Euch sein schmerzlicher Spruch.
Doch nicht wechselnd, wie sie, sollt Ihr mit den Himmlischen wohnen,
Beiden öffnet sich Euch weit das olympische Thor.

Euer Doppelgestirn im erhabenen Reiche des Jenseit
Gleicht dem arkturischen Stern: nimmer sinkt es hinab.
Und wie im Dunkel der Nacht die Dioskuren dem Schiffer,
Zeigt Euer strahlendes Haupt Pallas' Geweihten die Bahn.

L. Rellstab.

Muth!

Es ras't der Sturm durchs duft'ge Lenzgefilde,
Der Sturm ras't durch des Herbstes welke Flur,
Heut prangt verjüngten Lebens Lustgebilde,
Wo morgen der Vernichtung öde Spur;
Du suchst vergebens nach dem Zauberschilde,
Der schütze vor dem Grimme der Natur,
Die, gleich der alten Fabel Ungeheuer,
Sich selbst verschlingt in Erd', in Fluth, in Feuer.

Es ras't des Sturmes Wuth durchs Völkerleben,
Sturm sind die Speichen in der Zeiten Rad;
Ein Wechselspiel von Sinken und Erheben,
Von Werdelust und dunkler Todessaat,
So hält die Wage sich in schwankem Schweben
Und wägt Gedanken, wäget Will' und That,

Nicht Thränen; Deines Herzens tiefſtes Fühlen
Drängt Fluth auf Fluth der Strom zu überſpühlen.

Erzittre, Glücklicher! Im Glücke lauert,
Gleichwie im Roſenkelch, der gift'ge Wurm.
Wo der Beſitz der Erde, ſo ummauert,
Daß ihn nicht faſſen kann des Wechſels Sturm?
Stolz hebt der Adler ſich; ihn überdauert,
Auf dem er horſtete, der Felſenthurm;
Bald bricht zerborſten, unter jähen Flammen,
Mit ſeiner Brut vielleicht der Thurm zuſammen.

Es ſucht den Wiederhall durch alle Zeiten
Der große Weltſchmerz in der Einzelbruſt;
Dem lichten Gotte lauert ſcharf zur Seiten
Der nächt'ge, im Beſitze der Verluſt;
Mag ſich's den Blicken engen oder weiten,
Du nährſt in Dir, bewußt und unbewußt,
Wo Du auch wandelſt, endlicher Naturen
Beſchiednes Theil, den Schrei der Kreaturen.

Wie lang' im Keim er ſchlummr', er wird erwachen,
In Dir erwachen, Du entgehſt ihm nicht;
Ein ſpielend Kind erwächſt er ſchnell zum Drachen,
Aus deſſen Augen wüthend Feuer bricht,
Nach Beute gierig weitet er den Rachen
Und fodert Dich zum flammenden Gericht,
Ein Tropfen ſchwillt er haſtig an zum Meere,
Daß er den Schiffer und das Schiff verzehre.

Was lenkt und trägt in diesen wilden Wogen,
Dein schwankend Fahrzeug auf erzürntem Meer?
Was legt versöhnungsmild, ein Friedensbogen,
Sich über graue Wetterwolken her? —
Woran Dein Herz sich liebend festgesogen,
Erschau in ihm der Ewigkeit Bewähr!
Ein'st Erd' und Himmel Du in That und Glauben,
Wo ist die Macht, Dir solches Gut zu rauben?

Der Tod wo, stark genug, Dir zu entwinden,
Was unzertrennbar in und mit Dir lebt?
Des grauen Würgers Allgewalt muß schwinden,
Sobald Dein Herz nicht mehr vor ihm erbebt;
In Deiner Brust wird selbst den Tod er finden,
Dein Lieben ist es, was ihn untergräbt,
An Deiner Seele heiligstem Besitze
Zerbricht im Sturm des Gegners Lanzenspitze.

Mit diesem Gruß, o Freunde, laßt uns grüßen
Den großen Kampfplatz, der uns eint und hält;
Mag selig Glück die Tage Euch versüßen,
Sey hart an Klippen Euer Kahn zerschellt,
Gleichmäßig im Entbehren und Genießen
Bleibt stark und treu! und Euer ist die Welt;
Die Erd' und Himmel eint, die Kraft, die echte,
Stumpft ab den Pfeil der dunkeln Schicksalsmächte.

Die Erd' und Himmel eint, der Kraft, der wahren,
Sey unser Wollen, unser Thun geweiht!

In ihr urmächtig sich zu offenbaren
Ringt die uralte Heldenmutter Zeit
In wechselnder Entpuppung; Geisterschaaren
In uns und um uns, alle Ewigkeit
Und alles Lieben, Sehnen, Denken, Ahnen,
Es ist ein Zug nach diesen Siegesfahnen.

Heinrich Stieglitz.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Anzeige.

In demselben Verlage erschienen:

Alexis, Willib., gesammelte Novellen. 4 Bde. $5\frac{1}{3}$ Thlr.
— — neue Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.
— — die Geächteten. Novelle. (Steht nicht in den „gesammelten Novellen"). $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Castelli's Gedichte. 6 Bändchen . . . . $4\frac{1}{2}$ Thlr.
Eichendorff, J. v., Dichter und ihre Gesellen. Novelle. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.
— — Gedichte. . . . . $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Goethe und Zelter, Briefwechsel in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. 6 Thle. . . . . 12 Thlr.
Grattan's Skizzen und Romane, übersetzt von Will. Alexis, Th. Hell und K. L. Meth. Müller.
Die Erbin von Brügge. 4 Bände. $4\frac{1}{2}$ Thlr.
Jacqueline von Holland. 3 Bände. 4 Thlr.
Heer- und Querstraßen, oder Erzählungen. 5 Bände. . . . . $6\frac{1}{2}$ Thlr.
Reisebilder. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Kopisch, Aug., Gedichte. . . . . $1\frac{3}{4}$ Thlr.
Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.) 3 Bde. . . . . 3 Thlr.
Rellstab, L., Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. . . . . 4 Thlr.
— — Der Wildschütz. Roman. . . . $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Streckfuß, K., Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. 2 Thlr.
Woltmann, Karoline v., Die Bildhauer. Roman. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Wundersage, die, von Alroy. Vom Verfasser des Vivian Grey. Uebersetzt von Th. Hell. 2 Bde. 3 Thlr.

P
30
487
837

Deutsches Taschenbuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY